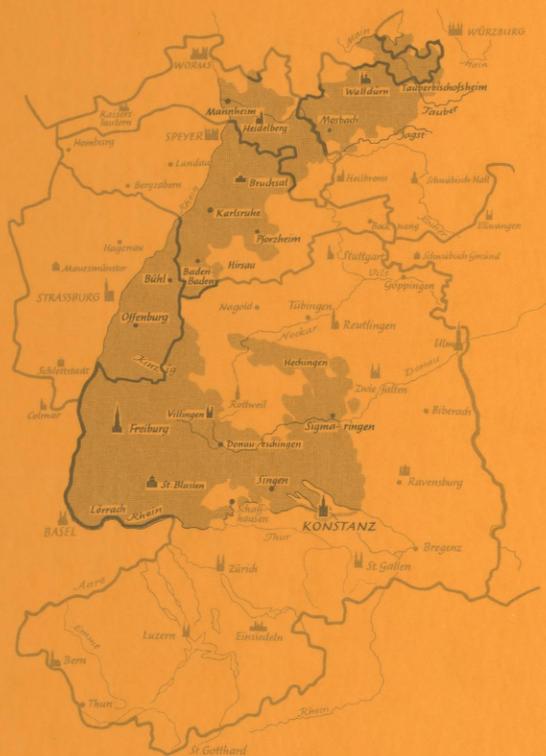


Freiburger Diözesan-Archiv



132. Band

2012

VERLAG HERDER FREIBURG

Das „*Freiburger Diözesan-Archiv*“ (FDA) erscheint jährlich einmal

Das FDA enthält Abhandlungen und Quellenpublikationen zur Geschichte und Vorgeschichte der Erzdiözese Freiburg wie auch der angrenzenden Bistümer. Der Schwerpunkt liegt auf kirchengeschichtlichen Fragestellungen, doch werden auch verwandte historische und heimatkundliche Themenbereiche berücksichtigt.

Alle für dieses Organ bestimmten Beiträge und darauf bezügliche Anfragen sind zu richten an Herrn Erzb. Archivdirektor Dr. Christoph Schmider (Erzb. Archiv Freiburg, Schoferstraße 3, D-79098 Freiburg, Telefon: 0761/21 88-4 30, Telefax: 0761/21 88-4 39, E-Mail: fda@ordinariat-freiburg.de).

Das Manuskript sollte in einem gängigen Dateiformat (z. B. *.doc oder *.rtf) erstellt werden und sich auch stilistisch in druckfertigem Zustand befinden. Richtlinien zur Manuskriptgestaltung können beim Schriftleiter angefordert werden. Manuskripte, die in den Band des betreffenden Jahres aufgenommen werden sollen, müssen spätestens am 30. Juni dem Schriftleiter vorliegen.

Das Honorar für die Mitarbeiter beträgt für den Bogen: a) der Darstellungen 50 Euro; b) der Quellenpublikationen 30 Euro.

Jeder Mitarbeiter erhält zwei Belegexemplare kostenfrei sowie auf Wunsch seinen Beitrag in digitaler Form (pdf-Datei). Bestellungen sind per E-Mail an den Schriftleiter zu richten.

Die Vereine und Institute, mit denen der Kirchengeschichtliche Verein für das Erzbistum Freiburg im Schriftenaustausch steht, werden ersucht, die Empfangsbestätigung der Zusendung sowie die für den Austausch bestimmten Vereinschriften an die Bibliothek des Kirchengeschichtlichen Vereins (Universität Freiburg, Theologische Fakultät, Fakultätsbibliothek, D-79085 Freiburg) zu senden.

Anmeldungen zum Eintritt in den Verein sind an die Geschäftsstelle im Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg (Schoferstraße 2, D-79098 Freiburg) zu richten. Der Jahresbeitrag beträgt für die Pfarreien als Pflichtmitglieder 22,- Euro, für Privatmitglieder 20,- Euro. Dafür erhalten die Mitglieder den jährlich erscheinenden Band des FDA portofrei zugesandt. Nach Anordnung des Erzbischöflichen Ordinariats vom 14. Dezember 1934 ist die Mitgliedschaft für alle Pfarreien Pflicht (vgl. Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg Nr. 32/1934, Seite 299/300). Aus Gründen der Verwaltungsvereinfachung werden nach dem Erlass des Erzbischöflichen Ordinariats vom 25. Juni 2001, Nr. IV-23293, die Mitgliedsbeiträge der Pfarreien ab dem Jahre 2002 nicht mehr einzeln erhoben, sondern von der Diözese an den Kirchengeschichtlichen Verein überwiesen.

Konto des Kirchengeschichtlichen Vereins:
Sparkasse Freiburg Nr. 2 274 803 (BLZ 680 501 01).

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

132. Band

2012

VERLAG HERDER FREIBURG

Schriftleitung: Dr. Christoph Schmider

ISBN-Nr. 978-3-451-27130-4

Alle Rechte vorbehalten
Herstellung: Badenia Verlag und Druckerei GmbH
Rudolf-Freytag-Straße 6, 76189 Karlsruhe
2012

Umschlag nach: Das Erzbistum Freiburg 1827–1977, S. 13
(Karte: J. Hof, Konstanz)

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
gemäß DIN ISO 9706

INHALTSVERZEICHNIS

Die Wahrheit der Fälscher. Kloster St. Blasians Gründungsurkunde vor dem Reichshofgericht 1124–1141 und in der Historiografie. Teil I. Von Johann Wilhelm Braun	5–24
Zwei zerstrittene Gesandte – Die Gesandtschaft der Freiherren Johann V. von Türkheim und Philipp Moritz von Schmitz-Grollenburg nach Rom 1819 zur Errichtung der Oberrheinischen Kirchenprovinz Von Joachim Brüser	25–58
Für Freiburg (zu) großartig? – Franz Philipp (1890–1972) als Kirchenmusiker an St. Martin Von Christoph Schmider	59–78
Conrad Gröber: Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee Von Johannes Werner	79–118
II. Vaticanum – Wessenberg – Konstanzer Konzil Wahrnehmungs- und Perspektivenverschränkungen in der einstigen Konzils- und Bischofsstadt Konstanz Von Michael Quisinsky	119–136
Necrologium Friburgense 2006–2010 Verzeichnis der in den Jahren 2006 bis 2010 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg	137–301
Namensregister	302–303
Jahresbericht 2011	305–307
Kassenbericht 2011	309

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Braun, Dr. Johann Wilhelm
Lavendelweg 33,
76149 Karlsruhe

Schmider, Dr. Christoph
Erzb. Archiv Freiburg
Schoferstraße 3,
79098 Freiburg im Breisgau

Braun, Prof. Dr. Karl-Heinz
Universität Freiburg, Theologische
Fakultät, AB Mittlere und Neuere
Kirchengeschichte / Frömmig-
keitsgeschichte und Kirchliche
Landesgeschichte
79085 Freiburg im Breisgau

Siebler, Prof. Dr. Clemens (†)

Walter, Prof. Dr. Peter
Universität Freiburg
Theologische Fakultät,
AB Dogmatik
79085 Freiburg im Breisgau

Brüser, Dr. Joachim
Stadtarchiv Kirchheim unter Teck
Wollmarkstraße 48,
73230 Kirchheim unter Teck

Werner, Dr. Johannes
Steinstraße 21,
76477 Elchesheim-Illingen

Brüstle, Dr. Jürgen
St. Ursula Schulen Villingen
Bickenstraße 25,
78050 VS-Villingen

Faller, Dr. Joachim
Klarastraße 96a,
79115 Freiburg

Heidegger, Heinrich
Pfarrer i. R.
Friedrich-Ebert-Straße 7,
88605 Meßkirch

Quisinsky, Dr. Michael
Rue des Bugnons 10,
CH-1217 Meyrin (Genève)

**Die Wahrheit der Fälscher.
Kloster St. Blasians Gründungsurkunde
vor dem Reichshofgericht 1124–1141
und in der Historiografie¹**

**Teil I: Kloster St. Blasians Gründungsurkunde
vor dem Reichshofgericht 1124–1141**

Von Johann Wilhelm Braun

Um die Jahreswende 1124/1125 fand in Straßburg ein Hoftag unter Kaiser Heinrich V. statt. Auf ihm wurde auch ein Streit zwischen dem Kloster St. Blasien, das der Konstanzer Diözese angehörte, und dem Hochstift Basel verhandelt. Beide Parteien legten dem Reichshofgericht gefälschte Urkunden vor. Es ist dies der einzige aus der Frühzeit deutscher Geschichte bekannte Fall über den Umgang eines Gerichts – und sogar des höchsten – mit gefälschten Urkunden. Die moderne Forschung neigte dazu, hier das früheste Beispiel für die so genannte „diplomatische Kritik“ zu sehen, wie es Harry Bresslau in seinem Standardwerk „Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien“ formulierte², also das, was wir heute Urkunden- oder Textkritik nennen. Das Reichshofgericht habe, so Harry Bresslau, die Urkunde St. Blasians

¹ Der Obertitel ist eine Reverenz an Horst Fuhrmann († 2011), Von der Wahrheit der Fälscher, in: Fälschungen im Mittelalter (wie Anm. 4) I, S. 83–98. Fälschungen von mittelalterlichen Urkunden stehen hier allerdings nicht im Blickfeld. Doch Fuhrmanns kontradiktorische Formel ist gerade auch für sie besonders treffend. – Die gefälschte sanktblasische „Gründungsurkunde“ war schon Gegenstand meines Vortrags am 18. September 2003 im Habsburgersaal des Kollegs St. Blasien anlässlich der öffentlichen Präsentation des „Urkundenbuchs des Klosters St. Blasien im Schwarzwald. Von den Anfängen bis zum Jahr 1299“. Teil II der Abhandlung folgt voraussichtlich in FDA 133 (2013).

² Harry Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien, Bd. I S. 16f. (4. Aufl. Zweiter unveränderter fotomechanischer Nachdruck der 2. Aufl. Berlin 1960–1969).

nicht als Fälschung erkannt, dagegen die des Baseler Bischofs „für unecht erklärt“³. War dem so?

Im Folgenden wird die Erörterung dieser Frage, wie ich meine, einiges Licht auf ein Hauptproblemfeld der Erforschung mittelalterlicher Geschichte werfen, nämlich die Fälschung von Urkunden. „*Alle Menschen sind Lügner*“ – übersetzte Luther den Psalmisten (Ps 116, 11). Gefälscht hat man zwar allerorts, zu allen Zeiten und auf allen Gebieten, insbesondere aber seit der Aufklärung galt und gilt einer säkularisierten, rationalistischen Geisteshaltung gerade das Mittelalter als eine Hochzeit des Betrugs.

1986 veranstalteten die Monumenta Germaniae Historica in München einen viertägigen internationalen Kongress über „Fälschungen im Mittelalter“. Zwei Jahre später wurden die Kongressakten, 150 Beiträge in fünf dickleibigen Bänden von insgesamt 3730 Seiten, veröffentlicht.⁴ Damit war das Thema aber keineswegs erschöpft. Zum Beispiel findet man im über 200-seitigen Registerband dieses Mammutwerks das Stichwort St. Blasien nicht, obwohl natürlich auch in meinem Urkundenbuch⁵ zahlreiche Fälschungen zu finden sind – gekennzeichnet übrigens, soweit erkannt, mit einem Sternchen vor der Stücknummer. Soweit erkannt – wie berechtigt diese Einschränkung ist, wird man auch im Verlauf vorliegender Untersuchungen nachvollziehen können. Der bedeutende 1997 verstorbene Mediävist Carlrichard Brühl war der Ansicht, dass „*von den Urkundenfälschungen des Mittelalters bisher nur die Spitze des Eisbergs gesichtet*“ worden sei.⁶ Eine in seinem Todesjahr erschienene Arbeit hat viele, und oft gerade die ältesten Stücke in unserer

³ Ebd. und Edition der Werke Wipos, MGH SS rer. Germ. 61, S. XXXII.

⁴ Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongress der Monumenta Germaniae Historica. München 16.–19. September 1986 (MGH-Schriften 33). Teil I–V. Teil VI: Register. Hannover 1988–1990.

⁵ Urkundenbuch des Klosters St. Blasien im Schwarzwald von den Anfängen bis zum Jahr 1299. Bearbeitet von Johann Wilhelm Braun (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A: Quellen, Bd. 23). Teil I: Edition, IX und 987 Seiten; Teil 2: Einführung, Verzeichnisse, Register, V und 385 Seiten nebst einer CD-Rom-Ausgabe. Stuttgart 2003. Im Folgenden zitiert: UB St. Blasien, Teil, Seite, Zeile – S. a. Addenda & Corrigenda. Nachträge zum Urkundenbuch des Klosters St. Blasien nach Fertigstellung: http://historia-docet.de/html/addenda_corrigena.html

⁶ Carlrichard Brühl, Derzeitige Lage u. künftige Aufgaben der Diplomatik, in: Ders., Aus Mittelalter u. Diplomatik. Gesammelte Aufsätze, Bd. II: Studien zur Diplomatik. Hildesheim u. a. 1989. S. 463–473, hier S. 472.

Region, die bislang unverdächtig waren, als in irgendeiner Weise gefälscht erwiesen.⁷

Auch die Kaiserurkunde, die dem Kloster St. Blasien als seine Gründungsurkunde galt, ist eine Fälschung. Im Urkundenbuch St. Blasien⁸ ist sie als ein Diplom eines Kaisers Otto, ausgestellt zu Verona am 5. Juni des Jahres 983 beziehungsweise 963 ediert (Nr. *6). Das Stück ist sehr repräsentativ: Pergament im Großformat, über einen halben Meter breit und noch 10 cm höher. Es war mit einem durchgedrückten Siegel versehen und zeigte all die bekannten Merkmale der kaiserlichen Kanzlei.⁹ Der Kaiser verlieh darin – so das Kopfregeat, also die kurze Inhaltsangabe im Urkundenbuch – der vom seligen Reginbert gegründeten Schwarzwaldzelle St. Blasien Immunität in einem genau umschriebenen Bezirk, den man später den „Zwing und Bann“ St. Blasiens nannte. Was hieß das? Die höchste weltliche Gewalt des mittelalterlichen Abendlandes garantierte dem Kloster, dass in diesem Bezirk *„kein Herzog oder Graf oder irgendeine andere hohe oder niedere Person irgend ein Recht haben soll, irgendeine Macht ausüben darf“*.¹⁰ Kurz: Das Kloster sollte frei von fremder Herrschaft sein.

War das ein frommer Wunsch, den sich das Kloster mittels einer Fälschung sozusagen selbst erfüllte? Wie verhielt er sich zur Realität?

Bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts muss St. Blasien, obgleich zur Konstanzer Diözese gehörig, in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Bistum Basel gestanden haben. Wir wissen nicht genau, worauf dies zurückzuführen ist, wir kennen nur eine ziemliche Anzahl von Hinweisen, aus denen sich das ergibt, im Urkundenbuch beginnend mit Nr. 11 von etwa 1045, über die Stücke Nr. 15, 19, 55, 76, 79, 80, 83, 93, 94 bis zur Nr. *101 vom Dezember 1114. Im Hinblick auf die gefälschte Gründungsurkunde ist dabei vor allem eine Schenkung des Bischofs Dietrich von Basel schon vor 1056 (Nr. 15) interessant, weil sie König Heinrich IV. im Jahre 1065 während eines Aufenthalts in Basel nebenbei bestätigte und

⁷ Peter Weiß, Frühe Siegelurkunden in Schwaben (10.–12. Jahrhundert). Marburg an der Lahn 1997 (Elementa diplomatica 6).

⁸ Im Folgenden werden im laufenden Text die Stücke der Einfachheit halber meist nur mit ihren in Klammern gesetzten Nummern zitiert.

⁹ Ein Foto der Urkunde ist auch im Internet zugänglich: <http://www.mgh-bibliothek.de/etc/dd/2912.jpg>

¹⁰ UB St. Blasien I S. 17 Z. 228f.: *„... nullus dux aut comes vel alia aliqua persona maior vel minor aliquid iuris habeat, aliquam potestatem exerceat.“*

zwar in einem Privileg (Nr. 18), das hauptsächlich die Immunitätsverleihung der Gründungsurkunde in wortwörtlich gleichem Text enthält und sich dabei auf eine Verfügung eines Kaisers Otto bezieht.

Damit stellen sich dem heutigen Historiker schwierige textkritische Fragen. Wenn die Gründungsurkunde gefälscht ist, hat sie diese Urkunde König Heinrichs von 1065 also als Vorlage benutzt? Ist diese womöglich ebenfalls gefälscht, wie manche Forscher annahmen? Und wenn sie echt ist – und ich halte sie für echt und damit für das älteste materiell erhaltene Originaldokument des Klosters St. Blasien –, was hat es dann mit der ottonischen Verfügung auf sich, auf die sie sich stützt? Diese Probleme können und sollen hier nicht erörtert werden, sie wurden im Urkundenbuch diskutiert.

Jedenfalls geht das gute Verhältnis zwischen Basel und St. Blasien in der Zeit des so genannten Investiturstreits im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts zu Ende. Von Streitpunkten zwischen Basel und St. Blasien hören wir erstmals 1120 (Nr. 109), als päpstliche Legaten sich damit befassen – ich komme noch darauf zu sprechen –, ohne dass schon definitive Entscheidungen getroffen werden. Zwei Jahre später, am 28. Dezember 1122, erhält das Kloster wieder ein großes Privileg Kaiser Heinrichs V. (Nr. 113), das denselben Wortlaut der Immunitätsverleihung mit Berufung auf das erwähnte Privileg seines Vaters Heinrich IV. von 1065 wiederholt, dem Kloster aber darüber hinaus die freie Wahl des Vogtes gewährt, der überdies laut einer Nachtragsbestimmung seine Banngewalt vom Kaiser selbst beziehen soll.

Das Recht, den Vogt St. Blasians einzusetzen, lag bisher beim Bischof von Basel. Der amtierende Vogt dieser Zeit war ein Adelgoz von Wehr. (Das ist das im Südschwarzwald gelegene Städtchen am Fluss Wehra, zwischen dem Fluss Wiese, in dessen oberem Schönauer Tal St. Blasien schon früh Besitz hatte¹¹, und dem Fluss Alb, an dem das Kloster selber lag.) Diesem Vogt Adelgoz legte St. Blasien neuerdings offenbar missbräuchliche Amtsführung zur Last – inspiriert vielleicht von der politischen Gruppierung, in deren Interessenkreis das Kloster geraten war – und verlangte seine Absetzung. Das Bistum Basel dagegen bestand grundsätzlich auf seinem althergebrachten Recht, über den Vogt St. Blasians zu bestimmen. Auf einer Sitzung des kaiserlichen Hofgerichts im zweiten Halbjahr des Jahres 1124 zu Neuhausen bei Worms (Nr. 119)

¹¹ Um 1113/14, vgl. UB St. Blasien I Nr. 95–97, Nr. *101.

entzog sich der Baseler Bischof zunächst einer Klage der gegnerischen Partei, mit der Begründung, er sei darauf nicht vorbereitet, seine Getreuen („*fideles*“) seien (als Zeugen) nicht anwesend und er habe auch die Urkunde („*privilegium*“) über sein Recht an dieser Vogtei nicht zur Hand. Daher wurde die Verhandlung vertagt. Sie fand ungefähr ein halbes Jahr später zu Weihnachten auf dem Reichshoftag in Straßburg statt. Die entsprechende Urkunde ist dort am 8. Januar 1125 (Nr. 125) ausgestellt worden. Der Baseler Vogt Adelgoz wurde abgesetzt, und Kaiser Heinrich V. verlieh die Vogtei dem Konrad, Sohn des Herzogs Berthold II. von Zähringen; sie blieb übrigens bei den Zähringern bis zu deren Aussterben 1218.

Wie es zu diesem Urteil kam, und welche Rolle Urkunden dabei spielten, das ist es, was hier vor allem interessiert.

Dieses Mal hatte Bischof Berthold von Basel seine Urkunde dabei. Ihr Original kennen wir nicht. Denn es wurde anderthalb Jahrzehnte später, als die Kontroverse zu Ostern 1141 vor dem Hofgericht wiederum in Straßburg beendet und dies von König Konrad III. am 10. April 1141 (Nr. 179) urkundlich bekannt gegeben wurde, vom Herrscher eingezogen und sicherlich vernichtet. Erhalten blieb aber der Wortlaut durch eine Abschrift in die, wollen wir das einmal in moderner Ausdrucksweise so nennen: Prozess-Handakten des Klosters St. Blasien, die es sich auf mehreren Pergamentblättern angelegt hatte, als sich herausstellte, dass der Prozess auch nach einer päpstlichen Entscheidung im März 1126 noch kein Ende fand.¹² Dieses Baseler Privileg war wie das sanktblasische ebenfalls eine Kaiserurkunde, angeblich Konrads II., ausgestellt in Ulm am 14. Mai 1025 (Nr. *9). Der Kaiser schenkt darin das Kloster St. Blasien, insbesondere auf Bitten von dessen Gründer Reginbert, der Bischofskirche von Basel. Diese Urkunde ist genau wie die Gründungsurkunde St. Blasiens eine Fälschung. Möglicherweise wurde sie überhaupt erst in dem halben Jahr zwischen der Vertagung des Prozesses in Neuhausen und der Verhandlung an Weihnachten 1124 hergestellt.

Beide Parteien legten also dem Königs- und Hofgericht ihre Fälschungen vor. Die eine – des Bischofs von Basel – sei vom Gericht „für unecht erklärt“, die andere – sanktblasische – sei dagegen nicht als Fäl-

¹² Vgl. UB St. Blasien I Nr. *9. Vorbemerkung: Überliefert auf dem großen Pergamentblatt GLAK Kopien A 12, auf dem als zeitlich spätestes Stück eben die Bulle Nr. 141 von 1126 steht, s. u.

schung erkannt worden – so die eingangs zitierte Meinung des modernen Diplomatikers.¹³ Ich werde im Folgenden einige Gründe dafür anführen, dass man damals wahrscheinlich auch die Urkunde St. Blasians sehr wohl als Fälschung erkannte. Aber dieser Umstand spielte für das Gerichtsurteil keine Rolle. Er war gar kein Thema. Mit keinem Wort wurde die Möglichkeit einer Fälschung auch nur angedeutet.

Sehen wir uns die entscheidende Formulierung der Urteilsbegründung näher an: Der Beschluss zu Gunsten St. Blasians fiel „*tandem antiquioris et veracioris privilegii corroboracione ac principum subtilissima diligentia cognita et approbata veritate*“¹⁴, also indem man „die ältere und wahrere Urkunde bekräftigte“. Dass die sanktblasische älter war, ist ja auf Grund der Datierung unbestreitbar, und wenn sie dem Gericht als „wahrer“ erschien, so war dies zwar ein etwas merkwürdiger Komparativ, besagte aber auf alle Fälle, dass sein Positiv „wahr“ auch für die Baseler Konkurrenzurkunde galt. Diese ist also keineswegs „für unecht erklärt“ worden, nur hatte sie weniger Beweiskraft in den Augen der hohen geistlichen und weltlichen Richter, die „aufs Allersorgfältigste den wahren Sachverhalt ermittelten und bestätigten“. Wie diese Wahrheitsfindung zu Stande kam, darüber gibt es noch eine weitere Überlieferung, die von der Angelegenheit Kunde gibt.

Genau ein Jahr nach der besagten Gerichtsentscheidung hat der Nachfolger des inzwischen verstorbenen Kaisers Heinrich V., König Lothar III., wiederum in Straßburg mit Datum vom 2. Januar 1126 dem Kloster St. Blasien das Urteil seines Vorgängers bestätigt (Nr. 136). Nun fehlte nur noch das Letztmögliche, die päpstliche Billigung. Um sie zu erlangen, sandte man dem Papst Honorius II. ein die ganze Sache betreffendes Urkundenkonvolut, dem vier Briefe beigelegt waren (Nr. 137 bis 140), die den Papst um seine Zustimmung ersuchten. Zwei der Absender waren an diesem Prozess von Anfang an Beteiligte, der Erzbischof Adelbert von Mainz und Bischof Arnold von Speyer, der dritte ist König Lothar selbst und der vierte Herzog Heinrich der Schwarze von Bayern, dessen Rolle dabei nicht ganz klar ist. Manche Forscher hielten die Briefe für ebenfalls gefälscht oder für „Stilübungen“ – ich möchte diese Frage hier nicht erörtern, gehe aber mit guten Gründen von der Echtheit

¹³ S. o. Anm. 2.

¹⁴ UB St. Blasien I Nr. 125 Z. 146 f. – Das ist die Quellenformulierung, die mir den Ober-titel dieser Abhandlung nahegelegt hat.

aus.¹⁵ In einem dieser Briefe also, die übrigens ebenfalls nur kopia in den von mir so bezeichneten sanktblasischen Prozess-Handakten überliefert sind, finden sich weitere Angaben über den Prozess vor Kaiser Heinrich V. In seinem Brief (Nr. 139) erzählt nämlich Bischof Arnold von Speyer, dem Hofgericht seien damals zwei Urkunden vorgelegt worden, die eine des Klosters St. Blasien über seine freiheitliche Einrichtung („*de libera loci constitutione*“), die andere des Baseler Bischofs eine alte Schenkung betreffend („*ex antiqua traditione*“) – man ergänze: des Klosters an das Baseler Bistum. Drei Gründe nennt der Speyerer Bischof für die Zurückweisung¹⁶ des Baseler Beweisstücks: Erstens der gerichtlich festgestellte wahre Sachverhalt – so übersetze ich die Formulierung „*iudicali veritate*“, zweitens eine (oder mehrere) alte Chroniken („*chronicorum vetustate*“), drittens die Geschichte Kaiser Konrads II. („*gestis Chovnradi*“).

Der erste Grund ruft in Erinnerung, dass wir uns mit einer Zeit befassen, in der Beweisführungen im Rechtswesen aufgrund schriftlicher Dokumente gegenüber mündlichen durch Zeugenaussagen noch die weit geringere Rolle spielen – nur wissen wir davon naturgemäß meistens nichts. Hier wird wenigstens diese Tatsache – und das an erster Stelle! – sichtbar, wenn auch nichts Inhaltliches.

Welche alten Geschichtsaufzeichnungen (Chronik) im zweiten Argument gemeint waren, wissen wir zwar ebenfalls nicht. Doch wird es solche im Kloster St. Blasien gegeben haben. Über die Frühzeit des Klosters berichtet der so genannte Liber constructionis, der in letzter Redaktion zwar erst aus dem 15. Jahrhundert stammt, in den aber gewiss solche frühen Quellen eingegangen sind.¹⁷ (Dieses Problemfeld harret noch einer Untersuchung.)

Das dritte Beweisstück ist bekannt: Es handelt sich höchstwahrscheinlich um Wipos berühmte Biografie Kaiser Konrads II.¹⁸ Aus ihr konnte man entnehmen, dass Konrad II. zum Datum der Baseler Urkunde nicht in seinem zweiten, sondern im ersten Königsjahr stand und noch gar nicht Kaiser war. Das waren keine besonders gravierenden Irrtümer, und dieses Argument steht denn auch an letzter Stelle.

¹⁵ Ausführliche Erörterung bei Berthold Kronthal, Zur Geschichte des Klosters St. Blasien im Schwarzwalde. Breslau, Univ. Diss., 1888, S. 21ff.

¹⁶ Der lateinische Terminus dafür ist *refutare*.

¹⁷ Vgl. UB St. Blasien I S. 5 Z. 16 ff.

¹⁸ Wie Anm. 3.

Man beachte wieder, dass auch in diesem Brief des Speyerer Bischofs keine Rede von Fälschung ist, auch wenn das Baseler Privileg aufgrund der Biografie Wipos an Glaubwürdigkeit einbüßte, sondern nur davon, dass die eine Urkunde, die Baseler, zurückgewiesen („*refutato*“), die andere, sanktblasische, dagegen angenommen und von allen bekräftigt wurde („*alterum est receptum et ab omnibus confirmatum*“).

Nebenbei, der Papst kam den Ersuchen sehr schnell nach. Schon knapp drei Monate später, am 28. März 1126, hat er eine entsprechende Bulle ausgefertigt (Nr. 141).

Heißt diese Anerkennung der „Gründungsurkunde“ von St. Blasien, dass sich das höchste Gericht im Reich damals von einer Fälschung hat hinters Licht führen lassen?

Diese Urkunde hat ein Manko, das sie, wie man meinen könnte, eigentlich von Anfang an verdächtig machen musste: Ihre Datierung in der Schlusszeile ist manipuliert worden, und zwar so, dass durch die Veränderung der Jahresangabe und der mit ihr zusammenhängenden Indiktion, sowie der Regierungsjahre als König und als Kaiser der Aussteller Otto II. zu seinem Vater Otto I. wurde und das Jahr 983 zu 963. Diese Veränderung muss schon sehr früh geschehen sein. Denn es gibt auch von der Gründungsurkunde in den sanktblasischen Prozess-Handakten eine frühe Abschrift, die bereits auf 963 ausgerichtet ist.¹⁹ So stehen wir vor zwei Fragen, nämlich erstens: Wann und warum wurde die Fälschung fabriziert, und zweitens: Wann und warum wurde sie nochmals verfälscht?

Wie wir sahen, hat das Kloster St. Blasien die Fälschung gegen seinen Kontrahenten, den Bischof von Basel, eingesetzt. Hans Wibel – der als Erster die Fälschung nachgewiesen hat; ich komme im Teil II der Abhandlung darauf zu sprechen – war der Meinung, sie sei um die Wende des 11. zum 12. Jahrhundert entstanden. Nach Ausweis der sanktblasischen Urkunden war das Verhältnis des Klosters zum Hochstift Basel aber bis in das zweite Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts hinein ungestört²⁰; noch 1113 schenkt der Baseler Bischof dem Kloster ein Gut (Nr. 94) und noch Ende 1114 entscheidet er zusammen mit dem kirchlich zuständigen Konstanzer Diözesanbischof einen Streit zu Gunsten des Klosters, und

¹⁹ GLAK Kopien A 7 a (in der Edition die Überlieferung B); auch der Rückvermerk ist auf den ersten Ottonen bezogen.

²⁰ Vgl. UB St. Blasien I Nr. 80, Nr. 83.

zwar auf einem Gerichtstag eben in Basel (Nr. *101). Von Differenzen erfahren wir erstmals fünf Jahre später, 1120, als am 1. April zwei päpstliche Legaten, der Kardinalpriester Gregor und Abt Pontius von Cluny, im cluniazensischen St. Albanskloster in Basel, in einer Kontroverse („*controversia*“) zwischen der Baseler Kirche und St. Blasien eine Entscheidung fällen (Nr. 109). Da die Überlieferung dieser Urkunde auf eine Abschrift zurückgeht, die Abt Pontius von Cluny sozusagen zu seinen Akten genommen hatte und die daher in Cluny archiviert wurde, ist ein Fälschungsverdacht auszuschließen. Die Legaten verfügen, dass der Baseler Bischof den sanktblasischen Abt nach seiner Wahl mit der „*virga*“, dem Hirtenstab²¹, investieren, also in sein Amt einsetzen darf. Diese Bestimmung wird allerdings durch den unmittelbar anschließenden Vorbehalt eines grundsätzlichen päpstlichen Aufhebungsrechts²² sehr relativiert. Des Weiteren wird dem Bischof auferlegt, das Kloster in religiöser wie materieller Hinsicht zu fördern. Also dürfte St. Blasien dem Bischof Vernachlässigung vorgeworfen haben. Schließlich bestimmen die Legaten, der Bischof habe seinen Kloostervogt abzusetzen, falls der eine Gewaltherrschaft („*tirannis*“) ausübe, und einen guten einzusetzen. Hier ist man bereits nahe beim freien Vogtwahlrecht, das Kaiser Heinrich V. zweieinhalb Jahre später, zu Speyer am 28. Dezember 1122, dem Kloster tatsächlich verlieh (Nr. 113). Obgleich auch in diesem Privileg die Immunitätsverleihung und Grenzbeschreibung wie in der gefälschten Gründungsurkunde vorkommen, glaube ich nicht, dass die Fälschung schon als Vorurkunde dafür benutzt wurde, wie manche meinten – die Gründe dafür habe ich im Urkundenbuch ausgeführt –, die Vorurkunde war vielmehr das oben erwähnte Diplom Kaiser Heinrichs IV. von 1065 (Nr. 18). Demnach muss die Fälschung der Gründungsurkunde in den darauf folgenden zwei Jahren 1123 oder 1124 gefertigt worden sein, da sie ja mit Sicherheit zu Weihnachten 1124 dem Kaiser- und Hofgericht vorlag.

Wurde sie diesem noch als angebliche Urkunde Kaiser Ottos II. vorgewiesen oder war sie bereits auf Otto den Großen weiter verfälscht? Letzteres kann man sich kaum vorstellen, wenn man das Original heute ansieht: An den Korrekturstellen fallen dicke dunkle Flecke auf. Die rühren aber von Chemikalien her, mit deren Hilfe man, vermutlich um

²¹ Mit ihm sind die Äbte auf ihren Siegeln immer abgebildet, dem späteren „Krummstab“. Vgl. Jan Frederik Niermeyer (Hrsg.), *Mediae Latinitatis Lexicon Minus* s. v. *virga*.

²² UB St. Blasien I S. 128 Z. 54/55: „... *si Romana ecclesia [...] contradixerit.*“

die Mitte des 18. Jahrhunderts, wohl lesbar machen wollte – und vielleicht auch gemacht hat –, was auf den radierten und neu überschriebenen Stellen stand, allerdings mit dem Endeffekt, dass man jetzt gar nichts mehr deutlich erkennen kann. Denkt man sich diese Flecken aber weg, so hatte das Original, besonders wenn die Korrekturen ebenso geschickt gemacht waren wie die Fälschung selbst, gar nichts Auffälliges.²³ (Im Urkundenbuch bin ich selber noch der Suggestion der Reagenzien-Flecke aufgesessen und habe die Korrekturen eben als „auffällig“ bezeichnet.²⁴) Selbst wenn man diese Änderungen bemerkt hätte, würden sie kaum Misstrauen erregt haben, denn solcherart Verbesserungen von Schreibfehlern waren damals ganz selbstverständlich.

In der Erstfassung der Fälschung war der Aussteller in der Datierungszeile mit „*Ottonis secundi*“ deutlichst als Kaiser Otto II. identifiziert, bei der Verfälschung ist auch diese Ordinalzahl ausradiert und durch nichts ersetzt worden.²⁵ In den schon öfters erwähnten beiden echten Kaiserurkunden, die ebenfalls die Grenzbeschreibung mit der auf einen Kaiser Otto bezogenen Immunitätsverleihung enthalten – Kaiser Heinrichs IV. von 1065 (Nr. 18) und seines Sohnes Heinrich V. von 1122 (Nr. 113) – fehlt dem Kaisernamen die Ordnungszahl. Diese beiden Urkunden lassen es also offen, um welchen der Ottonen es sich handelt. Dagegen legt sich der Straßburger Hofgerichtsentscheid vom 8. Januar 1125 fest auf Otto den Großen: „*a primo Ottone*“.²⁶ Demnach hätte die Gründungsurkunde dem Hofgericht in ihrer auf den ersten Otto verfälschten Form vorgelegen. Die Bestätigungsurkunde König Lothars (Nr. 136), in deren Gefolge – man erinnere sich – einer der vier Begleitbriefe an den Papst Details von der seinerzeitigen Hofgerichtsverhandlung berichtet, ist allerdings bereits ein Jahr später wieder zum Kaiser Otto ohne Ordnungszahl zurückgekehrt. Das hat schon unter den Gelehrten des 18. Jahrhunderts zu Diskussionen geführt. Daniel Schöpflin,

²³ Zumal in der Datierungszeile die Wortzwischenräume größer und unregelmäßiger sind als im Kontext.

²⁴ UB St. Blasien I Nr. *6 Z. 171.

²⁵ Ein sehr früher Rückvermerk lautet: „*Privilegium Ottonis imperatoris*“, erst eine viel spätere Hand ergänzte „*Primum*“ über „*Privilegium*“. Dieser Rückvermerk kann also nichts Definitives zur Frage beitragen, welcher Otto gemeint war. Man könnte allerdings e silentio schließen, dass Otto I. gemeint ist, weil ansonsten aufgrund der Datierungszeile Otto II. angegeben wäre.

²⁶ UB St. Blasien I Nr. 125 Z. 147f.: geschrieben *pmo* mit *i* über *p*. Cappelli, *Dizionario di abbreviature*, verzeichnet für *püssimo* nur eine einzige Abkürzung: *piss*, und die für das 9. Jh.

der badische Geschichtsschreiber und französische Hofhistoriograf, meinte 1761 während eines Aufenthalts in St. Blasien, das Problem mittels einer Konjektur lösen zu können: Er nahm an, die Wendung „*a primo Ottone*“ sei ein Schreiberversehen gewesen; der Schreiber habe das gekürzte Epitheton „*a piissimo Ottone*“ eines Konzepts derart verlesen. In St. Blasien sind daraufhin weitausladende Studien zu solchen Epitheta in Kaiserurkunden angestellt worden.²⁷ Man kam zum Schluss, gerade dieses versehentliche „*primo*“ sei der Grund gewesen, die Gründungsurkunde auf Otto I. zu korrigieren, um sie mit der Urkunde Heinrichs V. in Übereinstimmung zu bringen. Und das soll erst spät, nämlich 1143, geschehen sein. Man schloss dies aus einer kuriosen Erwähnung der Gründungsurkunde in den sanktblasischen Annalen zu eben diesem als 180-jährigem Jubiläumsjahr²⁸, machte deren Verfasser für die Verfälschung haftbar und glaubte diesen sogar in dem sanktblasischen Mönch Frowin gefunden zu haben, der noch im selben Jahr 1143 im Kloster Engelberg ein bedeutender Abt wurde.²⁹ – Nun, das waren bloße Vermutungen, denen die frühe, auf 963 ausgerichtete Abschrift in den sanktblasischen Prozess-Handakten widerspricht. Warum auch hätte man zwei Jahre, nachdem der Streit mit dem von König Konrad III. 1141 beurkundeten Vergleich zwischen Bistum und Kloster endgültig beigelegt worden war (Nr. 179), die „Gründungsurkunde“ noch verfälschen sollen?

Man sieht jedenfalls, das Problem wird immer verwickelter, je mehr man in die Einzelheiten geht. Vor allem aber hat es einen ganz grundsätzlichen Aspekt: Warum nämlich, muss man sich fragen, hat man überhaupt in St. Blasien diese falsche Ottonenurkunde hergestellt? Die Baseler Fälschung kann man gut verstehen. In der den Prozess abschließenden Urkunde von 1141 heißt es zwar, die Baseler hätten das „Privileg“, also ihre gefälschte Urkunde, und die übrigen Schriften, die sie gegen die Freiheit des Klosters St. Blasien besaßen, dem König überlassen.³⁰ Aber

²⁷ Vgl. Handschrift St. Paul 212/2 fol. 84–102, 111–114, 117, 131f. Diese Untersuchungen stammen von dem Obervogt St. Blasien in Gurtweil, Johann Baptist Kepfer. Zu ihm mehr im zweiten Teil der vorliegenden Abhandlung.

²⁸ Zu dieser Erwähnung in den sanktblasischen Annalen (wohl Mitte 12. Jh., vgl. UB St. Blasien I Nr. 4 Vorbemerkung I 2), s. Nr. *6 Z. 177ff.).

²⁹ Vgl. *Helvetia Sacra* III 1, S. 610f. – Er war offenbar 1141, als König Konrad III. in Straßburg den Streit zwischen Basel und St. Blasien beilegte, Mitglied der sanktblasischen Delegation, s. Nr. 179 Z. 89–91.

³⁰ UB St. Blasien I Nr. 179 Z. 72–74: „*Privilegium ceteraque scripta, que habebant contra libertatem monasterii sancti Blasii, nobis reddiderunt.*“

außer diesem gefälschten Privileg ist uns nichts überliefert; diese sonstigen Zeugnisse dürften wenig relevant gewesen sein, andernfalls hätte sie St. Blasien vermutlich ebenfalls zu seinen Prozess-Handakten genommen, und sie wären uns so überliefert worden.

Anders liegt der Fall bei der sanktblasischen Fälschung. In ihr steht nämlich gar nichts über das hinaus, was dem Kloster an Rechten schon in den echten Kaiserurkunden Heinrichs IV. von 1065 (Nr. 18) und seines Sohnes Heinrich V. 1122 (Nr. 113) verbrieft worden war. Im Gegenteil, es fehlt sogar das Vogtwahlrecht der Nr. 113, und die Immunitätsgewährung steht wortwörtlich schon in Nr. 18. Die Fälschung enthält also keinerlei neue rechtliche Substanz! Also, sollte man meinen, St. Blasien habe gar keine weiteren Beweisurkunden als die beiden echten Kaiserurkunden nötig gehabt. Warum dann trotzdem die Fälschung?

Wir müssen uns daran erinnern, dass ungefähr ein halbes Jahr vor der großen Hofgerichtsverhandlung zu Weihnachten 1124 Abt Rusten von St. Blasien auf einem Hoftag in Neuhausen bei Worms die Klage gegen den Bischof von Basel erhoben hatte, die aber vertagt wurde, weil der Kontrahent seine Beweisurkunde nicht bei sich hatte. Ich äußerte den Verdacht, die habe damals noch gar nicht existiert, sondern sei vielleicht erst jetzt fabriziert worden. Was das Kloster an Beweismaterial mitgebracht hatte, wissen wir nicht, vielleicht auch nur die beiden echten Diplome. Da über viele Jahrzehnte hinweg nach Ausweis der Urkunden zwischen Bistum und Kloster ein gutes Verhältnis herrschte und die Rechte Basels von St. Blasien anerkannt waren, dürfte im Kloster sehr wohl bekannt gewesen sein, auf welcher Grundlage diese Rechte beruhten, vor allem aber, dass es keine Urkunde gab, die sie verbrieft. Kündigte der Bischof nun in Neuhausen eine solche an, musste es dem Kloster klar gewesen sein, dass diese eine Fälschung sein würde, und zwar auf einen älteren Status, als ihn das älteste sanktblasische Beweisstück bot, nämlich die echte Kaiserurkunde von 1065 (Nr. 18), die man sicher auch in Basel kannte. In dieser war zwar auf einen ottonischen Rechtsakt verwiesen, eine Urkunde darüber jedoch hatte man wohl nicht. Was lag dann näher, dem Gegner, von dem man auch noch wusste, dass er dasselbe tat, Kontra zu geben, indem man eine Ottonenurkunde verfertigte? Kaiser Otto II. hatte am 5. Juni 985 in Verona dem Kloster St. Emmeram in Regensburg vier Urkunden ausstellen lassen.³¹ Sie sind alle

³¹ MGH DD. O. II. 293–296.

noch im Original erhalten. Ihr in allen Stücken gleiches Eschatokoll ist das der sanktblasischen Fälschung. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass es auch noch weitere nach diesem Formular ausgestellte Diplome gab, die verloren gegangen sind. Wir wissen nicht, wo und wie St. Blasien Zugang zu einer solchen Urkunde hatte, aber es gab sie offensichtlich und das Kloster hat sie als Vorlage seiner Fälschung benutzt und dafür vermutlich auch ein Originalsiegel verwendet. Möglicherweise hat man die Fälschung, kaum dass sie fertiggestellt war, noch eindrucksvoller machen wollen, oder es gab wohl schon eine entsprechende Klostertradition – im Liber constructionis jedenfalls wird bereits Kaiser Otto I. mit dem legendären Klostergründer Reginbert in Verbindung gebracht (Nr. 4) – man veränderte sie auf Otto den Großen.

Somit wären denn die Baseler wie die sanktblasische Fälschung gleichzeitig und sogar in gewisser gegenseitiger Kenntnis entstanden. Zumindest St. Blasien dürfte von der Baseler gewusst haben. Es ist nicht unwahrscheinlich – lag es doch in seinem Interesse – dass es das Kloster war, das die Beweisstücke für die Fälschung der Baseler Urkunde – alte Chroniken und Wipos Biografie Kaiser Konrads II., wie das in einem der erwähnten vier Begleitbriefe an den Papst erzählt wird – vor dem Königsgericht beigebracht hatte. Der Verfasser dieser Briefe war zweifellos – im Auftrag der Absender – ein Sanktblasier.³²

Verlassen wir hier einmal das Feld der feststellbaren Fakten und überlassen wir uns ein wenig kombinierender Spekulation. Findet heutzutage irgendeine Versammlung hochrangiger Entscheidungsträger statt und gibt sie schließlich ihre Verlautbarungen der Öffentlichkeit bekannt, werden wir kaum annehmen, darin alles zu finden, was tatsächlich verhandelt wurde. Wir wundern uns nicht, wenn darin viele Hintergründe nicht sichtbar werden. Es wird damals bei den Reichshoftagen nicht anders gewesen sein. Wie viele Besprechungen dieser oder jener Gruppierungen mögen stattgefunden haben, was alles nicht für die Öffentlichkeit Bestimmte wird vertraulich zur Sprache gekommen sein, wie werden sich die Parteien jeweils Kenntnisse von den Schachzügen ihrer Gegner zu verschaffen versucht haben? Dies auf den damaligen Streit zwischen Basel und St. Blasien angewendet – steht da nicht zu vermuten, dass beide Kontrahenten und die damit befassten weltlichen und geistlichen Fürsten durchaus schon im Vorfeld auf dem Laufenden

³² UB St. Blasien I Nr. 137 Z. 15f.

waren, kurzum, wussten, was es mit den Urkunden auf sich hatte, die sowohl von Basel wie von St. Blasien als Beweisstücke vorgelegt werden würden?

Doch zurück zu feststellbaren Fakten. Falls nun die Baseler Urkunde vor dem Hofgericht als Fälschung erwiesen wurde, muss dies heißen, dass man – wie die moderne Forschung meinte – die sanktblasische für echt erklärte? Ich habe ausgeführt, dass es damals nach textkritischen oder auch inhaltlichen Kriterien unmöglich war, sie als Fälschung zu erkennen. Es gibt aber doch einen Aspekt, der gewisse Zweifel des Königsgerichts auch an der sanktblasischen Urkunde vermuten lässt. In beiden Fälschungen wird nämlich der legendäre Klostergründer Reginbert bemüht. In der Baseler Urkunde zum Jahr 1025 (Nr. *9) ist er ein Laie und Getreuer Kaiser Konrads II., der den Kaiser bittet, die von ihm gegründete Zelle zu ihrem eigenen Schutz dem Baseler Bischof zu übertragen. In der sanktblasischen Fälschung zu 983/963 (Nr. *6) wird die von einem heiligmäßigen Einsiedler Reginbert neuerdings gegründete Schwarzwaldzelle³³ vom Kaiser Otto begünstigt. Die Widersprüche sind, was den Reginbert dieser beiden Urkunden angeht, offensichtlich.³⁴ Ob Laie Kaiser Konrads oder Eremit Kaiser Ottos, vor allem wäre er merkwürdig langlebig gewesen, besonders wenn er nach der sanktblasischen Tradition des Liber constructionis schon im Jahre 936 mit Otto dem Großen in Verbindung gestanden hätte, nämlich weit über 100 Jahre.³⁵

Diese Widersprüche können dem Königs- und Hofgericht nicht verborgen geblieben sein und haben möglicherweise auch die Glaubwürdigkeit der sanktblasischen Gründungsurkunde beeinträchtigt. Während die Formel vom „*beatus*“ oder „*sanctus Reginbertus*“ zeitlich vom Privileg Heinrichs IV. 1065 (Nr. 18) an über das Privileg Heinrichs V. von 1122 (Nr. 113) bis zur wohl 1124 gefälschten Gründungsurkunde (Nr. *6) auftaucht, verschwindet Reginbert nach der Hofgerichtsentcheidung aus dem immer wieder rekapitulierten Formular der Immuni-

³³ UB St. Blasien I Nr. *6 Z. 215f.: „... *cellam in silva Svarzvvalt a beato Reginberto haeremita noviter constructam.*“ Diese Wendung steht auch in den beiden Kaiserurkunden von 1065 und 1122, nur fehlt „*noviter*“ und Reginbert ist „*sanctus*“.

³⁴ Sie haben im St. Blasien des 18. Jahrhunderts viele Abhandlungen der sanktblasischen Gelehrten verursacht und sogar zur These geführt, es habe zwei Gründer dieses Namens gegeben, siehe z. B. Hs. Stiftsarchiv St. Paul 25/2 fol. 6r–8v: „*Diatriba de Duobus Reginbertis ...*“ von P. Hugo Schmidfeld, 1747.

³⁵ UB St. Blasien I Nr. 4 Z. 140ff.

tätsverleihung in den Diplomen Heinrichs V. von 1125 (Nr. 125), Lothars III. von 1126 (Nr. 136) und Konrads III. von 1138 (Nr. 173). Jahrzehnte später – zwischen 1154 und 1164 – wollte sich St. Blasien von Kaiser Friedrich Barbarossa unter Rückgriff auf eben dieses Formular ein Privileg ausstellen lassen (Nr. 199). Die Reichskanzlei hat es nicht ausgefertigt, möglicherweise auch, weil es wieder die alte Wendung vom unglaublichen „*sanctus Reginbertus*“ enthielt. Dieses Verschwinden des legendären Gründers aus den Kaiserurkunden ist umso auffälliger, als er sich in den Papsturkunden – im weit entfernten Rom könnten anders als vor Ort solche Zweifel weniger beachtenswert gewesen sein – sehr wohl gehalten hat: So schon in der Bestätigung Papst Honorius' II. von 1126³⁶, Innozenz' II. von 1130³⁷, Hadrians IV. von 1157³⁸ und auch in einer 1157/58 auf Calixt II. zu 1120 gestellten Fälschung³⁹.

Wir haben nun gegenüber der anfänglichen simplen Sicht der Dinge – hie erkannte und darum verworfene Fälschung einerseits und da nicht entdeckte Fälschung und darum als echt anerkannte Urkunde andererseits – aus der eingehenden Untersuchung der Urkunden viel differenziertere Erkenntnisse gewonnen, die der historischen Wirklichkeit weit näher kommen dürften. Damit ist auch an einem Beispiel gezeigt worden, wozu eine kritische Quellenedition, hier eines Urkundenbuchs, gut und vonnöten ist.⁴⁰ Wir sahen, dass sich beide Parteien, Basel wie St. Blasien, durch Fälschung von Urkunden keine Rechte erschleichen wollten und dass auch das Reichsgericht keineswegs, wie wir es vielleicht heutzutage erwarten würden, auf die Formaltatsache Fälschung besonderes Gewicht legte, sondern die Realien der tatsächlichen rechtlichen Verhältnisse ermitteln und seiner Entscheidung zu Grunde legen

³⁶ UB St. Blasien I Nr. 141 Z. 71.

³⁷ UB St. Blasien I Nr. 160 Z. 54.

³⁸ UB St. Blasien I Nr. 203 Z. 83.

³⁹ UB St. Blasien I Nr. *108 Z. 78.

⁴⁰ Vgl. auch die grundsätzlichen Ausführungen eines neueren Editors: *„Innerhalb der großen Gruppe von Quellen, die den ‚Rohstoff des Historikers‘ bilden, gehören die Urkunden zu den wirkmächtigsten Schriftzeugen im Mittelalter. Als Erzeugnisse des rechtlich-politischen Lebens verfügen Urkunden über einen besonderen dokumentarischen Quellenwert. Sie erlauben einen unmittelbaren Einblick in die auf Recht, Herrschaft und Besitz gegründeten Formen menschlicher Existenz und sozialen Zusammenlebens. Die systematische Erfassung und kritische Aufbereitung mittelalterlicher Urkunden in Form von Texteditionen ist ein zentraler Bestandteil historischer ‚quellenerschließender Grundlagenforschung‘ und bildet damit eine unerlässliche Voraussetzung für die wissenschaftliche Erforschung und öffentliche Vermittlung von Geschichte.“* Heribert Seibert, Wozu Urkunden edieren? Zum Abschluss des Babenberger Urkundenbuches, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 64 (2001), S. 295–308, hier S. 307.

wollte – so jedenfalls seine offizielle Zielsetzung.⁴¹ Im Übrigen hat sich die unterlegene Partei, Basel, mit den mehrfachen, höchstrichterlichen Entscheidungen durch Kaiser und Päpste keineswegs abgefunden. Erst 15 Jahre später, 1141, kam, wie erwähnt, die Sache zu einem Ende, aber nicht, ohne dass St. Blasien für den Verzicht des Bistums Basel auf seine Rechte eine erhebliche Entschädigung in Form der Übereignung von vier Höfen („*curtes*“) leisten musste (Nr. 179). Die Baseler Urkunde wurde mit weiteren Dokumenten dem König übergeben, der sie wohl hat vernichten lassen, aber gewiss nicht, weil man sie als Fälschung erkannt hatte – wäre dies der Grund gewesen, hätte sie schon vor 15 Jahren kassiert werden müssen – sondern um nach dem endlich erreichten Vergleich einer möglichen Wiederaufnahme des Rechtsstreits vorzubeugen.

Natürlich stehen die Auseinandersetzungen zwischen Basel und St. Blasien, die ich hier unter dem Gesichtspunkt der Urkundenfälschungen geschildert habe, in den größeren historischen Zusammenhängen der innerkirchlichen Reformbewegungen, der territorialen politischen Entwicklungen und auch der ersten großen Kämpfe zwischen Papst- und Kaisertum (Investiturstreit), aber das ist ein anderes Thema, das schon Heinrich Büttner, der in Marburg auch noch mein Lehrer war, vorzüglich abgehandelt hat.⁴²

Hans Foerster hat in seiner Abhandlung „Beispiele mittelalterlicher Urkundenkritik“⁴³ auch die Baseler Fälschung behandelt⁴⁴, ist aber merkwürdigerweise mit keinem Wort auf ihr ebenfalls gefälschtes sankt-blasisches Pendant eingegangen. Seine Beispiele belegen, dass man Urkunden auch im Mittelalter durchaus kenntnisreich und z. T. äußerst akribisch untersuchen und als Fälschungen entlarven konnte. Dabei fällt aber auf, dass zwar von gelegentlicher Reue bekennender Fälscher, Zerstörung ihrer Machwerke, jedoch selten von Bestrafung überführter

⁴¹ Vgl. Text bei Anm. 14.

⁴² Heinrich Büttner, St. Blasien und das Bistum Basel im 11. und 12. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 44 (1950), S. 138–148. Wiederabdruck in: Ders., Schwaben und Schweiz im frühen und hohen Mittelalter. Gesammelte Aufsätze. Hg. von Hans Patze (Vorträge und Forschungen. Hg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte. Bd. 15). Sigmaringen 1972, S. 131–142. – S. a. Hermann Jakobs, Die rechtliche Stellung St. Blasians bis zur Berufung der Zähringer in die Vogtei (1125), in: Alemannisches Jahrbuch, Jg. 1995/96, Bühl/Baden 1996, S. 9–38.

⁴³ Archivalische Zeitschrift 50/51 (1955) S. 301–318.

⁴⁴ Ebd. S. 314.

Fälscher die Rede ist, und wenn, in für das Mittelalter vergleichsweise milden Formen.⁴⁵ Im Falle eines Mitbruders des heiligen Bernhard von Clairvaux, der dessen Siegel gefälscht hatte, ist der Fälscher, statt in ewige Haft gesetzt zu werden, was Bernhard als Strafe verlangte, von drei Päpsten sogar besonders empfohlen und gefördert worden.⁴⁶ Am frappantesten ist eine Fälschungsgeschichte, die sich nur ein halbes Jahrhundert später als der Streit des Bistums Basel mit dem Kloster St. Blasien in eben unserem südwestdeutschen Raum abspielte, nämlich 1175 in der Diözese Konstanz. Befasst damit waren alle kirchlichen Gerichtsinstanzen: Der Diözesanbischof, der Mainzer Metropolit, und schließlich als höchste auch die römische Kurie. Ein Konstanzer Domherr, der Diakon Ulrich, war vom Dompropst in den Besitz der Kirche Langrickenbach kanonisch investiert worden. Sein Gegner, Diakon Berthold von Andweil, machte sie ihm mithilfe einer gefälschten Kaiserurkunde streitig. Obwohl nun Ulrich die Fälschung akribisch nachwies, in allen Instanzen Recht bekam und das Falsum in aller Öffentlichkeit auf demonstrative Weise vernichtet wurde, ist sein Gegner nicht etwa bestraft, sondern sogar mit der zu „Unrecht“ beanspruchten Kirche investiert worden, während der rechtmäßige Inhaber Ulrich verzichten musste und sich mit der Kirche von Bodman abfinden ließ.⁴⁷ Noch deutlicher als im Prozess Basel gegen St. Blasien bleibt also die Tatsache der Fälschung ohne jede rechtliche Auswirkung, obgleich daran keinerlei Zweifel bestanden. Sie wurde auch keineswegs verheimlicht, sondern im Gegenteil mit der dramatisch geschilderten Zerstörung öffentlich demonstriert. Der zu Grunde liegende moralische Defekt ist sogar in der Arenga der Urkunde eindringlich vor Augen gestellt worden:

„Für Sicherheit und kirchlichen Frieden wird aufs Beste gesorgt, wenn die Verträge und Schenkungen der allerheiligsten Kirche Gottes in originalen Schriftstücken und rechtmäßigen Urkunden, auf dass sie leichter zur Kenntnis der Zukünftigen gelangen, getreulich aufgezeichnet werden. Denn obgleich auf solche und viele anderen Weisen Sicherheits- und Schutzmaßnahmen für die heilige Frömmigkeit der Religiösen oftmals

⁴⁵ Ebd., S. 307: Papst Urban III. habe Verstümmelung und jede lebensgefährliche Körperstrafe abgelehnt, doch Degradation, Brandmarkung und Ausweisung angeordnet. – S. 308: Exkommunikation durch Urban II.

⁴⁶ Ebd., S. 311.

⁴⁷ Ebd., S. 311f. mit Regesten und Editions nachweisen; zu ergänzen wäre Bernd Ottnad, Die Archive der Bischöfe von Konstanz, in: FDA 94 (1974), S. 279f.

beigebracht werden, legt es die Welt, die doch im Argen liegt⁴⁸ und den Ränken des alten Feindes⁴⁹ verfallen ist und voll der Listen des alten Adam⁵⁰, darauf an, die menschlichen Gesinnungen zu verkehren und vom Weg der Wahrheit abzubringen.“⁵¹

Wenn solche Abkehr von der Wahrheit nun mittels Urkundenfälschung geschah, mutet uns heute der mittelalterliche Umgang damit doch reichlich seltsam an. Vielleicht können zum Abschluss einige Thesen zum Verständnis beitragen:

- Seit Verwendung von Urkunden gibt es natürlich auch das Fälschungsproblem. Das war den Menschen auch immer bewusst, und es gab auch immer das Bestreben, das Fälschen zu verhindern oder wenigstens einzudämmen und Fälskate zu entlarven.
- Die Forschung hat die Fälschungsfälle oft nur im Hinblick auf die Fälschung selbst untersucht, ihre Herstellung, den Umgang mit ihr, die Nichterkennung oder Entlarvung des Fälskats und im letzteren Fall dessen Zerstörung.
- Außer Acht blieb meistens die Frage, ob und wie sich die Aufdeckung einer Fälschung auf die schließliche Rechtsentscheidung auswirkte.
- Erst die Beantwortung dieser Frage gestattet es, die ideelle oder auch juristische Haltung der mittelalterlichen Gesellschaft zu dem Fälschungskomplex adäquat zu würdigen, der vor allem in unserer Neuzeit so großes Interesse findet (bis hin zu geradezu absurden Thesen: vgl. Illig, Gefälschtes Mittelalter) und zu negativen Wertungen unserer mittelalterlichen Vergangenheit geführt hat.
- In diesen Wertungen kommt eher die neuzeitliche Entwicklung zu einem immer größeren Formalismus zum Ausdruck.
- Das Mittelalter hat offenbar weniger Wert auf formale als auf inhaltliche Rechtsverhältnisse gelegt.

⁴⁸ 1. Joh 5, 19: „... *mundus totus in maligno positus est.*“

⁴⁹ Vgl. Eph 6, 11: „... *insidias diaboli.*“

⁵⁰ Vgl. Eph 4, 22–24: „... *veterem hominem, qui corrumpitur secundum desideria erroris.*“

⁵¹ Thurgauisches Urkundenbuch II (1917), Nr. 51, S. 189–196, hier S. 191f.: „*Securitati et paci ecclesiasticę summopere prouidetur. cum contractus et donationes sacrosanctę ecclesię de scriptis authenticis. et instrumentis legitimis. quo ad futurorum notitiam facilius perueniant. fideliter annotantur. Licet enim his et aliis modis quam pluribus sanctę religiosorum pietatj munimina. et tutiones sepius conferantur. mundus tamen in maligno positus. et antiqui hostis insidiis obnixius. uersutijs ueteris adę plenus. mentes humanas subuertere, et a nia ueritatis auertere machinatur.*“

- Insofern könnte man sagen, dass das Mittelalter wirklichkeitsnäher war als unsere Zeit.

Eingangs hatte ich das Wort Carlrichard Brühls zitiert, bislang sei bezüglich der Fälschungen des Mittelalters erst die „Spitze des Eisbergs“ gesichtet worden. Derselbe Carlrichard Brühl hat aber auch vom „ehrbaren Fälscher“ gesprochen⁵², und ich denke, am Beispiel der geschilderten Vorgänge kommt man dem Verständnis näher, was mit dieser ebenso paradoxen Formulierung gemeint ist wie mit der Horst Fuhrmanns „Von der Wahrheit der Fälscher“.

⁵² Carlrichard Brühl, Der ehrbare Fälscher. Zu den Fälschungen des Klosters S. Pietro in Ciel d'Oro zu Pavia, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 35 (1979) S. 209–218. S. 218: „feststellende“ Fälschung ohne Betrugsabsicht.

**Zwei zerstrittene Gesandte –
Die Gesandtschaft der Freiherren Johann V. von Türckheim
und Philipp Moritz von Schmitz-Grollenburg
nach Rom 1819 zur Errichtung
der Oberrheinischen Kirchenprovinz**

Von Joachim Brüser

Im Februar 1819 machte sich eine deutsche Gesandtschaft auf den Weg nach Rom, um dort Dokumente zu übergeben, die nach dem Willen der entsendenden deutschen Staaten zur Errichtung der Oberrheinischen Kirchenprovinz führen sollten. Die beiden Gesandten waren der württembergische Freiherr Philipp Moritz von Schmitz-Grollenburg und der badische Freiherr Johann V. von Türckheim. Die beiden Adligen brachen als alte Freunde gemeinsam auf und kamen getrennt und zerstritten zurück.

Die Geschichte und die Ergebnisse dieser zunächst erfolglosen Gesandtschaft sind längst detailliert und erschöpfend aufgearbeitet.¹ Nun sind aber im Familienarchiv der Freiherren von Türckheim neue Unterlagen aus dem Besitz des badischen Emissärs aufgetaucht, die den bisherigen Blick ergänzen und gleichzeitig einen persönlicheren Eindruck von Johann V. erlauben.² Neben zahlreichen Briefen und Arbeitsmaterialien Türckheims handelt es sich hierbei um ein ausformuliertes, eigen-

¹ Vgl. v. a.: Dominik Burkard, Staatskirche – Papstkirche – Bischofskirche – Die „Frankfurter Konferenzen“ und die Neuordnung der Kirche in Deutschland nach der Säkularisation (Römische Quartalsschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, Supplementband 53), Rom/Freiburg 2000.

² Die verschiedenen Teile des Familienarchivs von Türckheim liegen als Depositum im Generallandesarchiv Karlsruhe. Vgl. einführend zum Archiv: Konrad Krimm, Zwischen Aufklärung, Revolution und Restauration – Die Archive der Freiherren von Türckheim, in: Archivar 61/2008, S. 157f.

händig geschriebenes Tagebuch³, in dessen Fokus die Verhandlungen und deren Inhalt stehen, sowie mehrere Tagebuchnotizen zur Reise und zu einzelnen touristischen Ausflügen.⁴

Im Folgenden soll der Schwerpunkt auf dem Verhältnis der beiden Gesandten liegen. Der Inhalt der politischen und kirchenrechtlichen Verhandlungen soll dabei nur am Rand berührt werden – so weit, wie es zum Verständnis der Vorgänge notwendig ist. Für alles andere sei auf die im Fußnotenapparat angeführte Literatur verwiesen.⁵

Im Fokus stehen die Dokumente aus dem Familienarchiv von Türckheim. Daneben wurde aber auch die staatliche Überlieferung im Generallandesarchiv Karlsruhe und im Hauptstaatsarchiv Stuttgart herangezogen.

1. Vorgeschichte

1.1 Biografie Johanns V. von Türckheim

Freiherr Johann V. von Türckheim wurde 1749 in Straßburg als Sohn einer dort seit 1459 nachweisbaren Patrizierfamilie geboren.⁶ Erst mit seinem Vater Johann IV. wurde die Familie 1782 von Kaiser Joseph II. in den erblichen Reichsfreiherrnstand erhoben.⁷ Der Reichtum der Familie lag im Bankhaus begründet, dem Johann IV. zur Blüte verhalf.⁸

³ Journal de la Legation à Rome des Freiherrn Johann von Türckheim; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2637.

⁴ Z. B.: Tagebuchnotizen „Milan“, „Florence“, „Pise“ und „Voyage de Naples“; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 75.

⁵ Die wichtigsten Quellen der staatlichen Überlieferung zur römischen Gesandtschaft liegen im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und im Generallandesarchiv Karlsruhe unter folgenden Signaturen: GLAK Abt. 48 Nr. 5256, 5257, 5301–5306, Abt. 49 Nr. 618/619, Abt. 566 Nr. 27556 bis 27558; HStAS E 63/4, E 201a Bü 39–41, E 100 Nr. 489.

⁶ Vgl. zur Biografie Johanns V. von Türckheim: Friedrich von Weech, Freiherr Johann von Türckheim, in: ders. (Hrsg.), Badische Biografien – Bd. 2, Heidelberg 1875, S. 364–366; Julius Rathgeber, Elsässische Geschichtsbilder aus der französischen Revolutionszeit – Ein Beitrag zur elsässischen Sittengeschichte, Basel 1886, S. 187; Julius Rathgeber, Der große Markgraf und seine elsässischen Minister – Von Andlaw, von Berckheim, von Berstett, von Gayling, von Altheim und von Türckheim, Straßburg 1887, S. 45f; Edouard Sitzmann, Dictionnaire de biographie des hommes célèbres de l'Alsace depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, Bd. 2: K–Z, Rixheim 1910, S. 896f; Albrecht Krieger, Johann Freiherr von Türckheim, in: ADB 54/1908, S. 717–719.

⁷ Kaiserliche Urkunde für Freiherrn Johann IV. von Türckheim vom 18. März 1782; GLAK 69 von Türckheim 2 Nr. 128.

Johann V. studierte in seiner Heimatstadt Straßburg Jura und schloss das Studium 1771/72 mit einer Promotion zur merowingischen und karolingischen Rechtsgeschichte ab.⁹ Als erstes Familienmitglied trat er in die Dienste der Stadt und wurde 1775 Straßburger Senator und 1784 sogar Ammeister, also Bürgermeister. Er erreichte in der Stadt eine große Popularität durch „*unermüdliche Thätigkeit, entgegenkommende Dienstfertigkeit, vor allem aber durch Festigkeit und Gewandtheit*“.¹⁰

1787 wurde er von König Ludwig XVI. in die elsässische Provinzialversammlung berufen und 1789 als Straßburger Repräsentant in die konstituierende Nationalversammlung gewählt. Dort setzte er sich vor allem für die traditionellen deutschen Sonderrechte des Elsass und Straßburgs ein, zog sich aber aus der Versammlung zurück, als klar wurde, dass er auf verlorenem Posten kämpfte.¹¹ Kurz darauf trat er auch von seinen Ämtern in Straßburg zurück und siedelte auf sein Gut in Altdorf auf der anderen Rheinseite über.

Schon vor 1789 stand er in deutschen Diensten. Seit 1783 war er Geheimrat der Grafen von Nassau-Saarbrücken, 1796 wurde er Gesandter der sächsischen Häuser und Hessen-Kassels am Reichstag in Regensburg und Geheimrat des Kurfürsten von Sachsen. Dann wechselte er wiederum als Geheimrat in hessen-darmstädtische Dienste und nahm in dieser Funktion auch am Wiener Kongress teil.

Nach der Gesandtschaft nach Rom zog er sich aus dem politischen Leben weitgehend zurück. Er lebte bis zu seinem Tode am 28. Januar

⁸ Vgl. zur Familiengeschichte: Johann Christian Siebenkees, Geschlechts- und Wappenbeschreibungen zu dem Tyroffischen neuen adelichen Wappenwerk, Bd. 1, 2, Nürnberg 1808, S. 55–57; Friedrich Cast, Historisches und genealogisches Adelsbuch des Grossherzogthums Baden, Stuttgart 1845, S. 188–191; Ernst Heinrich Kneschke, Neues allgemeines deutsches Adels-Lexicon, Bd. 9, Leipzig 1870, S. 307–309; Ernest Lehr, L'Alsace noble suivie de le livre d'or du patriciat de Strasbourg, Bd. 3, Paris 1870, S. 164–173; Julius Kindler von Knobloch, Das goldene Buch von Straßburg, Wien 1885, S. 378–380; Josef Naudascher, Die elsässischen Freiherren von Türckheim in der Ortenau und im Breisgau, in: Annuaire de la Société d'Histoire des Quatre Cantons 11/1993, S. 135–145; Philippe de Turckheim/Siegfried von Krosigk, Türckheim, in: Christoph Franke (Hrsg.), Genealogisches Handbuch der freiherrlichen Häuser, Bd. 23 (Genealogisches Handbuch des Adels, Bd. 136), Limburg 2005, S. 539–568.

⁹ Johann von Türckheim, De iure legislativo Merovaeorum et Carolingorum Galliae regum circa sacra, 2 Bde., Straßburg 1771/72.

¹⁰ Weech, Türckheim (wie Anm. 6), S. 364.

¹¹ Diese Entscheidung rechtfertigte er in: Johann von Türckheim, Bericht an die Gemeine von Straßburg über die Lage der National-Versammlung im Monath October dieses Jahres (1789) als ich diese verließ, Straßburg 1789.

1824 im Kreise seiner Familie in Altdorf und widmete sich vor allem geschichtswissenschaftlichen Studien.

1.2 Die Frankfurter Versammlung und ihre Beschlüsse

Durch die Umwälzungen des Reichsdeputationshauptschlusses 1803 veränderten sich nicht nur Zuschnitt und Größe der beiden protestantischen Territorien Württemberg und Baden, sondern auch deren konfessionelle Zusammensetzung ganz beträchtlich. Während in Württemberg nun ein Drittel der Bevölkerung katholisch war, waren es in Baden sogar zwei Drittel. Beide Territorien machten sich langfristig ein eigenes katholisches Bistum zum Ziel.¹² Eine kirchliche Neuordnung wurde aber erst nach dem Wiener Kongress möglich. Während der Konstanzer Generalvikar und Mainzer Bevollmächtigte Ignaz Heinrich von Wessenberg in Wien eine gesamtdeutsche Lösung unter episkopalistischen Vorzeichen anstrebte, wollte auch der römische Gesandte Kardinal Ercole Consalvi eine den gesamten Deutschen Bund umfassende Regelung, aber mit einer deutlich größeren Unterordnung unter den Papst.¹³

Den deutschen Mittelstaaten unter der Führung Bayerns und Württembergs gelang es, die gesamtdeutschen Pläne auf dem Wiener Kongress und damit auch die kirchliche Neuordnung an sich zu verhindern. Sie wollten einen größeren Einfluss der Landesherren auf die kirchlichen Verhältnisse ihrer Staaten erreichen. Somit waren nach 1815 alle weiteren Verhandlungen auf die Ebene der Mittelstaaten verwiesen. Nach Verhandlungen zwischen 1806 und 1809 sowie 1815 und 1817 wurde im Juni 1817 das bayerische Konkordat abgeschlossen.¹⁴ Es sollte das ein-

¹² Wolfgang Hug, Das Erzbistum Freiburg von der Gründung bis zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Heinz Sproll/Jörg Thierfelder (Hrsg.), Die Religionsgemeinschaften in Baden-Württemberg (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Bd. 9), Stuttgart 1984, S. 58; Joachim Köhler, Das Bistum Rottenburg von der Gründung bis zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Ebd., S. 90.

¹³ Rudolf Lill, Kirchliche Reorganisation und Staatskirchentum in den Ländern des Deutschen Bundes und in der Schweiz, in: Hubert Jedin (Hrsg.), Handbuch der Kirchengeschichte Bd. 6: Die Kirche in der Gegenwart – Erster Halbband: Die Kirche zwischen Revolution und Restauration, Freiburg 1971, S. 162f.

¹⁴ Emil Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland – Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Kirche und ihres Verhältnisses zum Staat – Mit Actenstücken, Leipzig 1874, S. 12–16 & S. 36–43; Lill, Kirchliche Reorganisation und Staatskirchentum (wie Anm. 13), S. 164–168.

zige förmliche Konkordat in Deutschland bleiben; Konkordatsverhandlungen mit anderen Staaten scheiterten – so zum Beispiel im Fall Württembergs¹⁵ oder Badens.¹⁶ Für Preußen und Hannover wurden nach bilateralen Verhandlungen vom Papst 1821 und 1824 Zirkumskriptionsbullen und erläuternde Breven erlassen, um die kirchlichen Verhältnisse neu zu ordnen.¹⁷

Um die langwierigen und problembelasteten Verhandlungen mit Rom zu beschleunigen und zu erleichtern, trafen sich ab März 1818 die protestantischen Staaten Deutschlands ohne Hannover und Preußen in Frankfurt.¹⁸ Vertreter wurden entsandt aus Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel, Nassau, Mecklenburg, Sachsen, Oldenburg, Waldeck, Lübeck und Bremen. Das Großherzogtum Baden entsandte den Staatsrat Joseph Albert von Ittner und den Geistlichen Rat

¹⁵ Otto Meier, Die Concordatsverhandlungen Württembergs vom Jahre 1859, Stuttgart 1807; Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen (wie Anm. 14), S. 17–26; Max Miller, Die Errichtung der Oberrheinischen Kirchenprovinz, im Besonderen des Bistums Rottenburg, und die württembergische Regierung, in: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 54/1934, S. 318–320; August Hagen, Geschichte der Diözese Rottenburg, Bd. 1, Stuttgart 1956, S. 216–222.

¹⁶ Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen (wie Anm. 14), S. 26–28; Emil Göller, Die Vorgeschichte der Bulle „Provida solersque“, in: Freiburger Diözesan-Archiv 55/1927, S. 143–216.

¹⁷ Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen (wie Anm. 14), S. 43–90; Leopold von Ranke, Cardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung unter dem Pontificat Pius VII.; in: ders., Sämtliche Werke, Bd. 40, Leipzig 1877, S. 70–78.

¹⁸ Vgl. zu den Frankfurter Verhandlungen: Otto Meier, Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht – Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland, Bd. 2, Göttingen 1853, S. 385–390; Ignaz von Longner, Beiträge zur Geschichte der Oberrheinischen Kirchenprovinz, Tübingen 1863, S. 408–607; Heinrich Maas, Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden – Mit besonderer Berücksichtigung der Regierungszeit des Erzbischofs Hermann v. Vicari, Freiburg 1891, S. 23–26; Hermann Lauer, Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden – Von der Gründung des Großherzogtums bis zur Gegenwart, Freiburg 1908, S. 113; Adolf Williard, Beiträge zur Gründungsgeschichte der Oberrheinischen Kirchenprovinz (1818–1821), in: Freiburger Diözesan-Archiv 61/1933, S. 118–164; Josef Großmann, Die Besetzung der höheren Kirchenämter im Erzbistum Freiburg/Breisgau – Rechtsgrundlagen und Praxis unter besonderer Berücksichtigung der staatlichen Mitwirkung, Freiburg Univ. Diss. (masch.) 1953, S. 37–52; Lill, Kirchliche Reorganisation und Staatskirchentum (wie Anm. 13), S. 168f; Franz Xaver Bischof, Das Ende des Bistums Konstanz – Hochstift und Bistum Konstanz im Spannungsfeld von Säkularisation und Suppression (1802/03–1821/27) (Münchner kirchenhistorische Studien Bd. 1), Stuttgart 1989, S. 476–486; Rudolf Reinhardt, Von den Anfängen zur Oberrheinischen Kirchenprovinz – Der weite Weg zur Diözese Rottenburg, in: Werner Groß/Heinz Georg Tiefenbacher (Hrsg.), Das katholische Württemberg – Die Diözese Rottenburg-Stuttgart – Zeiten, Zeichen, Zeugen, Zukunft, Ulm/Ostfildern 1993, S. 50–58; Wolfgang Hug, Auf dem Weg zur Bistumsgründung – Die Zeit der Säkularisation, in: Heribert Smolinsky (Hrsg.): Geschichte der Erzdiözese Freiburg – Bd. 1: Von der Gründung bis 1918, Freiburg 2008, S. 51–56.

Joseph Vitus Burg.¹⁹ Beraten wurden unter württembergischem Vorsitz die Grundsätze zu einem gemeinsamen Vorgehen bei Errichtung der Bistümer, Einrichtung der Domkapitel und Seminare, Regelung der Bischofswahlen und Ausstattung der Bistümer. Da sich die mittel- und norddeutschen Staaten nicht festlegen wollten, berieten ab Juli 1818 die süddeutschen Staaten und Kurhessen alleine weiter. Ergebnis waren zwei Dokumente, eine so genannte Deklaration²⁰ und so genannte Grundbestimmungen, die 1820 zur Kirchenpragmatik²¹ erweitert wurden. Darin bestimmten die protestantischen Staaten Zuschnitt und Organisation der zu errichtenden Diözesen mit einem landesherrlichen Nominationsrecht bei der Bischofswahl. Während die relativ allgemein gehaltene Deklaration in Rom übergeben werden sollte, waren alle Regelungen, bei denen mit Widerstand von Seiten der Kirche gerechnet werden musste, in den Grundbestimmungen zusammengefasst und wurden zunächst geheim gehalten. Zusammengefasst wurden die Ergebnisse der Frankfurter Verhandlungen in einem Staatsvertrag, der am 7. Oktober 1818 unterzeichnet wurde.²²

1.3 Die Konstituierung der Gesandtschaft

Am 30. April 1818 beschloss die Frankfurter Versammlung, zwei Gesandte zweier verschiedener Mitgliedsstaaten nach Rom zu entsenden, von denen einer katholisch und einer protestantisch sein sollte. Zudem sollte ein katholischer Geistlicher als Berater mitreisen und ein Sekretär mit entsprechendem Kanzleipersonal.²³

¹⁹ Vgl. zu Burg: Christoph Schmider, Die Freiburger Bischöfe – 175 Jahre Erzbistum Freiburg – Eine Geschichte in Lebensbildern, Freiburg 2002, S. 47–54.

²⁰ Deutscher Text der Deklaration gedruckt bei: Longner, Beiträge (wie Anm. 18), S. 458–466; Ernst Rudolf Huber/Wolfgang Huber (Hrsg.), Staat und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert – Dokumente zur Geschichte des deutschen Staatskirchenrechts, Bd. 1: Staat und Kirche vom Ausgang des alten Reichs bis zum Vorabend der bürgerlichen Revolution, Berlin 1973, S. 241–245. Lateinischer Text der Deklaration gedruckt bei: Heinrich Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der Kirche zur Staatsgewalt, Mainz 1868, S. 522–525.

²¹ Text der Pragmatik gedruckt bei: Longner, Beiträge (wie Anm. 18), S. 636–651; Huber/Huber, Staat und Kirche (wie Anm. 20), S. 258–264.

²² Vertrag vom 7. Oktober 1818; GLAK 48 Nr. 5301. Gedruckt bei: Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen (wie Anm. 14), S. 89–91; Huber/Huber, Staat und Kirche (wie Anm. 20), S. 245 (Auszug).

²³ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 287.

Relativ schnell war klar, dass Württemberg und Baden als die beiden größten Mitgliedsstaaten die entsendenden Staaten sein würden. Allerdings meldete Hessen-Darmstadt Bedenken gegen Baden an, weil dieses in Rom durch die erfolglose Mission Wessenbergs einen zu schlechten Ruf habe. Obwohl sich diesen Bedenken in Frankfurt auch andere Gesandte anschlossen, konnten sie sich nicht durchsetzen.²⁴

Württemberg dagegen wollte von Anfang an die Beauftragung eines Geistlichen verhindern. Das Königreich erachtete dies als überflüssig, da in Rom keine Verhandlungen geplant seien. Als diese Meinung dann später auch von Joseph Vitus Burg vorgebracht wurde, der von den anderen Staaten als Geistlicher ausgewählt worden war, verzichtete man schließlich auf einen geistlichen Begleiter der Gesandtschaft.²⁵

Von Anfang an war Freiherr Philipp Moritz von Schmitz-Grollenburg als württembergischer Gesandter im Gespräch, auch der württembergische Bundestagsgesandte Karl August von Wangenheim wurde genannt. Als Württemberg den Katholiken Schmitz-Grollenburg offiziell vorschlug, war Baden einverstanden und erklärte sich bereit, einen Protestanten zu nominieren.²⁶

Schmitz-Grollenburg konnte 1818 auf eine erfolgreiche Karriere zurückblicken.²⁷ Zum Geistlichen bestimmt und bereits mit den Subdiakonsweihen versehen, trat er 1799 in württembergische Staatsdienste und ließ sich von seinen Gelübden entbinden. Dort wurde er Rat bei der Oberlandesregierung, Stuttgarter und Ludwigsburger Oberpolizeidirektor, Direktor des katholischen Kirchenrats und schließlich Vizepräsident des Oberregierungskollegiums. Auch vor 1818 war er schon mehrfach mit diplomatischen Missionen betraut gewesen, 1821 wurde er württembergischer Gesandter in München und erwarb sich in den kommenden Jahren Verdienste um den Zollverein. Deswegen wurde kaum bestritten, dass er für die Mission geeignet sei. Allerdings war er – nach Aussage von Zeitzeugen und Historikern – wohl ein schwieriger

²⁴ Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz (wie Anm. 20), S. 22; Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 289f.

²⁵ Longner, Beiträge (wie Anm. 18), S. 450–452; Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz (wie Anm. 20), S. 22–24; Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 287–293.

²⁶ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 288 und 293.

²⁷ Vgl. zu Schmitz-Grollenburg: August Ludwig Reyscher, Erinnerungen aus alter und neuer Zeit (1802 bis 1880), Freiburg/Tübingen 1884, S. 61–68; Eugen Schneider, Freiherr Philipp Moritz von Schmitz-Grollenburg; in: ADB 32/1891, S. 51; Williard, Gründungsgeschichte (wie Anm. 18), S. 127–130.

Mensch. Laut Lauer hatte er ein „*schroffes und rücksichtsloses Auftreten*“.²⁸

Als badischer Kandidat galt zunächst Joseph Albrecht von Ittner, dann brachte Wessenberg Staatsrat Wilhelm Reinhard ins Gespräch, die Karlsruher Regierung tendierte aber zum Meersburger Hofrichter Josef Kleiser von Kleisheim. Im September 1818 wurden die Namen des Juristen Friedrich von Hohnhorst, des Staatsrats Johann Ludwig Klüber und des Staatsministers Sigismund von Reitzenstein selbst genannt.²⁹

Im November 1818 mahnte Württemberg in Karlsruhe Eile an. Schmitz-Grollenburg sei bereits ernannt, Baden solle nun möglichst bald mit dem anderen Gesandten nachziehen. In Karlsruhe konnte aber kein geeigneter protestantischer Kandidat gefunden werden. Katholiken wisse man mehrere, Württemberg beharrte aber seinerseits auf der Ernennung Schmitz-Grollenburgs als katholischem Gesandten. Am 24. Dezember 1818 reiste dieser nach Karlsruhe, um die Entscheidung dort zu beschleunigen.³⁰

Zum Jahresende 1818 erschien die Ernennung Reitzensteins als sicher, bis dann plötzlich der Name des Diplomaten Johann von Türckheim aufs Tapet kam: „*Die Bestellung Türckheims für die Mission nach Rom durfte einem Handstreich gleichgekommen sein, denn die in Baden tangierten Personen [...] waren bis zuletzt über diese Entscheidung völlig desinformiert.*“³¹ Dominik Burkard sieht in der Ernennung Türckheims ein antiliberales Komplott des nach dem Tod des liberalen Großherzogs Karl im Dezember 1818 an die Regierung gelangten konservativen Großherzogs Ludwig.³²

Burg befürwortete die Ernennung Türckheims. Er schrieb später, „*daß H[err] v[on] T[ürckheim] zwar keine Kenntnisse in der Sache habe und obscure Grundsätze besitze, hingegen mußte ich doch voraussetzen, daß er diplomatische Gewandheit und Anhänglichkeit für Fürst und Vaterland habe*“.³³ Dagegen gab es aber aus Hessen-Darm-

²⁸ Lauer, Geschichte (wie Anm. 18), S. 114.

²⁹ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 291–297.

³⁰ Ebd., S. 297f.

³¹ Ebd., S. 299.

³² Ebd.

³³ Schreiben des Geistlichen Rats Burg an den Rottenburger Generalvikariatsrat Ignaz von Jaumann vom 30. Juli 1819; HStAS Q 1/3 Bü 5.

stadt auch negative Äußerungen über das Verhandlungsgeschick Türkckheims. So schrieb der Staatsminister du Thil über ihn: *„Von Charakter war Herr von Türkckheim durchaus ein Ehrenmann, sehr achtbar und von loyaler Gesinnung, dabei aber von einer Lebhaftigkeit, Beweglichkeit und mitunter einem Jähzorn, die ihm zuweilen böse Streiche spielten.“*³⁴

Türkckheim selbst zweifelte in einem Schreiben an den Staatsminister von Berstett an seiner Eignung, vor allem da er mit der Sache bisher nicht vertraut sei. Andererseits sei er sowohl mit Schmitz-Grollenburg als auch mit Consalvi³⁵ seit einigen Jahren bekannt. Zudem war er in seiner Zeit in Hessen-Darmstadt³⁶ bereits mit Kirchenangelegenheiten betraut gewesen: *„So können Euer Excellenz bey meinem angetretenen 70sten Lebensjahr und geschwächter Kraft der weiten und vielleicht langen Reise in der ungünstigen Jahreszeit, meiner Unkunde der italiänischen Sprache und der Befürchtniß, gegen die Politik des römischen Hofes und des mir schon von Wien aus wohl bekannten Cardinals Consalvi zu stranden, leicht begreifen, daß mir mehrere Bedenklichkeiten aufstoßen mußten.“*³⁷

Nachdem er dann aber dem Großherzog seine Zustimmung zu dieser Aufgabe gegeben hatte, bezeichnete er den Auftrag in einem Schreiben an seinen Bruder als *„une dernière mission“*.³⁸

Württemberg hatte keine Einwendungen und betonte lediglich, dass Schmitz-Grollenburg trotz des höheren Ranges Türkckheims der Erste der beiden Gesandten bleibe. Schmitz-Grollenburg selbst schrieb: *„Schon lange in freundschaftlichen Verhältnissen mit Freiherrn von Türkckheim zähle ich hierbei ganz auf seine bewährte Rechtlichkeit und ich kann mich der Vereinigung mit ihm nur erfreuen, wenn gleich er das 70te*

³⁴ Heinrich Ulmann (Hrsg.), *Denkwürdigkeiten aus dem Dienstleben des Hessen-Darmstädtischen Staatsministers Freiherrn du Thil 1803–1848* (Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts, Bd. 3), Stuttgart 1921, S. 142–147, Zitat S. 144.

³⁵ Vgl. dazu auch den Schriftwechsel von Consalvi und Türkckheim aus den Jahre von 1810 bis 1820; in: GLAK 69 von Türkckheim 1 Nr. 2600.

³⁶ Vgl. dazu die Unterlagen des Freiherrn von Türkckheim als Gesandter Hessen-Darmstadts am Reichstag in Regensburg; GLAK 69 von Türkckheim 1 Nr. 2616.

³⁷ Schreiben des Freiherrn von Türkckheim an den Staatsminister von Berstett vom 29. Januar 1819; GLAK 48 Nr. 5304.

³⁸ Schreiben Türkckheims an seinen Bruder Bernhard Friedrich von Türkckheim vom 12. Januar 1819; BNUS Ms. Türkckheim Nr. 142.

Jahr soeben angetreten hat und mit dieser Sendung seine diplomatische Carriere glorreich zu beschließen hofft.“³⁹ Auch Türckheim schrieb, „daß ich mit dem Freyherrn Schmitz von Grollenburg seit langen Jahren in genauer Freundschaft stehe“.⁴⁰ König Wilhelm I. war nach Auskunft Schmitz-Grollenburgs sehr zufrieden, dass die Wahl auf Türckheim fiel: „[Il] applaudit sincerement au choix de Son Altesse Royale le Grand Duc, étant parfaitement persuadé que notre cause commune ne pouvait etre confié a des mains plus habiles et plus respectables.“⁴¹

Ausführlicher schrieb Schmitz-Grollenburg an den Stuttgarter Staatssekretär Vellnagel: „Die Auswahl des Herrn Baron v[on] Türckheim zum Gesandten nach Rom scheint mir in vieler Hinsicht sehr vorteilhaft. Er ist ein geborener Elsässer, in darmstädtischen Dienstverhältnissen und hat nur als Gutsbesitzer Verbindungen mit Baden ... Er ist als ein geübter Diplomat bekannt und als loyaler Mann geachtet. Alle diese Umstände müssen seine Aufnahme in Rom begünstigen.“⁴²

Allerdings schrieb Schmitz-Grollenburg gleichzeitig ganz anders an den Rottenburger Generalvikariatsrat Ignaz von Jaumann, nämlich „daß Baden eine höchst zweideutige Rolle spielt – daß die Roßenkreuzer Türckheim, Berkheim u[nd] Leonhardi schändlich gegen uns intriguirten“.⁴³ Dass er Türckheim in die Nähe der Freimaurer rückte, war durchaus korrekt. Warum er allerdings dessen Rolle in der Vorbereitung der Gesandtschaft hier ganz anders einschätzte als in den oben zitierten Briefen, kann nicht beantwortet werden.

³⁹ Schreiben des Freiherrn von Schmitz-Grollenburg an den Nassauischen Staatsminister Freiherrn Ernst Franz Ludwig Marschall von Bieberstein vom 31. Dezember 1818; GStA I. HA Rep. 76 IV Sekt. 12 Abt. II Nr. 17 Bd. 3. Zudem war Türckheim seit 1801 mit dem Bruder Schmitz-Grollenburgs bekannt. Freiherr Edmund von Schmitz-Grollenburg war gleichzeitig mit Türckheim am Regensburger Reichstag als Gesandter verschiedener kleinerer Reichsfürsten. Später wurde er preußischer Regierungspräsident, nacheinander in Koblenz, Trier und Düsseldorf. Vgl. dazu: Schreiben des Freiherrn Edmund von Schmitz-Grollenburg an den Freiherrn von Türckheim vom 10. Mai 1801; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2613 und Otto Friedrich Winter (Hrsg.), Repertorium der diplomatischen Vertreter aller Länder, Bd. 3: 1764–1815, Graz/Köln 1965, S. 6, 7, 101, 148, 209 und 404.

⁴⁰ Schreiben des Freiherrn von Türckheim an den Staatsminister von Berstett vom 29. Januar 1819; GLAK 48 Nr. 5304.

⁴¹ Schreiben des Freiherrn von Schmitz-Grollenburg an den Freiherrn von Türckheim vom 12. Januar 1819; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2613.

⁴² Schreiben Schmitz-Grollenburg an den Staatssekretär Vellnagel vom 4. Januar 1819; zitiert nach: Williard, Gründungsgeschichte (wie Anm. 18), S. 16.

⁴³ Schreiben des Freiherrn von Schmitz-Grollenburg an den Generalvikariatsrat von Jaumann vom 26. Januar 1819; HStAS Q 1/3 Bü 6.

Am 6. Januar 1819 wurde Johann von Türckheim offiziell ernannt.⁴⁴ Am 29. Januar 1819 wurden in Frankfurt Kreditiv, Deklaration und Instruktion unterzeichnet und Schmitz-Grollenburg ausgehändigt.⁴⁵

Dominik Burkard schätzt die Ernennung Türckheims als eine sehr kluge Entscheidung der badischen Regierung ein. In Rom herrschte wegen der von Baden unterstützten liberalen Vorstöße Wessenbergs eine Skepsis gegenüber dem Großherzogtum. Der ehemals in hessischen Diensten gestandene Türckheim war nun aber eben kein badischer Beamter. Auch symbolisierte seine Person den Politikwechsel in Karlsruhe nach dem Tod des Großherzogs Karl und damit die offizielle Abwendung von Wessenberg: *„Die Entsendung des hessischen Diplomaten Türckheim war schließlich ein kluger Schachzug.“*⁴⁶

Laut Heinrich Brück ergänzten sich die beiden Gesandten in ihrer Verschiedenheit: *„Es waren zwei ganz entgegengesetzte Charaktere. Ersterer [Schmitz-Grollenburg] war eine von jenen heftigen Naturen, welche durch ein schroffes und rücksichtsloses Auftreten alle Schwierigkeiten zu beseitigen glaubten; Letzterer [Türckheim] dagegen war ein feiner, durchgebildeter Hofmann, der nicht durch heftiges Poltern, sondern kluges Transigiren sein Ziel zu erreichen hoffte.“*⁴⁷

Seit April 1818 war zudem die Ernennung des württembergischen Legationsrats Freiherr von Blomberg, der bei der Frankfurter Versammlung Protokoll führte, als Sekretär der Gesandtschaft relativ klar. Dieser Vorschlag Wangenheims wurde von der Frankfurter Versammlung und von Schmitz-Grollenburg unterstützt, und so wurde er im November 1818 von Stuttgart ernannt.⁴⁸

Nach seiner eigenen Ernennung wandte sich Türckheim im Januar 1819 gegen Blomberg. Wegen seines hohen Alters wollte er zu seiner Unterstützung seinen jüngsten Sohn, den hessischen Legations- und Regierungsrat Ferdinand von Türckheim, nach Rom mitnehmen. Karlsruhe und Stuttgart entschieden daraufhin, dass Ferdinand von Türckheim zum zweiten Sekretär ernannt werden sollte, wohingegen der württembergische Finanzministerialsekretär König erster Sekretär

⁴⁴ Schreiben des Staatsministers von Berstett an die Württembergische Gesandtschaft in Karlsruhe vom 6. Januar 1819; HStAS E 70f Bü 453.

⁴⁵ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 301.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz (wie Anm. 20), S. 25.

⁴⁸ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 290 und 302.

werden sollte, der bereits in den württembergischen Konkordatsverhandlungen mit dem späteren Bischof Johann Baptist von Keller in Rom gewesen war. Im Gegenzug wurde von der Beauftragung eines Kanzlisten abgesehen, die Sekretäre sollten auch die Expeditionen übernehmen.⁴⁹

In Rom war die Reaktion auf die angekündigte Gesandtschaft gemischt. Während die Stimmung in der Kurie sehr negativ war, war Kardinalstaatssekretär Ercole Consalvi grundsätzlich sehr erfreut über die deutsche Initiative. Allerdings verwunderte ihn die Ernennung Schmitz-Grollenburgs, der als ehemaliger Subdiakon von seinen Weilverpflichtungen entbunden worden und aus den württembergischen Konkordatsverhandlungen in Rom nicht in bester Erinnerung war. Türkheim war Consalvi bisher nicht bekannt.⁵⁰

Die Frankfurter Gesandten schätzten die Erfolgswahrscheinlichkeit der Mission sehr realistisch ein und erwogen von Anfang an auch ein Vorgehen ohne Rom. Es *„ließ sich ohne prophetischen Geist voraussehen, daß die Gesandtschaft, da an der vorgelegten Deklaration nicht geändert werden sollte, unverrichteter Sache zurückkehren werde“*.⁵¹

Die Instruktion der beiden Gesandten, die am 21. Oktober 1818 in Frankfurt verabschiedet worden war, sah vor, dass in Rom lediglich die Deklaration übergeben werden sollte.⁵² Verhandlungen waren nur in einem sehr engen Rahmen vorgesehen, über die Frankfurter Verhandlungen durften keine Auskünfte gegeben werden: *„Die Gesandten können demnach a) in keinem Punkte der Declaration etwas nachgeben und b) sich in keine Unterhandlung darüber einlassen.“*⁵³ Die Gesandtschaft wurde zeitlich auf drei Monate befristet. Nach der Übergabe sollte der Papst ein Breve mit allen wesentlichen Inhalten derselben ausfertigen und die Bullen für die fünf vorgesehenen Diözesen vorbereiten. Strittige

⁴⁹ Dekret des Staatsministers Ferdinand Ludwig von Zeppelin vom 27. Dezember 1818; HStAS E 201a Bü 40. Schreiben des Freiherrn von Schmitz-Grollenburg an den Freiherrn von Türkheim vom 12. und 20. Januar 1819; GLAK 69 von Türkheim 1 Nr. 2613. Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 302–304.

⁵⁰ Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz (wie Anm. 20), S. 25; Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 335–338.

⁵¹ Longner, Beiträge (wie Anm. 18), S. 452.

⁵² Instruction für die Gesandten nach Rom, o. D.; HStAS E 63/4 Bü 7 & GLAK 48 Nr. 5302. Vgl. zur Instruktion: Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 304f.

⁵³ Instruktion für die Gesandten nach Rom, o. D.; HStAS E 63/4 Bü 7 & GLAK 48 Nr. 5302.

Punkte sollten möglichst neutral formuliert in die Texte aufgenommen werden. Sollte Rom der Deklaration nicht zustimmen, würden die deutschen Staaten die katholischen Kirchenangelegenheiten im Alleingang regeln.

2. Die Gesandtschaft nach Rom 1819

2.1 Reiseantritt und Reiseroute

Stuttgart war viel an einer schnellen Abreise der Gesandtschaft gelegen, so dass diese bereits auf den 24. Januar in Freiburg terminiert wurde. Die Reise musste dann aber zweimal verschoben werden, da Türkckheim zunächst noch zu seiner Familie nach Darmstadt musste und dann erkrankte.⁵⁴ Der Aufbruch verzögerte sich schließlich auf Mitte Februar. Am 12. Februar trafen Schmitz-Grollenburg und Türkckheim in Freiburg ein und wurden dort am 14. Februar 1819 von Burg und Jaumann verabschiedet.⁵⁵

In Freiburg trafen die Gesandten auf Ignaz Speckle, den ehemaligen Abt des in der Säkularisation aufgehobenen Klosters St. Peter im Schwarzwald. Dieser beschrieb die Begegnung in seinem Tagebuch und interessierte sich besonders für Türkckheim: *„Übrigens versichert man von der Gerechtigkeit und Bescheidenheit des Herrn von Türkckheim, daß die katholischen Angelegenheiten von demselben, obwohl er Protestant ist, gut werden besorgt werden. Er selbst versicherte, die Katholiken sollten nur ruhig und getrost sein, er werde noch besser für sie sorgen, als mancher katholische Geistliche werde getan haben. Auch der G[roß]h[erzog] schrieb in einem vertrauten eigenhändigen Schreiben an Herrn Prälaten von Salem, wenn mein Gesandter meine Auflage befolgt, so wird die katholische Kirche mit mir zufrieden sein.“*⁵⁶

Die Gesandtschaft verließ Freiburg und reiste durch die Schweiz über Basel, Solothurn, Bern, Lausanne und Genf – *„unerachtet des sehr un-*

⁵⁴ Schreiben des Freiherrn von Schmitz-Grollenburg an den Freiherrn von Türkckheim vom 4., 20. und 25. Januar 1819; GLAK 69 von Türkckheim 1 Nr. 2613.

⁵⁵ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 345 f.

⁵⁶ Ursmar Engelmann (Hrsg.), Das Tagebuch von Ignaz Speckle – Abt von St. Peter im Schwarzwald – Zweiter Teil 1803–1819 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe A, Bd. 13), Stuttgart 1966, S. 570.

*günstigen Wetters und der bekannten langsamen Reise-Art*⁵⁷ – nach Italien⁵⁸: „*Après avoir été inhumainement pressé par mon cher collègue, nous cheminons à pas d’escargots à Rome.*“⁵⁹

Bereits in Turin, das man am 27. Februar erreichte⁶⁰, mussten die ersten Komplikationen nach Frankfurt gemeldet werden. Wegen Reparaturen an einer der Kutschen musste drei Tage Station gemacht werden.⁶¹ Außerdem hatte Ferdinand von Türckheim sich entschieden, unter Verzicht seiner Diäten von seinem Posten als Sekretär zurückzutreten und nur noch als Begleiter seines Vaters zu fungieren. Er erklärte, „*daß seine Dienstverhältnisse in Darmstadt ihm nicht erlauben, in das bei der Gesandtschaft ihm zugedachte Verhältniß einzutreten*“.⁶² Warum ihm dies erst unterwegs einfiel, ist nicht überliefert. Der Gesandtschaftssekretär König berichtete daraufhin beleidigt nach Stuttgart: „*Nach dieser Erklärung übernahm ich nun ganz allein die Kanzleigeschäfte, machte [...] die Uebersetzungen aus dem Italienischen und besorgte alle Expeditionen, welche [...] der Herr v[on] Türckheim mit mir hätte theilen sollen.*“⁶³

Am 2. März erreichte man Mailand und fuhr weiter über Genua und Florenz nach Rom. Am 18. März 1819 traf die Gesandtschaft nach über vierwöchiger Reise in Rom ein. Dort bezog man die vom württembergischen Gesandten Kölle organisierte Unterkunft am Campo Marzo, Via dei Prefetti Nr. 8.⁶⁴

⁵⁷ I. Bericht der Gesandtschaft vom 26. Februar 1819; GLAK 48 Nr. 5302 & 49 Nr. 619; HStAS E 63/4 Bü 9.

⁵⁸ Reiserechnung des Gesandtschaftssekretärs König, o. D., und Reiserechnung des Freiherrn von Schmitz-Grollenburg vom 20. Juni 1820; HStAS E 63/4 Bü 10. Reisekostenaufstellung des Freiherrn Ferdinand von Türckheim; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2602.

⁵⁹ Schreiben des Freiherrn von Türckheim an den Staatsminister von Berstett vom 28. Februar 1819; GLAK 48 Nr. 5304.

⁶⁰ Reisekostenaufstellung des Freiherrn Ferdinand von Türckheim; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2602.

⁶¹ I. Bericht der Gesandtschaft vom 26. Februar 1819; GLAK 48 Nr. 5302 und 49 Nr. 619; HStAS E 63/4 Bü 9. Journal de la Legation à Rome des Freiherrn Johann von Türckheim; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2637.

⁶² Schreiben des Gesandtschaftssekretärs König nach Stuttgart vom 20. Juli 1819; HStAS E 63/4 Bü 10.

⁶³ Ebd.

⁶⁴ III. Bericht der Gesandtschaft vom 25. März 1819; GLAK 48 Nr. 5302 und 49 Nr. 619; HStAS E 63/4 Bü 9. Reiserechnung des Gesandtschaftssekretärs König, o. D., und Reiserechnung des Freiherrn von Schmitz-Grollenburg vom 20. Juni 1820; HStAS E 63/4 Bü 10.

2.2 Die Ankunft in Rom und die ersten Tage

Am 20. März 1819 traf die deutsche Gesandtschaft erstmals Kardinalstaatssekretär Ercole Consalvi. Türckheim und Consalvi kannten sich vom Wiener Kongress. Der Kardinal nahm die Gesandten sehr freundlich auf, gab in der Sache allerdings nur ausweichende Antworten. *„Bereits bei diesem ersten Treffen waren die unterschiedlichen Positionen beider Parteien deutlich geworden.“*⁶⁵ Es war also bereits im März klar, dass mit einer Annahme der Deklaration in Rom ohne vorherige Verhandlungen nicht zu rechnen war.

Kardinal Ercole Consalvi war für Schmitz-Grollenburg und Türckheim der wichtigste Ansprechpartner in Rom, mit dem sie in den kommenden Monaten alle Verhandlungen führten.⁶⁶ Er war 1800, kurz nach dem Konklave in Venedig, von Papst Pius VII. zum Kardinal und zum Staatssekretär ernannt worden und leitete in dieser Funktion die Geschäfte des Kirchenstaats bis 1823. Er verhandelte 1801 mit Napoleon in Paris das französische Konkordat und in der Folge unter anderem auch die Konkordate mit Russland, Polen oder Preußen. 1814/15 war er der Gesandte des Heiligen Stuhls auf dem Wiener Kongress und wirkte so maßgeblich an der Wiederherstellung des Kirchenstaats mit, den er in den kommenden Jahren reformierte. Durch seine Politik prägte er nicht nur den Pontifikat Pius' VII. sondern auch die Zeit Leos XII., Pius' VIII., Gregors XVI. und Pius' IX. *„C'est que Consalvi était surtout un homme d'État. Il savait que l'art de gouverner n'est que l'art de persuader, et nul ne le posséda plus fortement que lui. Il fit avec la parole plus de prodiges que d'autres avec la force.“*⁶⁷

⁶⁵ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 348.

⁶⁶ Vgl. zu Consalvi: Jacques Créteineau-Joly (Hrsg.), *Mémoires du Cardinal Consalvi*, 2 Bde., Paris 1864; Ernest Daudet, *Diplomates et hommes d'État contemporains – Le Cardinal Consalvi 1800–1824*, Paris 1866; Ranke, *Cardinal Consalvi* (wie Anm. 17); Richard Wichterich, *Sein Schicksal war Napoleon – Leben und Zeit des Kardinalstaatssekretärs Ercole Consalvi*, Heidelberg 1951; Roberto Regoli, *Ercole Consalvi – Le scelte per la Chiesa* (*Miscellanea historiarum pontificiae* Bd. 67), Rom 2006; Tarcisio Bertone, *Ercole Consalvi – una singolare personalità ecclesiastica*; in: Roberto Regoli (Hrsg.), *Cardinale Ercole Consalvi – 250 anni dalla nascita* (*Neoclassico* Bd. 30), Triest 2007, S. 20–26; Alessandro Roveri, *Consalvi al Congresso di Vienna*; in: Roberto Regoli (Hrsg.), *Cardinale Ercole Consalvi – 250 anni dalla nascita* (*Neoclassico* Bd. 30), Triest 2007, S. 104–109.

⁶⁷ Daudet, *Diplomates et hommes d'État contemporains* (wie Anm. 66), S. 242.

Am Tag nach dem ersten Zusammentreffen mit Consalvi besuchten die beiden Gesandten eine Messe in der Sixtina und wurden vom Kardinal selbst zu ihren Plätzen auf der Diplomatenbank geleitet.⁶⁸

Am 22. März wurden Schmitz-Grollenburg und Türckheim von Papst Pius VII. empfangen. Er begrüßte sie als Gesandte aus Frankfurt, sie konnten ihre Kreditive übergeben und ihr Anliegen darlegen. Für alle weiteren Unterhandlungen verwies der Papst sie an Consalvi.⁶⁹

Am 23. März 1819 übersandten sie die Frankfurter Deklaration ins Staatssekretariat, wobei klar war, dass sie nicht mit einer schnellen Antwort rechnen konnten.⁷⁰ Karwoche und Osterfeiertage standen unmittelbar bevor. Zudem stand der Besuch des österreichischen Kaisers Franz I. und seines Staatskanzlers Metternich an. Consalvi kündigte in einer Antwortnote eine Wartezeit von mindestens vier Wochen an.⁷¹

Damit hatten die beiden Gesandten alles zunächst Machbare erledigt und konnten nur noch abwarten. So nahmen sie Kontakt zu den anderen diplomatischen Vertretungen auf und absolvierten Antrittsbesuche.⁷²

Der österreichische Legationsrat Genotte und der preußische Gesandte Niebuhr waren ausdrücklich instruiert worden, die badisch-württembergische Gesandtschaft zu unterstützen. Allerdings hatte Niebuhr bereits nach Berlin berichtet, dass er der Mission in der geplanten Form keinerlei Chance auf Erfolg zumaß.⁷³ Auch beim Hannoveraner Gesandtschaftsrat Leist und beim niederländischen Gesandten von Reinhold wurden sie sehr freundlich aufgenommen. Keine Unterstützung war vom bayerischen Gesandten Kardinal Häffel und dessen Nachfolger Graf Xaver von Rechberg zu erwarten.⁷⁴

Während ihrer Wartezeit konnten die beiden südwestdeutschen Gesandten auch an den römischen Osterfeierlichkeiten teilnehmen.⁷⁵ Zudem hatten sie Kontakte zum österreichischen Kaiser und zu Metter-

⁶⁸ III. Bericht der Gesandtschaft vom 25. März 1819; GLAK 48 Nr. 5302 und 49 Nr. 619; HStAS E 63/4 Bü 9.

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Note der Gesandtschaft an den Kardinalstaatssekretär Consalvi vom 23. März 1819; HStAS E 63/4 Bü 8.

⁷¹ Antwortnote des Kardinalstaatssekretärs Consalvi an die Gesandtschaft vom 23. März 1819; HStAS E 63/4 Bü 8.

⁷² Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 349.

⁷³ Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz (wie Anm. 20), S. 26.

⁷⁴ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 349f.

⁷⁵ Ebd., S. 351.

nich. Am Tag nach ihrer Ankunft empfingen Kaiser und Kaiserin am 3. April die beiden Gesandten.⁷⁶ Franz I. interessierte sich sehr für die Mission der beiden Deutschen und zeigte sich zuversichtlich: „*Sie haben ja kluge Höfe u[nd] sind gescheite Leute.*“⁷⁷ Türckheim traf sich zweimal zu ausführlicheren Gesprächen mit Metternich, den er noch vom Wiener Kongress kannte.⁷⁸ Nach dem Romaufenthalt reiste der Kaiser mit seinem Gefolge am 26. April nach Neapel und am 20. Mai nach Florenz.

2.3 Die ersten Rückmeldungen Consalvis und die Uneinigkeit der beiden Gesandten

Nachdem der Kaiser Rom verlassen hatte, teilte Consalvi Schmitz-Grollenburg und Türckheim am 15. Mai mit, dass eine Antwort auf die Deklaration in der Kurie in Arbeit sei und kündigte eine private Meinungsäußerung von seiner Seite an. Dass diese ersten Reaktionen erst jetzt die Gesandten erreichten, war eine bewusste Verzögerungstaktik Consalvis. Ihm lag bereits seit dem 14. April ein internes Gutachten vor, das die Deklaration als Anmaßung der protestantischen deutschen Fürsten ablehnte.⁷⁹

Am 21. Mai fanden sich Schmitz-Grollenburg und Türckheim bei Consalvi ein, der ihnen seine Anmerkungen zur Deklaration verlas.⁸⁰ Die Gesandten widersprachen heftig der römischen Interpretation der Deklaration und forderten eine offizielle Äußerung der Kurie.⁸¹

Bereits an dieser ersten Rückmeldung der Kirche auf die Vorstellungen der deutschen Staaten zerbrach nun die Einigkeit der beiden nach Rom geschickten Gesandten. Eigentlich bedeutete diese erste Erklärung Consalvis bereits das Scheitern der Mission, beide Gesandte wollten es dabei aber nicht belassen und setzten sich für den Erfolg ihres Auftrags ein. Uneinig waren sie nur, wie dieses Ziel zu erreichen sei.

⁷⁶ X. Bericht der Gesandtschaft vom 12. Juni 1819; GLAK 48 Nr. 5303 und 49 Nr. 619; HStAS E 63/4 Bü 9.

⁷⁷ Journal de la Legation à Rome des Freiherrn Johann von Türckheim; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2637.

⁷⁸ Undatierte Liste; in: GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 75.

⁷⁹ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 351f.

⁸⁰ Anmerkungen des Kardinalstaatssekretärs Consalvi zur Deklaration vom 21. Mai 1819; HStAS E 63/4 Bü 8.

⁸¹ Note der Gesandtschaft an den Kardinalstaatssekretär Consalvi vom 2. Juni 1819; HStAS E 63/4 Bü 8.

Schmitz-Grollenburg war als Theologe und Kanonist von der Rechtmäßigkeit der deutschen Forderungen überzeugt und wollte Consalvi und den Papst mit rechtlichen Argumenten überzeugen. Damit war Türkckheim nicht einverstanden. So wurden nach dem Treffen mit Consalvi zwei getrennte Berichte nach Deutschland geschickt, wobei sich Schmitz-Grollenburg in seinem Bericht bitter über die mangelnde Kooperationsbereitschaft Türkckheims beklagte.⁸²

Türkckheim hatte zunächst noch eine Einigung auf einen gemeinsamen Bericht versucht, scheiterte jedoch am Widerstand seines Kollegen, der seinen eigenen Bericht von Türkckheim unterschrieben haben wollte: *„à envoyer a nos committans son ouvrage au quel il avoit [dit-il] travaillé six jours.“*⁸³ Der Württemberger wollte weiterhin *„die ausschließliche Redaction der gemeinschaftl[ichen] Berichte und Noten, worin er eben keine allzu große Fertigkeit in seiner administrativen Laufbahn erworben hatte“*.⁸⁴

Von nun an wurde mehrfach getrennt berichtet, auch trafen sich beide Gesandten neben den offiziellen Terminen mehrfach jeweils einzeln mit Consalvi. Bereits hier verstießen sie gegen ihre Instruktion, die ihnen vorschrieb, *„in allem nur gemeinschaftlich zu handeln“*.⁸⁵

Türkckheim war im Gegensatz zu Schmitz-Grollenburg der Ansicht, dass die Deklaration modifiziert werden müsse. Als erfahrener Diplomat wollte er verhandeln und einen Kompromiss erreichen, wofür allerdings eine neue Instruktion notwendig war. Wie bereits dargestellt, sah die ursprüngliche Instruktion keinerlei Verhandlungen vor.⁸⁶

Türkckheim begründete seinen Vorschlag ausführlich in seinem Bericht nach Deutschland, er kritisierte die Form der Deklaration und schlug mögliche Modifikationen vor für den Fall, dass Schmitz-Grollenburg mit seiner Methode scheitern würde. Ex post formulierte er das in einem Schreiben an Wangenheim so: *„Man wollte ja nur immer Gesetze vorschreiben und dies mag zu Napoleon’s Zeiten der Fall gewesen seyn,*

⁸² Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz (wie Anm. 20), S. 28; Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 355.

⁸³ Journal de la Legation à Rome des Freiherrn Johann von Türkckheim; GLAK 69 von Türkckheim 1 Nr. 2637.

⁸⁴ Bericht des Freiherrn von Türkckheim nach Karlsruhe vom 9. Oktober 1819; GLAK 69 von Türkckheim 1 Nr. 2603.

⁸⁵ Instruktion für die Gesandten nach Rom, o. D.; HStAS E 63/4 Bü 7 und GLAK 48 Nr. 5302.

⁸⁶ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 356f.

*ist aber, wenn man zu einem Resultat mit dem Römischen Hof kommen will, nicht mehr an der Tages-Ordnung.*⁸⁷

In seinem Abschlussbericht schreibt er: *„Ich hatte mich dem ehrenvollen Auftrag blos in der Absicht unterzogen, durch mäßigere Grundsätze und gefälligere Formen das Gebieterische und Zurückstoßende jener Forderungen zu mildern und durch obnnachttheilige Wendungen und Beseitigung einiger anstößigen Aeußerungen jenem wesentlichen Ziel näher zu kommen. Allein ich fand sogleich den heftigsten Widerstand von Seiten meines Herrn Kollegen, der auf die von ihm selbst entworfenen Instructionen sich stützend, nicht die geringste Abänderung gestatten wollte.*“⁸⁸

Sowohl Zeitgenossen als auch Historiker bewerteten die Haltung Türkheims sehr unterschiedlich. Consalvi begrüßte natürlich Türkheims Verhandlungsbereitschaft und sah die Unnachgiebigkeit Schmitz-Grollenburgs mit Skepsis: *„Il ne cache pas quelque mefiance dans mon collegue.*“⁸⁹ Während Göller⁹⁰ und Williard⁹¹ ausdrücklich den erfahrenen Diplomaten Türkheim loben, verurteilt Burkard ihn völlig: *„Inhaltlich hatte er nur wenig Ahnung von der zur Disposition stehenden Materie, mit dem Verlauf und den Beschlüssen der Frankfurter Konferenz war er nicht befaßt gewesen, die tieferen Zusammenhänge konnten für ihn nicht durchschaubar sein.*“⁹²

Dagegen wiederum Meier und Longner: *„Während nämlich der katholische Herr von Schmitz-Grollenburg plump und mit kurzzeitigem Eifer wider die ihm entgegnetretenden Schwierigkeiten anrannte und durch rücksichtsloses Vorgehen zu imponiren gedachte, sah der protestantische Herr von Türkheim, der andere Gesandte, ein und sprach es seinem Committenten gegenüber aus, daß die Declaration ohne Modificationen nicht durchzuführen sei, wenn man überhaupt Etwas erreichen wolle.*“⁹³

⁸⁷ Erklärung des Freiherrn von Türkheim vom 23. November 1819 auf das Frankfurter Protokoll vom 30. September 1819; HStAS Q 1/3 Bü 5 und GLAK 48 Nr. 5303.

⁸⁸ Abschlussbericht des Freiherrn Johann von Türkheim über die Gesandtschaft nach Rom vom 20. Dezember 1819; GLAK 69 von Türkheim 1 Nr. 2642 und 48 Nr. 5257.

⁸⁹ Schreiben des Freiherrn von Türkheim an den Staatsminister von Berstett vom 13. Mai 1819; GLAK 48 Nr. 5303.

⁹⁰ Göller, Vorgeschichte (wie Anm. 16).

⁹¹ Williard, Gründungsgeschichte (wie Anm. 18).

⁹² Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 356.

⁹³ Meier, Propaganda (wie Anm. 18), S. 399. Fast wortgleich zitiert bei: Longner, Beiträge (wie Anm. 18), S. 457.

In der Geschichte der Diözese Rottenburg geht Hagen sogar so weit, die Schuld am Misslingen der Mission im Verhalten Schmitz-Grollenburgs und der Frankfurter Auftraggeber zu sehen, nicht bei Türckheim.⁹⁴

2.4 Das Zerwürfnis der Gesandtschaft

Auch wenn sich Schmitz-Grollenburg zunächst sehr positiv über die Ernennung Türckheims zum Gesandten geäußert hatte, klagte er bereits im März 1819 über seinen Reisegefährten: *„Eines aber muß ich Euer Exzellenz anvertrauen, was mir vorzüglich alle Ruhe stört, und mich innigst betrübt, das ist das Benehmen meines alten Kollegen von Türckheim. Ist es Altersschwäche oder Folge der kürzlich in Darmstadt entstandenen Krankheit – ich weiß es nicht – aber das habe ich erfahren, daß er zu dieser höchst delikaten Mission durchaus nicht taugt. Weit entfernt, daß ich irgend eine Unterstützung in den Geschäften an ihm hätte, muß ich vielmehr ein ewig störendes Wesen neben mir herschleppen. Er gehört zu einer Klasse von Menschen, die mit vielen Prätentionen das Alte wieder unbedingt hergestellt wissen wollen, was in meinem hiesigen Geschäft als besonders unpassend erscheint. Dabei ist er neben seinen achtungswerten Kenntnissen, ohne alles der Zeit und unserm Geschäfte unpassendes savoir faire, und, was mich am meisten wundert, ohne allen Takt.“*⁹⁵

Im Mai und Juni kam es dann in Rom zu einem Bruch zwischen den beiden Gesandten. Schmitz-Grollenburg berichtete immer böartiger nach Deutschland. *„Er tat dies [...] in einem persönlich gereizten Ton mit dem sichtlichen Bestreben, seinen Kollegen der Unkenntnis der Frankfurter Abmachungen und der Unwissenheit in kirchenrechtlichen Dingen zu zeihen.“*⁹⁶ Dagegen versuchte Türckheim in Rom, nach seinem besten Wissen und Können das Ziel der Mission doch noch zu erreichen, was der Württemberger ihm als Ungeschicklichkeiten und unpassendes Verhalten auslegte.⁹⁷

Im Mai 1819 forderte Schmitz-Grollenburg endgültig die Abberufung seines älteren Kollegen. Weiterhin schimpfte er bei jeder Gelegen-

⁹⁴ Hagen, Geschichte der Diözese Rottenburg, Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 234.

⁹⁵ Schreiben des Freiherrn von Schmitz-Grollenburg an den Staatssekretär von Vellnagel in Stuttgart vom 27. März 1819; HStAS E 201a Bü 41.

⁹⁶ Göller, Vorgeschichte (wie Anm. 16), S. 502.

⁹⁷ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 361.

heit in seiner Korrespondenz nach Deutschland über ihn, was Göller wegen des scharfen Tons sogar als „*persönliche Polemik*“⁹⁸ bezeichnet. Im Juni schrieb er an Burg: „*Denn er soll Sie und alle Badenser in meinem Namen tüchtig zanken, daß Sie mir den heillosen Menschen T[ürckheim] auf den Buckel gehängt haben. Sie böser Mann – mußten ihn ja doch besser kennen als ich, mußten wissen, daß er ein rasender, katholisierender, jacobinischer Ultra ist – dabei aber in beständigem Traum alles untereinander mengt, mit zureichender Grobheit seine Confusion behauptet und der unerträglichste Mensch ist, der mir je vorkam [...] Wie konnten Sie denken, daß wir uns vertragen würden [...] Sie sagten mir, er wird figurieren und sie handeln lassen, das ist aber nicht der Fall. Er figuriert zwar wie ein französischer Tanzmeister aus den Zeiten Louis' XIV., aber er läßt mich nicht handeln, oder vielmehr er lähmt alle meine Wirksamkeit, indem er bey jeder Gelegenheit die Verschiedenheit seiner Gesinnungen zu erkennen und die Hoffnung giebt, daß auf seine Anträge unsere Instructionen umgeändert werden [...] Wenn [...] die Fürsten ihn nicht abberufen, so gehe ich [...] Nicht den geringsten diplomatischen Ton und Takt besitzt dieser ancien Diplomat. Ich bin viel dummer und verzagter geworden, seit dieser Mensch von Morgens bis Abends mein Leben stöhrt und mir alle Freude raubt. Das Beste wäre, ihm nun aufzugeben, daß er sein Alter und seine Augenschwäche vorwenden und so schnell als möglich noch vor der Hitze nach Hauße reisen, mir aber vorher alle Akten ausliefern und ich allein handeln solle.*“⁹⁹

Neben diesen pauschalen Verunglimpfungen kritisierte Schmitz-Grollenburg auch immer wieder die seiner Ansicht nach fehlende Sachkenntnis Türckheims: „*Meine Lage ist um so trauriger, als ich bei den (...) höchst fatalen Verhältnissen mit Baron Türkheim ganz allein hier stehe, indem ich nun niemand hier habe, der etwas von der Sache versteht und den Geist der Frankfurter Verhandlungen kennt.*“¹⁰⁰

Dabei bekam Schmitz-Grollenburg Rückendeckung von Burg aus Karlsruhe, der zunächst die Ernennung Türckheims begrüßt hatte: „*Nun zeigt es sich aber, daß er ein boshafter Narr ist, der absichtlich zu*

⁹⁸ Göller, Vorgeschichte (wie Anm. 16), S. 505.

⁹⁹ Schreiben des Freiherrn von Schmitz-Grollenburg an den Geistlichen Rat Burg in Karlsruhe und den Generalvikariatsrat Jaumann in Rottenburg vom 20. Juni 1819; HStAS Q 1/3 Bü 5.

¹⁰⁰ Schreiben des Freiherrn von Schmitz-Grollenburg an den Staatssekretär von Vellnagel vom 20. Juni 1819; HStAS E 201a Bü 41.

*schaden sucht, um H[errn] v[on] Sch[mitz-Grollenburg] herabzusetzen und die Sendung zu vereiteln.*¹⁰¹

Wahrscheinlich sind diese Ausfälle Schmitz-Grollenburgs auch durch Neid begründet. Während Schmitz-Grollenburg bisher mit seiner Taktik der polternden Argumentation nichts erreicht hatte, konnte Türckheim mit seiner vorsichtigen Diplomatie erste positive Resonanzen verzeichnen. Eine sofortige Abberufung Türckheims hätte eine Bloßstellung Schmitz-Grollenburgs und seiner Methode verhindern können.

Aus Türckheims eigener Feder sind eine ausführliche Charakterisierung Schmitz-Grollenburgs und eine Beurteilung dessen Verhaltens überliefert, geschrieben an den Großherzog nach seiner Rückkehr aus Rom: *„Le choix de mon collegue, qui malgré son zele et ses connoissances, devoit déplaire à la cour de Rome par le double motif de principal redacteur des operations de Francfort ... et d'ancien sousdiacre, qui s'etoit fait relevé de ses voeux et marié sans la participation du souverain Pontifice ... Il y avoit joint des formes acerbes, des critiques amères, des usages et abus, qu'il y rencontroit et en general un manque de tact et de toutes les formes diplomatiques ... [et il] rejettoit avec aigreur les demarches conciliantes du Saint Siège, que cette fois ci, il est difficile de méconnoitre. Je ne parle pas des torts qu'il peut avoir eu avec moi. Ils ni appartiennent pas icy et sont oubliés depuis longtems.*“¹⁰²

2.5 Reaktionen in Deutschland

In Frankfurt beschlossen die versammelten Diplomaten, nur minimal von ihren ursprünglichen Plänen abzuweichen. Der Heilige Stuhl sollte zu einer offiziellen Stellungnahme gedrängt und Consalvi auf die zeitliche Beschränkung der Gesandtschaft auf drei Monate hingewiesen werden. Die Gesandtschaft sollte maximal um vier Wochen verlängert werden. Außerdem wollte man die Neugliederung der Diözesen selbst in die Hand nehmen, sollte sich Rom nicht der Deklaration anschließen.¹⁰³

¹⁰¹ Schreiben des Geistlichen Rats Burg an den Rottenburger Generalvikariatsrat Ignaz von Jaumann vom 30. Juli 1819; HStAS Q 1/3 Bü 5.

¹⁰² Schreiben des Freiherrn von Türckheim an Großherzog Ludwig I. von Baden vom 15. Dezember 1819; GLAK 48 Nr. 5257.

¹⁰³ Longner, Beiträge (wie Anm. 16), S. 457; Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 366f. Protokoll der Konferenz vom 17. Juni 1819; HStAS E 63/4 Bü 14.

In Stuttgart entschied man sich, den Berichten Schmitz-Grollenburgs in Bezug auf die Person Türckheims Glauben zu schenken. Türckheim sollte von Karlsruhe abberufen werden. Die badische Regierung verteidigte allerdings ihren Gesandten und warnte vor negativen Auswirkungen auf die Gesandtschaft, sollte man nun einen der beiden Gesandten abberufen. Württemberg verlangte daraufhin, dass man Türckheim wenigstens anweisen solle, sich an die Frankfurter Instruktion zu halten, nicht eigenmächtig zu verhandeln und mit Schmitz-Grollenburg zu kooperieren.¹⁰⁴

In einem nächsten Schritt entschied die württembergische Regierung, sich vorerst mit einer Zirkumskriptionsbulle zu begnügen. Damit folgte man auch wiederum einem Vorschlag Schmitz-Grollenburgs, der berichtet hatte, dass Consalvi der Deklaration nicht zustimmen werde. *„Der Spatz in der Hand war ihm lieber als die Taube auf dem Dach.“*¹⁰⁵ Dies wurde am 28. und 29. Juni 1819 mit der badischen Regierung abgestimmt, am 20. Juli in Frankfurt vorgestellt und am selben Tag von der dortigen Versammlung beschlossen.¹⁰⁶

Am 31. Juli trafen die gespannt erwarteten Finalinstruktionen in Rom ein. Zu einem Gespräch mit Consalvi kam es allerdings vorerst nicht. Nachdem er mehrfach bei Consalvi auf eine Antwort des Papstes gedrängt hatte, hatte sich Schmitz-Grollenburg in die Albaner Berge zurückgezogen und war dort erkrankt, und auch Consalvi musste das Bett hüten.¹⁰⁷ Schmitz-Grollenburg hatte bereits mehrfach berichtet, dass das römische Klima seiner Gesundheit nicht zuträglich sei.¹⁰⁸

2.6 Vorbereitung des Kompromisses

Bewegung kam erst wieder in die Sache, als Papst Pius VII. am 10. August seine offizielle Antwort auf die deutsche Deklaration übergeben

¹⁰⁴ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 368–370.

¹⁰⁵ Ebd., S. 370.

¹⁰⁶ Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz (wie Anm. 20), S. 28 f; Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 370–381. Text der Instruktion vom 20. Juli 1819 gedruckt bei: Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen (wie Anm. 14), S. 91–94.

¹⁰⁷ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 381–383.

¹⁰⁸ Vgl. z. B.: Schreiben des Freiherrn von Schmitz-Grollenburg an den Geistlichen Rat Burg vom 20. Juni 1819; HStAS Q 1/3 Bü 5. XIV. Bericht der Gesandtschaft nach Frankfurt vom 7. August 1819; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2601 und 49 Nr. 619; HStAS E 63/4 Bü 9.

ließ. Die von Burkard als „*Anti-Deklaration*“¹⁰⁹ bezeichnete Note trug den Titel „*Esposizione dei Sentimenti di Sua Santità sulla Dichiarazione de' Principi e Stati Protestanti riuniti della Confederazione Germanica*“¹¹⁰ und war von einer vom Papst zu diesem Zweck gegründeten Sonderkommission verfasst worden.¹¹¹ „*Diese Note, welche mit diplomatischer Feinheit und in der höflichsten Form die einzelnen Artikel der Declaration als unkirchlich zurückweist, kam den Gesandten und ihren Committenten äußerst unwillkommen.*“¹¹²

Nach der Einschätzung Schmitz-Grollenburgs war die Durchsetzung der Deklaration nun nicht mehr erreichbar, allerhöchstens würde der Papst eine Zirkumskriptionsbulle ausfertigen. Damit sei die Mission abgeschlossen und man könne nach einer letzten Besprechung mit Consalvi wieder nach Deutschland zurückkehren. Nachdem Schmitz-Grollenburg am 20. August wieder genesen war, bereitete er zwei Finalnoten vor. In der offiziellen Note verteidigte er erneut die Deklaration, in der zweiten, vertraulichen Verbalnote setzte er Consalvi über das von Frankfurt vorgegebene Ultimatum in Kenntnis und begrüßte die erhoffte Zirkumskriptionsbulle.¹¹³

Dem wollte sich Türckheim nicht anschließen. Er war anderer Ansicht und unterzeichnete die beiden Finalnoten nicht. Er hielt nun den Beginn von Verhandlungen zwischen Rom und den deutschen Höfen für unverzichtbar und fragte in Frankfurt ohne das Wissen Schmitz-Grollenburgs eine Modifikation der Instruktion an, worüber dieser sehr verärgert war. Er forderte Türckheim auf, sich zurückzuziehen und sich den römischen Diplomaten gegenüber krankzustellen. In der Tat erkrankte Türckheim nun tatsächlich, so dass Schmitz-Grollenburg sich am 3. September alleine mit Consalvi besprach und diesem die beiden Noten übergab.¹¹⁴ Consalvi betonte nochmals, dass der Papst nicht auf

¹⁰⁹ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 385.

¹¹⁰ Note des Kardinalstaatssekretärs Consalvi an die Gesandtschaft mit beiliegender Darstellung der Gesinnungen des Heiligen Vaters über die Deklaration vom 10. August 1819; HStAS E 63/4 Bü 8 und GLAK 48 Nr. 5304 und 69 von Türckheim 1 Nr. 2646. Italienischer Text gedruckt bei: Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen (wie Anm. 20), S. 94–100. Text in deutscher Übersetzung gedruckt bei: Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 771–793.

¹¹¹ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 383–385.

¹¹² Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz (wie Anm. 20), S. 34.

¹¹³ Ebd., S. 34f; Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 386f.

¹¹⁴ Offizielle Note und Verbalnote der Gesandtschaft an den Kardinalstaatssekretär Consalvi vom 3. September 1819; HStAS E 63/4 Bü 8 und GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2646.

die Deklaration eingehen könne und kündigte eine offizielle Antwort des Papstes an.¹¹⁵

Diese wurde der deutschen Gesandtschaft am 24. September 1819 übersandt und widerlegte auf 80 Seiten erneut die Deklaration und bekräftigte die „*Esposizione dei Sentimenti*“. Ergänzt wurde die päpstliche Antwort von einer Verbalnote Consalvis¹¹⁶, die genauer auf die provisorische Bistumseinteilung einging.¹¹⁷

Consalvi verlieh seiner Hoffnung Ausdruck, nun mit den beiden deutschen Gesandten die Einteilung und die Errichtung der Bistümer verhandeln zu können. Dazu waren diese allerdings nicht instruiert. Schmitz-Grollenburg wollte deshalb eine Finalnote übergeben, abreisen und weitere Verhandlungen wegen der fehlenden Instruktionen an eine neue Gesandtschaft verweisen. Türckheim dagegen schloss sich der Auffassung Consalvis an und hoffte auf neue Instruktionen aus Karlsruhe und Frankfurt. Da Türckheim seine Unterschrift unter der Finalnote verweigerte, blieb auch Schmitz-Grollenburg nichts anderes übrig, als neue Weisungen aus Deutschland abzuwarten.¹¹⁸

2.7 Der Abschluss der Gesandtschaft

Nachdem diese Neuigkeiten in Frankfurt eingetroffen waren, wurde am 30. September 1819 eine Krisensitzung abgehalten. Man beriet sowohl über eine Abberufung Türckheims als auch über das vorgeschlagene Provisorium und die Bistumseinrichtungen. Die Abgeordneten der deutschen Staaten – der badische Gesandte von Berstett war nicht anwesend – schlossen sich der Auffassung Schmitz-Grollenburgs an und forderten die sofortige Abreise der Gesandtschaft ohne Finalnote, um den Anschein eines Bruchs zu vermeiden. Das vom Papst vorgeschlagene Provisorium ging der Frankfurter Versammlung nicht weit genug. Au-

¹¹⁵ Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz (wie Anm. 20), S. 34f; Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 388–390.

¹¹⁶ Note des Kardinalstaatssekretärs Consalvi an die Gesandtschaft vom 24. September 1819; HStAS E 63/4 Bü 8 und GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2646. Italienischer Text der Note Consalvis vom 24. September 1819 gedruckt bei: Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz (wie Anm. 20), S. 525–543; Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen (wie Anm. 14), S. 100–106.

¹¹⁷ Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz (wie Anm. 20), S. 35–41; Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 390f.

¹¹⁸ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 392.

ßerdem sollte Türckheim ersetzt werden, der nach Frankfurter Meinung in Rom falsche Hoffnungen auf Kompromisse mache.¹¹⁹ Mit Baden wurde keine Rücksprache gehalten – „*sicher nicht nur aus Zeitgründen*“.¹²⁰

Der württembergische Gesandte in Karlsruhe forderte demnach das badische Außenministerium auf, Türckheim abzuberufen.¹²¹ Berstett bezeichnete dies aber als überflüssig, da das Ende der Gesandtschaft unmittelbar bevorstehe: „*Dadurch wird nun die Zurückberufung des Herrn v[on] Türckheim von selbst erledigt.*“¹²²

Unterstützung erhielt Türckheim in Rom auch vom preußischen Gesandten Niebuhr: „*Ich hätte nie geahndet, daß Ihnen über den Verdruß, den größten Theil eines Jahrs vom Herbstes Ihres Lebens ohne Erfolg in widerlichen persönlichen Verhältnissen zuzubringen, von der liberalen Tücke der Gegner noch zum Schluß eine so empörende Kränkung bereitet werden würde [...] Gottlob, daß es Sie nicht tiefer angegriffen hat und daß Sie Ihre Freunde und Ihre Widersacher so beurtheilen, daß die Hochschätzung und Verehrung jener Ihnen mehr werth ist als die Verunglimpfungen der Lezten.*“¹²³

Am 8. Oktober 1819 traf sich Schmitz-Grollenburg zu einer letzten Besprechung mit Consalvi. Am 9. Oktober kamen die neuen Beschlüsse aus Frankfurt und Schmitz-Grollenburg entschied sich, am folgenden Tag abzureisen, um so auch gegen die Haltung Roms zur deutschen Deklaration zu protestieren.¹²⁴ Consalvi war über die Entwicklung der Gespräche verärgert und sagte den beiden Gesandten gegenüber: „*Man scheint den Papst für einen Türken u[nd] den römischen Hof für die ottomanische Pforte anzusehen.*“¹²⁵

¹¹⁹ Protokoll der Frankfurter Versammlung vom 30. September 1819; GLAK 49 Nr. 618 und 69 von Türckheim 1 Nr. 2643; Longner, Beiträge (wie Anm. 18), S. 506f; Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 393f.

¹²⁰ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 394.

¹²¹ Note des württembergischen Gesandten in Baden, Graf von Müllinen, an den Staatsminister von Berstett vom 6. Oktober 1819; GLAK 48 Nr. 5303.

¹²² Note des Staatsministers von Berstett an den württembergischen Gesandten in Baden, Graf von Müllinen, vom 9. Oktober 1819; GLAK 48 Nr. 5303.

¹²³ Schreiben des preußischen Gesandten Barthold Georg Niebuhr an den Freiherrn von Türckheim vom 12. Oktober 1819; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2606.

¹²⁴ Göller, Vorgeschichte (wie Anm. 16), S. 555. Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 396 bis 398.

¹²⁵ XXII. Bericht der Gesandtschaft vom 9. Oktober 1819; GLAK 48 Nr. 5303 und 69 von Türckheim 1 Nr. 2601 und 49 Nr. 619; HStAS E 63/4 Bü 9 und Q 1/3 Bü 8.

Schmitz-Grollenburg – „*étant fort pressé de se rendre à Stuttgart*“¹²⁶ – reiste über Florenz, Bologna, Padua, Venedig, Verona, Trient und Bozen nach Innsbruck. In Deutschland passierte er unter anderem Füssen und Ulm und traf am 15. November 1819 wieder in Stuttgart ein.¹²⁷

Der immer noch verhandlungsbereite Türckheim war nun auch zur Abreise gezwungen. Aus gesundheitlichen Gründen blieb er aber noch etwas länger in Rom und brach erst am 16. Oktober auf.¹²⁸ Von Consalvi wurde er sehr herzlich verabschiedet: „*Lorsque je fis [...] ma visite d'adieux au Quirinal, le Cardinal [...] me fit les remerciemens les plus affectueux sur mes principes et démarches conciliantes et m'assura que le Saint pere en etoit également touché.*“¹²⁹ Consalvi schrieb wenige Tage später an Türckheim: „*Vous avez laissé a Rome les plus grands respects de votre personne.*“¹³⁰ Und: „*Nous avons à Rome beaucoup d'étrangers mais nous n'avons pas Mr. le Baron de Turkheim.*“¹³¹

Türckheim reiste über Ancona, Rimini, Bologna, Venedig, Padua, Verona, Trient, Bozen und Innsbruck, das er am 4. November erreichte, nach Salzburg und München und von dort weiter über Memmingen und Donaueschingen nach Freiburg und Altdorf, wo er am 18. November eintraf.¹³²

2.8 Türckheims touristisches und gesellschaftliches Programm in Rom und Neapel

Für Johann von Türckheim war die Gesandtschaft nach Rom nicht nur eine politische und diplomatische Aufgabe: „*Diese Reise, obgleich*

¹²⁶ Schreiben des Freiherrn von Türckheim an den Staatsminister von Berstett vom 9. Oktober 1819; GLAK 48 Nr. 5303.

¹²⁷ Reiserechnung des Gesandtschaftssekretärs König, o. D.; HStAS E 63/4 Bü 10.

¹²⁸ Reisekostenaufstellung des Freiherrn Ferdinand von Türckheim; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2602.

¹²⁹ Journal de la Legation à Rome des Freiherrn Johann von Türckheim; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2637.

¹³⁰ Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Consalvi an den Freiherrn von Türckheim vom 14. November 1819; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2600.

¹³¹ Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Consalvi an den Freiherrn von Türckheim vom 24. November 1819; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2600.

¹³² Reiserechnung des Freiherrn von Türckheim vom 12. Juni 1820; HStAS E 63/4 Bü 10. Reisekostenaufstellung des Freiherrn Ferdinand von Türckheim; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2602.

im 70. Jahr seines Lebens unternommen, gewährte ihm dennoch den reinsten Genuß, da er schon in früher Jugend dem Studium der Alterthümer und der schönen Künste sich mit vollster Hingebung gewidmet hatte, und nur durch unfreiwillige Abhaltungen verhindert worden war, schon früher diesen classischen Boden zu betreten.“¹³³

Im Familienarchiv von Türckheim haben sich zahlreiche Schriftstücke aus der Feder Johanns V. von Türckheim erhalten, die von diesem Interesse zeugen. Unter anderem liegt hier die eigenhändige Abschrift eines französischsprachigen Reiseführers zu antiken und moderneren Sehenswürdigkeiten der Stadt. Demzufolge hat Türckheim sich mit den römischen Thermen und Tempeln genauso auseinandergesetzt wie mit Raffael, Michelangelo, Tintoretto oder Veronese.¹³⁴

Aber bereits auf der Reise nach Rom sog er neue Eindrücke geradezu in sich auf. Er bewunderte den Mailänder Dom – „*la plus belle gothique qui existe*“¹³⁵ – bestieg den Schiefen Turm von Pisa – „*une vue superbe*“¹³⁶ – und bedauert den Zeitdruck in Florenz: „*Florence compte plus de 150 eglises, il faudroit y faire un séjour de huit jours au moins pour les voir et autant pour admirer la belle et unique galerie et nous n’y fumes que 2 à 3 jours.*“¹³⁷ Ähnlich begeisterte Tagebuchnotizen finden sich für die Hin- und die Rückreise für Padua, Venedig oder Bologna. Besonders viel Raum nimmt allerdings Florenz ein.

Für den Zeitraum vom 18. März, dem Tag der Ankunft in Rom, bis zum 12. Juni 1819 ist sogar eine Liste von der Hand Türckheims überliefert, in der er die von ihm besichtigten Sehenswürdigkeiten aufführt.¹³⁸ Noch bevor am 20. März das erste Gespräch mit Consalvi stattfand, besichtigte Türckheim am 19. März das Pantheon, den Petersdom und die Engelsburg. Der Weg zu Consalvi führte ihn zum Quirinal, der Rückweg von der Papstaudienz über das Forum Romanum und zum Kolosseum. Des Weiteren stehen auf der Liste das Trajansforum, die Piazza del Popolo, die französische Akademie, das Kapitol, San Paolo fuori le mura, die Lateranbasilika, die Villa

¹³³ Weech, Türckheim (wie Anm. 6), S. 366.

¹³⁴ Rome, o. D.; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 71.

¹³⁵ Tagebuchnotizen „Milan“; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 75.

¹³⁶ Tagebuchnotizen „Pise“; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 75.

¹³⁷ Tagebuchnotizen „Florence, 14., 15. et 16. mars 1819“; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 75.

¹³⁸ Undatierte Liste; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 75.

Borghese, Santa Maria Maggiore, San Pietro in vinculi, das Grab der Caecilia Metella, die Caracalla- und Diokletianthermen, Santa Maria sopra Minerva und vieles andere mehr. Einige Orte wie den Petersdom oder das Forum Romanum besuchte Türckheim immer wieder. Zudem besuchte er die Ateliers der zu dieser Zeit in Rom arbeitenden Bildhauer Canova und Thorvaldsen, wobei er Letzteren als „*celebre sculpteur Danois*“ bezeichnete.

Die Wartezeit am Anfang des Romaufenthalts, als der Besuch des österreichischen Kaisers Franz I. den politischen Alltag in Rom blockierte, nutzte Türckheim unter anderem zu einem Ausflug nach Neapel – gleichzeitig mit dem Kaiser vom 26. April bis zum 12. Mai. Dieser Neapelaufenthalt sollte nicht politischen Zwecken dienen: „*Resolu de n’aller ni à la cour ni en visite pour employer la quinzaine destinée à cette excursion à voir les curiosités de la ville et de ses environs.*“¹³⁹

Seine Eindrücke von dieser Reise verarbeitete Türckheim in einem separaten Tagebuch.¹⁴⁰ Hierbei berichtete er nicht nur von der Reiseroute und den besichtigten Sehenswürdigkeiten, sondern schilderte detailliert historische und kunsthistorische Hintergründe der genannten Stätten. Er besichtigte zahlreiche Schlösser, Parks und Kirchen Neapels, er besuchte am 10. Mai im Teatro di San Carlo eine Aufführung von Rossinis Oper „*Elisabetta, regina d’Inghilterra*“, der zu dieser Zeit die neapolitanischen Opern leitete. Auch fuhr er nach Herculaneum und Pompeji, wo er die römischen Ruinen sehr ausführlich und interessiert in Augenschein nahm. Den Höhepunkt der Neapelreise bildete die Besteigung des Vesuvs am 7. Mai, die den neunundsechzigjährigen Türckheim an die Grenze seiner körperlichen Kräfte brachte, was er aber nicht bereute: „*Je m’en souviendrai toute ma vie.*“¹⁴¹

Neben der längeren Reise nach Neapel unternahm Türckheim auch immer wieder kürzere Ausflüge in die direkte Umgebung Roms, so zum Beispiel nach Tivoli, in die latinischen Berge oder nach Grottaferrata mit dem preußischen Gesandten Niebuhr.¹⁴²

¹³⁹ Journal de la Legation à Rome des Freiherrn Johann von Türckheim; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2637.

¹⁴⁰ „Voyage de Naples“, Daten nach der oben zitierten Liste; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 75.

¹⁴¹ „Voyage de Naples“; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 75.

¹⁴² Undatierte Schreiben des preußischen Gesandten Barthold Georg Niebuhr an den Freiherrn von Türckheim; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2606.

Im Gegensatz zu den begeisterten und ausführlichen Berichten Türckheims über seine kulturellen Erlebnisse auf der Reise und in Rom äußerte sich Schmitz-Grollenburg ganz anders über seine Zeit in Rom: *„Wenn ich nur bald fortkomme, ich will ja gern nichts mehr sehen. Alles schöne Alte ist ohnehin von den Pfaffen beraubt und von Kapuzinern und Eremiten bewohnt.“*¹⁴³ Dazu Türckheim: *„Er gefällt sich in Rom und auch den Römern nicht.“*¹⁴⁴

3. Ergebnisse der Reise

3.1 Die Einbindung Türckheims nach seiner Rückkehr

Während der badische Großherzog und Staatsminister von Berstett die Haltung Türckheims in Rom unterstützt hatten, distanzierte sich Burg in einem Schreiben an Schmitz-Grollenburg nach dessen Rückkehr ausdrücklich von Türckheim und fühlte sich sogar verpflichtet, sich für dessen Verhalten zu entschuldigen.¹⁴⁵ In einem anderen Schreiben lobte Jaumann den Anteil des Württembergers an den Ergebnissen der Mission: *„Je mehr ich aber nachdenke, desto fester wird meine Überzeugung, daß Sie durch Ihre Festigkeit Vieles – ich möchte sagen – Alles erreicht haben.“*¹⁴⁶ Burg ging sogar noch weiter und titulierte Schmitz-Grollenburg als *„Held unserer Kirche“*.¹⁴⁷ Ganz anderer Meinung war der Chevalier d’Artaud, der erste Sekretär der französischen Botschaft in Rom, der Türckheim bei seinem Aufbruch anvertraute, *„que la conduite de M. de Schmitz avoit ete ridicule et déplacée et aussi parfaite pour reussir que celle du ministere des Pays Bas [...] qui depuis plusieurs années n’avoit pu rien effectuer“*.¹⁴⁸

¹⁴³ Schreiben des Freiherrn von Schmitz-Grollenburg an den Geistlichen Rat Burg vom 20. Juni 1819; HStAS Q 1/3 Bü 5.

¹⁴⁴ Abschlussbericht des Freiherrn Johann von Türckheim über die Gesandtschaft nach Rom vom 20. Dezember 1819; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2642 und 48 Nr. 5257.

¹⁴⁵ Schreiben des Geistlichen Rats Burg an den Freiherrn von Schmitz-Grollenburg vom 14. November 1819; HStAS E 201a Bü 41.

¹⁴⁶ Schreiben des Generalvikariatsrats von Jaumann an den Freiherrn von Schmitz-Grollenburg vom 4. Dezember 1819; HStAS Q 1/3 Bü 5.

¹⁴⁷ Schreiben des Geistlichen Rats Burg an den Freiherrn von Schmitz-Grollenburg vom 14. November 1819; HStAS E 201a Bü 41.

¹⁴⁸ Journal de la Legation à Rome des Freiherrn Johann von Türckheim; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2637.

Türkheim beschrieb seine eigenen Absichten so: *„Meine Absicht bei Uebernahme der Mission war, durch mäßige Grundsätze und eine gefälligeren Behandlungsart das etwas absprechende und gebieterische der dießseitigen Forderungen zu mildern.“*¹⁴⁹ Während seiner Rückreise schrieb er an Berstett: *„Je reçus avec un calme profond celles [marques] de ma condamnation [...] Et vous verrez un jour, Monsieur le Baron, lorsque je ne serai plus, que je n’ai pas tant tort en ceci, comme pentetre en beaucoup d’autres choses.“*¹⁵⁰ Damit sollte er sich nicht geirrt haben.

Zurück in Deutschland, zog sich Türkheim erst einmal nach Altdorf zurück, um sich von der Reise und einer Krankheit zu erholen. Am 19. Dezember 1819 kam er nach Karlsruhe.¹⁵¹ Dort berichtete er am 21. Dezember im Staatsministerium über die römischen Verhandlungen¹⁵² und wurde von Großherzog Ludwig I. mit dem Großkreuz des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet.¹⁵³ Die badische Regierung schloss sich der Haltung Türkheims an und begrüßte ausdrücklich dessen Bemühungen um einen Kompromiss, der weiter verfolgt werden sollte.¹⁵⁴

In seiner Dissertation stellt Burkard die Frage, ob Türkheim in Rom eine badische Sonderinstruktion gehabt habe. Er hält dies für sehr wahrscheinlich, ein entsprechender archivalischer Beleg ist allerdings nicht möglich. Burkard begründet seine These damit, dass Türkheim stets von Karlsruhe gedeckt wurde, auch wenn er den Frankfurter Instruktionen diametral entgegen handelte. Weder wurde er für sein Verhalten gerügt, noch wurde er abberufen. *„Im Gegenteil. Nach seiner Rückkehr wurde er sogar noch mit einem Orden ausgezeichnet. Dies mußte Gründe haben.“*¹⁵⁵

Auch mehrere Zeitgenossen gingen von Sonderinstruktionen aus. Burg und Brunner äußerten sich in diese Richtung¹⁵⁶ und, wie bereits oben zitiert, schrieb der Abt von St. Peter im Schwarzwald Entsprechendes bei der Abreise der Gesandtschaft in sein Tagebuch: *„Auch der*

¹⁴⁹ Bericht des Freiherrn von Türkheim vom 21. August 1819; GLAK 489 Nr. 5304.

¹⁵⁰ Schreiben des Freiherrn von Türkheim an den Staatsminister von Berstett vom 4. November 1819 aus Innsbruck; GLAK 48 Nr. 5304.

¹⁵¹ Schreiben des Freiherrn von Türkheim an Kardinalstaatssekretär Consalvi vom 27. Dezember 1819; GLAK 69 von Türkheim 1 Nr. 2600.

¹⁵² Protokoll der Geheimkonferenz vom 21. Dezember 1819; GLAK 48 Nr. 5257.

¹⁵³ „Karlsruher Zeitung“ vom 24. Dezember 1819; GLAK 69 von Türkheim 1 Nr. 2650.

¹⁵⁴ Burkard, Staatskirche (wie Anm. 1), S. 414–429.

¹⁵⁵ Ebd., S. 301 und 433. Zitat S. 433.

¹⁵⁶ Ebd., S. 433.

*G[roß]h[erzog] schrieb in einem vertrauten eigenhändigen Schreiben an Herrn Prälaten von Salem, wenn mein Gesandter meine Auflage befolgt, so wird die katholische Kirche mit mir zufrieden sein.*¹⁵⁷

Auch nach seiner Rückkehr setzte Türckheim zunächst seine exzellenten Kontakte zu den deutschen Diplomaten in Rom¹⁵⁸ und zum Kardinalstaatssekretär selbst¹⁵⁹ ein, um im badischen Interesse einen Kompromiss mit der Kirche zu unterstützen. So schrieb ihm Consalvi im Februar 1820, dass der Papst der Errichtung eines Bischofsitzes in Freiburg zugestimmt habe.¹⁶⁰ Eine erneute Sendung nach Rom, zu der er vorgeschlagen worden war, lehnte er aber wegen seines Alters rundweg ab – *„ob man es gleich zu Rom so sehr gewünscht, als man mich in Frankfurt verwünscht hat“*.¹⁶¹

Im März 1820 erklärte Türckheim, *„daß er sich von allen politischen Geschäften gänzlich zurückziehen und sich [...] lediglich mit den historischen Wissenschaften beschäftigen wolle“*.¹⁶²

3.2 Die weitere Entwicklung bis zur Errichtung der Oberrheinischen Kirchenprovinz

Im Januar 1820 lud Württemberg die vereinigten Fürsten zu neuen Konferenzen nach Frankfurt. Die Gesandten berieten dann dort vom 22. März 1820 bis zum 21. Januar 1821, ob man das vom Papst angebotene Provisorium annehmen sollte. Nach einem Dreivierteljahr entschied man für eine Annahme, so dass der kirchlichen Neuordnung der Oberrheinischen Kirchenprovinz nichts mehr im Wege stand.

¹⁵⁷ Engelmann (Hrsg.), Das Tagebuch von Ignaz Speckle (wie Anm. 56), S. 570.

¹⁵⁸ Vgl. z. B. das Schreiben des preußischen Gesandten in Rom, Niebuhr, an Kardinalstaatssekretär Consalvi vom 12. Januar 1821, der Türckheims Meinung zur Errichtung des Erzbistums in Freiburg empfiehlt. (Barthold Georg Niebuhr, Briefe – Neue Folge 1816–1830, Bd. 1, 2. Halbband: Briefe aus Rom 1816–1823. Herausgegeben von Eduard Vischer, Berlin 1981, S. 605.)

¹⁵⁹ Vgl. dazu den Schriftwechsel Consalvi–Türckheim in: GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2600.

¹⁶⁰ Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Consalvi an den Freiherrn von Türckheim vom 29. Februar 1820 und Schreiben des Freiherrn von Türckheim an den Ministerialdirektor von Reinhard vom 22. März 1820; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2600 und 48 Nr. 5304.

¹⁶¹ Abschlussbericht des Freiherrn Johann von Türckheim über die Gesandtschaft nach Rom vom 20. Dezember 1819; GLAK 69 von Türckheim 1 Nr. 2642 und 48 Nr. 5257.

¹⁶² Bericht Wangenheims an das württembergische Außenministerium vom 14. März 1820; HStAS E 201a Bü 41.

Das Hauptproblem in den Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl war das von deutscher Seite geforderte landesherrliche Nominationsrecht bei der Bischofswahl. Um die drängende kirchliche Neuordnung nicht weiter zu verzögern, rückte man schließlich davon ab.

Am 16. August 1821 fertigte Papst Pius VII. die Bulle „*Provida solersque*“¹⁶³ als Zirkumskriptionsbulle der Oberrheinischen Kirchenprovinz aus. Für Baden wurde das Erzbistum Freiburg errichtet, während das alte Bistum Konstanz aufgelöst wurde. Ab sofort war für Württemberg die Diözese Rottenburg, für Hessen-Darmstadt die Diözese Mainz, für Kurhessen die Diözese Fulda sowie für Nassau und Frankfurt die Diözese Limburg zuständig.¹⁶⁴

Als problematisch erwiesen sich allerdings der grundsätzliche Besetzungsmodus der neuen Bistümer und die konkrete Besetzung bei der Einrichtung. So wäre in Freiburg Wessenberg gerne erster Erzbischof geworden, wurde dabei aber von der Regierung nicht unterstützt. In Karlsruhe war man sich klar, dass die Wahl Wessenbergs in Rom nicht durchsetzbar wäre. Obwohl dieser im ersten Wahldurchgang 1822 die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinigen konnte, zog er sich zurück. Der Zweitplatzierte Wanker verstarb 1824, bevor die Bestätigung aus Rom eintraf.

Bei den grundsätzlichen Fragen konnten die deutschen Regierungen einen Kompromiss erreichen, nachdem die badische Regierung und Papst Leo XII. dazu das Feld bereitet hatten.¹⁶⁵ Der Kompromiss besagte, dass das Domkapitel den Bischof nach einem Listenverfahren wählte, der Staat aber ein Mitspracherecht bei der Ernennung der Domherren bekam. Diese Regelungen wurden mit der Bulle „*Ad Dominici gregis custodiam*“¹⁶⁶ und dem Breve „*Re sacra*“¹⁶⁷ von Leo XII. 1827

¹⁶³ Päpstliche Erektions- und Zirkumskriptionsbulle der Oberrheinischen Kirchenprovinz „*Provida solersque*“ vom 16. August 1821; HStAS E 100 Nr. 489. Gedruckt bei: Huber/Huber, Staat und Kirche (wie Anm. 20), S. 246–257; Ferdinand Walter (Hrsg.), *Fontes iuris ecclesiastici antiqui et hodierni*, Bonn 1862, S. 322–335.

¹⁶⁴ Longner, Beiträge (wie Anm. 18), S. 509–581; Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz (wie Anm. 20), S. 44–47; Williard, Gründungsgeschichte (wie Anm. 18), S. 22–32; Lill, Kirchliche Reorganisation und Staatskirchentum (wie Anm. 13), S. 169.

¹⁶⁵ Lauer, Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden (wie Anm. 18), S. 117f.

¹⁶⁶ Gedruckt bei: Huber/Huber, Staat und Kirche (wie Anm. 20), S. 268–271; Walter (Hrsg.), *Fontes iuris ecclesiastici* (wie Anm. 163), S. 335–339.

¹⁶⁷ Bulle „*Ad Dominici gregis custodiam*“ des Papstes Leo XII. zur Ergänzung zur Erektions- und Zirkumskriptionsbulle von 1821 vom 11. April 1827; HStAS E 100 Nr. 489. Gedruckt bei: Huber/Huber, Staat und Kirche (wie Anm. 20), S. 272.

festgeschrieben, so dass im selben Jahr die neuen Bischöfe eingesetzt werden konnten. Weitreichende staatliche Aufsichtsrechte wurden dann in gleichlautenden Verordnungen¹⁶⁸ der fünf Regierungen 1830 festgelegt.¹⁶⁹

Damit waren erst 1830 nach über 25 Jahren die Neuerungen des Reichsdeputationshauptschlusses nachvollzogen worden und die Katholiken in den protestantischen Mittelstaaten hatten nun eine reguläre kirchliche Ordnung erhalten. Bereits 1827 hatten sich Rom und Karlsruhe auf die Ernennung des Freiburger Münsterpfarrers Bernhard Boll¹⁷⁰ geeinigt, der damit der erste Freiburger Erzbischof wurde.¹⁷¹

¹⁶⁸ Landesherrliche Verordnungen vom 30. Januar 1830; gedruckt bei: Longner, Beiträge (wie Anm. 18), S. 636–651; Huber/Huber, Staat und Kirche (wie Anm. 20), S. 280–284; Walter (Hrsg.), *Fontes iuris ecclesiastici* (wie Anm. 163), S. 340–345.

¹⁶⁹ Lill, Kirchliche Reorganisation und Staatskirchentum (wie Anm. 13), S. 169f.

¹⁷⁰ Vgl. zu Boll: Schmider, Bischöfe (wie Anm. 19), S. 39–45.

¹⁷¹ Lauer, Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden (wie Anm. 18), S. 121.

Für Freiburg (zu) großartig? – Franz Philipp (1890–1972) als Kirchenmusiker an St. Martin*

Von Christoph Schmider

I. Hinführung

„Freiburg war durch Franz Philipps Wirken auf dem besten Wege, ein Mittelpunkt höchster Kunst zu werden, eine Pflegestätte der Kirchenmusik [...] wie kaum eine andere Stadt in Deutschland. Eine Entwicklung schien anzuheben, die an den Glanz Salzburgs unter seinen kunstliebenden Erzbischöfen oder an die Zeiten des großen Thomas-Kantors zu Leipzig hätte erinnern können.“

Der Verfasser dieses Leserbriefs, den die „Breisgauer Zeitung“ Ende Juni 1924 abdruckte, nimmt, so scheint es, mit seinem Lob den Mund ziemlich voll: Immerhin vergleicht er Franz Philipp, ohne die Namen zu nennen, mit Mozart und Bach. Ist das nicht ein wenig übertrieben? Vielleicht – aber es ist keineswegs außerwöhnlich, denn Philipp wurde von seinen Zeitgenossen immer wieder in einem Atemzug mit großen Namen der deutschen Musikgeschichte genannt – Brahms, Bruckner, Reger, um nur drei weitere zu nennen. Aber er wurde auch als Gegenentwurf zu modernen Entwicklungen gesehen: Franz Philipp, so heißt es in einer gut zehn Jahre später publizierten Eloge, *„erbrachte auch in einer Zeit der herrschenden Atonalität, des Hindemithismus, der Honegger, Bartok usw. den Beweis, dass Tonalität und melodische Charakteristik sich nicht ausschließen.“*¹

* Überarbeitete und um Anmerkungen ergänzte Fassung eines Vortrags, der am 27. Oktober 2010 in Freiburg anlässlich des 225-jährigen Bestehens der Pfarrei St. Martin gehalten wurde.

¹ George von Graevenitz, Musik in Freiburg. Eine Darstellung Freiburger Musiklebens aus alter und neuer Zeit. Freiburg 1938, S. 128.

Und, um noch einmal in das Jahr 1924 zurückzugehen: Der Vorstand des „Männer-Vinzenz-Vereins, Konferenz St. Martin“ gab dem Freiburger Erzbischof mit einem auf den 30. Mai datierten Brief einen dringenden Rat: *„Es ist uns zur Kenntnis gekommen, dass zur Zeit Bemühungen geschehen, [...] Franz Philipp an das Konservatorium nach Karlsruhe zu ziehen. Wenn diese Bemühungen gelingen, dann ist zu erwarten, dass Franz Philipp [...] ins Gebiet der Profanmusik hinein gedrängt würde [...] Wir glauben darauf besonders [...] anempfehlen zu dürfen, Mittel und Wege zu suchen, Philipp der katholischen Kirchenmusik, selbst mit grössten Opfern, zu erhalten, damit uns insbesondere der Vorwurf erspart bleibt, die Kirche hätte ihn gleich Anton Brucker von sich gestossen.“*²

Franz Philipp – für Freiburg also großartig? Oder doch eher zu großartig? Lassen Sie mich meinen Vortrag, mit dem ich vielleicht eine Antwort auf diese Fragen geben kann – oder auch nur darauf, wie sie richtig gestellt werden müssen? – noch einmal mit einem anderen Präludium beginnen.

Im Jahr 1920 feierte die Stadt Freiburg mit großem Aufwand ihr 800-jähriges Bestehen. Die Feierlichkeiten boten, keine zwei Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, eine willkommene Gelegenheit, sich einer Art von „Normalität“ anzunähern, sich nach den Entbehrungen des Krieges wieder einmal etwas zu gönnen. Eine der spektakulärsten Veranstaltungen, vermutlich sogar der kulturelle Höhepunkt des gesamten Jubiläumsjahres, war am 24. und 25. Juli ein großes Konzert in der Festhalle. Aufgeführt wurden mehrere Werke, darunter eines, das in mancherlei Hinsicht geradezu ideal zu dem Anlass passte: Die „Friedensmesse“ op. 12 von Franz Philipp, der selbst am Dirigentenpult stand. Beteiligt waren rund 800 Sängerinnen und Sänger aus allen Freiburger Chören – einschließlich zahlreicher Enthusiasten, die nur aus diesem Anlass mitsangen –, dazu ein Orchester von rund 150 Personen inklusive eines Organisten.

An und für sich ist das alles nichts Besonderes. Große Konzerte gehören bei Stadtjubiläen zum guten Ton und monumentale Besetzungen mit Hunderten von Mitwirkenden waren im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert gang und gäbe. Da das Abendland seinerzeit noch durch und durch christlich war und Großereignisse wie eine städtische 800-Jahr-Feier regelmäßig mit einem deutlichen kirchlichen Akzent versehen

² EAF, B4/3092, Schreiben vom 30. Mai 1924.

wurden, passte ein geistliches Werk bestens ins große Festkonzert. Und da sich die Menschen so kurz nach Kriegsende kaum etwas sehnlicher wünschten als dauerhaften Frieden, war ein Opus, das sich „*Friedensmesse*“ nannte, geradezu ideal.

Und doch war diese Veranstaltung alles in allem recht außergewöhnlich. Der Komponist Franz Philipp war als gebürtiger Freiburger zwar so etwas wie ein Lokalmatador – aber eigentlich war er, zumindest als die Planungen für das Konzert begannen, noch ein recht kleines Licht. Er war keine 30 Jahre alt, und außer ihm selbst wusste kaum jemand, wer er war und was er konnte. Das änderte sich allerdings schon während der Probenphase sehr rasch, und die Zeitung „Freiburger Bote“ heizte in ihrer Ausgabe vom 12. Juli 1920 die Erwartungen noch einmal kräftig an:

„Franz Philipps ‚Friedensmesse‘ steht [...] auf einer solch hohen Stufe musikalischen Wertes, daß man dem Festkonzert die weitgehendsten Erwartungen entgegenbringen darf. Stadt und Bevölkerung Freiburgs haben allen Grund stolz darauf zu sein, Komponisten von solcher Bedeutung ins Feld schicken zu können [...]. Das Bewußtsein des hochkünstlerischen Ereignisses gibt bereits den Chorproben, die durch die geniale Leitung des Chorleiters Philipp mit künstlerischem Schwung erfüllt sind, ihre besondere Weihe und für die Mitwirkenden die höchste Befriedigung musikalischen Mitschaffens.“³

Spätestens nach dem Konzert dann war Philipp schlagartig weit über Freiburg hinaus bekannt, aber noch heute ist die Frage mehr als berechtigt, wie es eigentlich dazu kam, dass er am Festkonzert so maßgeblich beteiligt war. Um es gleich zu sagen: Diese Frage lässt sich höchstens teilweise beantworten. Doch unabhängig davon passt das alles wunderbar in das Bild, das man von Franz Philipps Persönlichkeit gewinnen kann. Der Titel des Vortrags versucht ja schon, wenn auch noch reichlich vorsichtig in Frageform, anzudeuten, was man von diesem Musiker halten könnte.

Doch vielleicht sollten wir nicht jetzt schon unbewiesene Behauptungen aufstellen, sondern mit dem Fazit bis zum Ende der folgenden Ausführungen warten. In einem ersten Abschnitt werden die wesentlichsten biografischen Daten zu Franz Philipp dargestellt, denn so bekannt, dass entsprechende Kenntnisse einfach vorausgesetzt werden dürfen, ist er

³ Zitiert nach der Akte C 4, II, 35, 6 des Stadtarchivs Freiburg.

heutzutage längst nicht mehr. Dies war, wie schon erwähnt, in den 1920er-Jahren ganz anders, und auch in den 50er- und 60er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts war er, zumindest unter den Freiburger „Klassik“-Freunden, fast so bekannt wie der sprichwörtliche bunte Hund. Im anschließenden zweiten Hauptteil soll Philipps Wirken als Organist und Chorleiter in der Pfarrei St. Martin und überhaupt in Freiburg geschildert werden. Parallel dazu soll eine Erklärung für die etwas kryptische Formulierung des Vortragstitels erfolgen, oder, anders ausgedrückt, der Versuch einer Beurteilung von Philipps Person und Wirken.⁴

II. Zur Biografie Franz Philipps

Franz Philipp wurde am 24. August 1890 in Freiburg geboren, und in Freiburg verbrachte er rund 60 seiner 82 Lebensjahre. Sein Elternhaus stand im Stadtteil „Stühlinger“, in der Hugstetter Straße. Väterlicherseits stammt die Familie aus dem Wiesental, der Großvater mütterlicherseits, auf den angeblich die musikalische Begabung zurückgeht, kam aus dem badischen Frankenland. Philipp selbst verstand sich als echter Alemanne, was er insbesondere in jenen höchst unerfreulichen tausend Jahren deutscher Geschichte gern ausdrücklich hervorhob, in denen er sich selbst auch nicht gerade vorbildlich benommen hat.

Schon als Schüler des Bertholdgymnasiums komponierte Philipp, u. a. die „*Lenau-Lieder*“ op. 1, eine Klavier-Toccata und das „*Benedictus*“, das er später in die „*Friedensmesse*“ übernommen hat. Neben der Schule studierte er ab 1908 am Freiburger Konservatorium Musik – Abitur machte er 1910 – und setzte das Studium anschließend von 1912 bis 1913 in Basel fort. Dort wurde Franz Philipp vor allem als Organist entscheidend geprägt, denn sein Lehrer war kein Geringerer als der Münsterorganist Adolf Hamm. Dieser wiederum gehörte als Schüler von Ernst Münch und Karl Straube einer „Schule“ an, die sich einerseits stark der Bach-Tradition verpflichtet sah, andererseits aber auch, auf höchstem technischem Niveau, engagiert für die anspruchsvolle moderne Orgelmusik, beispielsweise von Max Reger, eintrat. Adolf

⁴ Umrahmt wurde der Vortrag mit einigen Beispielen aus Philipps kirchenmusikalischem Schaffen, dargeboten vom Kirchenchor der Pfarrei St. Martin unter der Leitung von Susanne Falk. Zu Beginn erklang der Satz „*Unserer lieben Frau*“ („*Maria Himmelskönigin*“), in der Mitte „*Marias Traum*“ und zum Abschluss „*Jubilate*“.

Hamm war als Orgelvirtuose in der Schweiz wie in Deutschland gefragt und machte sich zugleich weit über Basel hinaus einen Namen als Gründer und Leiter des Basler Bach-Chors – genau diese Personalunion aus Orgelvirtuose und Chorleiter finden wir später bei Franz Philipp wieder.

Aus dem Ersten Weltkrieg, den er von Anfang an mitmachen musste, kam Philipp bereits nach wenigen Wochen schwer verwundet wieder zurück – und blieb danach zeit seines Lebens hochgradig hörgeschädigt. Von Ende 1919 bis zum 1. Januar 1924 war Philipp Organist und Chorleiter an der Freiburger Martinskirche, ab 1923 zudem Lehrbeauftragter für Musik am Lehrerseminar. Auf diese gut vier Jahre will ich nachher noch genauer eingehen. In dieser Zeit machte sich Philipp endgültig einen Namen als großartiger Orgel Improvisator. Eine Stimme, die stellvertretend für viele stehen soll, ist die von George von Graevenitz in seinem 1938 veröffentlichten Werk *„Musik in Freiburg“*. Er schwärmt von Philipps *„Orgel Improvisation, die in ihrer geistigen Tiefe, gewaltigen Klangfülle und unerschöpflich scheinender Erfindungskraft alles bisher in Freiburg Gehörte und Aufgenommene weit hinter sich ließ“*.⁵

1924 ging Philipp als Lehrer für Orgel und Komposition und zugleich Direktor des Badischen Landeskonservatoriums nach Karlsruhe und heiratete im gleichen Jahr die Freiburgerin Sophie Hummel. In den folgenden Jahren gründete er den „Badischen Kammerchor“, das „Badische Kammerorchester“ und die „Badische Orgelschule“, und auch die zu Beginn des Studienjahres 1931/32 erfolgte Gründung eines „Instituts für katholische Kirchenmusik“ an der mittlerweile zur „Badischen Hochschule für Musik“ erhobenen Lehranstalt ging maßgeblich auf Philipp zurück. 1932 schließlich erhielt er, zusammen mit einigen anderen Lehrkräften der Hochschule, den Titel „Professor“.

Als Lehrer war Philipp streng und gegenüber allem, was er selbst für mittelmäßig hielt, unbittlich. Ein Karlsruher Kollege warf ihm anlässlich einer heftigen Auseinandersetzung vor, er sei von seinen Schülern allenfalls gefürchtet, aber nicht geliebt. Als Mensch war Philipp bei aller Eigenwilligkeit und ausgeprägten Dickköpfigkeit, die ihm von Freund und Feind gleichermaßen attestiert wurde, freundlich und aufgeschlossen, dabei ein guter und unterhaltsamer Erzähler. Er war tief religiös, ein

⁵ Graevenitz (wie Anm. 1), S. 77.

überzeugter Katholik, und auch da, wo seine Frömmigkeit heute ein wenig aufgesetzt und überzogen wirkt – man denke an die oft erzählte Episode, wie er 1920 mit seinem Chor ganz oben auf dem Baugerüst am Münsterturm Mozarts „*Ave verum*“ sang – kam sie aus tiefer Überzeugung. Musik war ihm zunächst Gotteslob – in dieser Haltung war er seinen großen Vorbildern Bruckner und Bach recht ähnlich, und diese Grundhaltung erklärt auch den hohen Stellenwert, den die geistliche Musik in seinem Schaffen hat.

Die Karlsruher Zeit, die mit seiner Rückkehr nach Freiburg im Jahr 1942 endete, ist der nach außen hin erfolgreichste Abschnitt in Philipps Leben. Zugleich aber beginnt mit dem Jahr 1933 eine höchst problematische Phase. Problematisch für Philipp, der wegen seines ungebrochenen und offensiv gelebten Katholizismus' häufig mit Kollegen und Vorgesetzten in Konflikt geriet. Problematisch aber auch für jeden, der versucht, Philipps Verhalten in jenen Jahren angemessen zu beurteilen. Nicht, dass Philipp ein „alter Kämpfer“ gewesen wäre. Aber er fühlte sich mit seiner Weltanschauung bei den Nazis doch zumindest teilweise so zuhause, dass er Parteimitglied wurde.⁶

Dieser Umstand an sich wäre im Rahmen unseres Themas nicht unbedingt erwähnenswert, denn damit benahm Philipp sich fast völlig „normal“. Doch würde ich mir, wollte ich diesen Lebensabschnitt völlig übergehen, wohl zu Recht den Vorwurf einhandeln, Philipps Biografie beschönigen und unangenehme Teile verschweigen zu wollen – also seien die kritischen Punkte zumindest kurz benannt.

Philipp beließ es nämlich nicht bei einer eher „äußerlichen“ Anbiederung an die Nazis, sondern schrieb mehrere Werke, die man eindeutig als nationalsozialistische „Propagandawerke“ bezeichnen muss. Hatte er

⁶ Offiziell erfolgte der Parteieintritt am 1. Mai 1933 – so jedenfalls kann man es beispielsweise in Fred K. Priebergs „Handbuch deutsche Musiker“ und in der Internet-Enzyklopädie „Wikipedia“ (aufgerufen im Oktober 2012) nachlesen. Franz Philipp selbst hingegen stellt den Vorgang im Dezember 1948 völlig anders dar: Sein Eintritt in die Partei sei am 8. Mai 1936 erfolgt – unfreiwillig und unter massivem Druck – und sei auf den 1. Mai 1933 rückdatiert worden (vgl. StAF, „Spruchkammerakten“, D 180/2 – 194641). Michael Gerhard Kaufmann erwähnt diese Diskrepanz in seinem Aufsatz „Franz Philipp (1890–1972) – ‚Ein deutscher Musiker‘“ (in: „Die Musikforschung“ 51, 1998, S. 430–437, Anm. 15), lässt den Widerspruch jedoch unaufgelöst, obwohl er konstatiert, dass es im Fall Franz Philipp „zu einer vorurteilsfreien, objektiven Aufarbeitung [...] im Sinne einer Vergangenheitsbewältigung, die Vergangenheit wirklich bewältigt, noch immer nicht gekommen“ sei (S. 436). Sein Urteil fällt drastisch aus, erkennt er doch bei Philipp eine „Mit-Täterschaft als geistige[r] Brandstifter und als dringendst benötigtes Rad im Getriebe des ‚braunen‘ Machtapparats“ (S. 436).

doch in Kompositionen wie „*Heldische Feier*“ op. 35, „*Bläser-Rufe zur Ehrung der Toten der Bewegung*“ op. 39 oder der Kantate „*Volk ohne Grenzen*“ op. 42 versucht, die „überwältigende Weite und Größe der nationalsozialistischen Idee in klar umrissene Tonzeilen zu bannen“⁷ – so Theodor Ritte.⁸ Auch dass Philipp nach 1933 wiederholt Texte des Nazidichters Gerhard Schumann vertonte, war kein Zufall, sondern muss wohl als Versuch verstanden werden, sich bei den braunen Machthabern beliebt zu machen und seine Position an der Karlsruher Musikhochschule abzusichern.

Damit hat Philipp nichts wesentlich Anderes getan als viele andere auch, doch was seinem Verhalten eine besondere Negativqualität gibt, ist der Umstand, dass er später in seinem Leben ganz offenbar nicht die Größe und die Kraft aufbrachte, zu seinen Verfehlungen zu stehen. Im Gegenteil: Teils versuchte er, solche Werke durch Neuvergabe der Opuszahlen gewissermaßen aus der Welt zu schaffen, bei anderen bemühte er sich, sie durch Umbenennung oder Umtextierung zu „unbelasteten“ Kompositionen umzuformen. Damit lieferte er ein, wie Fred K. Prieberg meint, „reichlich komisches Beispiel für Geschichtsfälschung im Dienste einer ‚sauberen‘ Biografie“.⁹

Von 1942 bis zu seinem Tod am 2. Juni 1972 lebte Philipp wieder in Freiburg. Nach 1945 wandte er sich fast ausschließlich seinem kompositorischen Schaffen zu. Dabei legte er den Schwerpunkt noch deutlicher als früher auf die geistliche Musik. In Freiburg verbrachte er auch seinen Lebensabend – wobei er damit leben musste, dass er selbst wie auch fast sein gesamtes Werk immer mehr in Vergessenheit geriet. Solange sein Schüler Franz Stemmer Domkapellmeister war, erklang im Freiburger Münster noch einigermaßen regelmäßig Musik von Franz Philipp. Und bis das Orgelbuch zum „*Magnifikat*“ in den 1960er-Jahren komplett überarbeitet wurde, war beinahe zwangsläufig in fast jedem Gottesdienst in der Erzdiözese Freiburg Philipp-Musik zu hören.¹⁰ Seither aber kann von einer lebendigen „Philipp-Pflege“ ganz und gar nicht

⁷ Theodor Ritte, Franz Philipp, in: Mein Heimatland 23 (1936), S. 141–143.

⁸ Weitere Titel, die hier zu nennen wären, sind beispielsweise die Kantate „*Heiliges Vaterland*“ op. 32, die „*Deutsche Volkshymne zum Lob der Arbeit*“ op. 33 oder die Kantate „*Ewiges Volk*“ op. 45.

⁹ Fred K. Prieberg, Musik im NS-Staat. Frankfurt 1982, S. 10.

¹⁰ Das von Franz Philipp stammende Orgelbuch zum „*Magnifikat*“ von 1929 wurde in den 1960er-Jahren durch eine völlige Neubearbeitung aus der Feder von Berthold Hummel ersetzt.

mehr gesprochen werden. Gelegentliche Ausnahmen bestätigen eher die Regel.¹¹

Franz Philipp hat ein reichhaltiges und durchaus interessantes Œuvre hinterlassen, wovon Kirchenmusik gut die Hälfte ausmacht. Das Spektrum reicht dabei von einfacher liturgischer Gebrauchsmusik wie der einstimmigen „Freiburger Münstermesse“ op. 57 b¹² über musikalisch-kompositorisch und sängerisch-technisch gleichermaßen anspruchsvolle Werke, wie etwa die A-cappella-Messe „*Laudate Dominum*“ op. 28, bis hin zur groß angelegten, den liturgischen Rahmen sprengenden „*Missa Symphonica Credo in unum Deum*“ op. 85. Neben den – zumindest grundsätzlich – für die Liturgie vorgesehenen Kompositionen hat Philipp auch eine ganze Reihe von zyklischen Werken geschaffen, die zunächst für konzertante Aufführungen gedacht waren. Meist jedoch können zumindest einzelne Sätze durchaus auch im Gottesdienst verwendet werden. Beispiele hierfür sind etwa die Passionsmotetten „*Crucifixus etiam pro nobis*“ op. 56 oder „*Mater Dei – ein Marienleben*“ op. 60.

Wichtigstes kompositorisches Mittel war für Philipp der Kontrapunkt, und kontrapunktische Kunststücke prägen einen großen Teil seiner Werke. Sehr häufig findet sich bei ihm imitatorische Stimmführung; strengen Kanon, Kanon in der Umkehrung oder Doppelkanon verwendet er ebenso wie alle möglichen Arten von Fugen, vom kurzen Fugato bis hin zur ausgedehnten Doppel- oder gar Tripelfuge. In zahlreichen Werken, auch und gerade in den A-cappella-Kompositionen, nimmt Philipp wenig Rücksicht auf aufführungspraktische Belange, sondern ordnet das Technische bedingungslos seinem künstlerischen Willen unter. Damit stellt er oftmals, ähnlich wie seine Vorbilder Bruckner und Reger, höchste Anforderungen an die Interpreten. Viele seiner Chorwerke sind schon aus rein stimmlichen Gründen – speziell von Bässen und Sopranen wird nicht selten ein Stimmumfang von zwei Oktaven verlangt – für Laienchöre kaum praktikabel, und die zusätzlichen melodischen, harmonischen und rhythmischen Schwierigkeiten vieler Kompositionen verlangen nach (beinahe) professionellen Sängern.

¹¹ Eine solche Ausnahme ist beispielsweise die vom SWR im Jahr 2007 produzierte Liveaufnahme des Werkes „*Mater Dei*“ op. 60, die 2008 von der Firma „Spektral“ (Regensburg) als CD veröffentlicht wurde. Interpreten sind der Bassbariton Dominik Wörner und das Ensemble Cantissimo unter der Leitung von Markus Utz.

¹² Dieses Werk steht in der Tradition der deutschsprachigen Singmessen und ist lediglich eine Folge von Liedern mit Orgelbegleitung zur Feier der heiligen Messe.

Dass Philipps kirchenmusikalische Werke heute weitgehend unbekannt sind, hat also – abgesehen von den angedeuteten Schwierigkeiten mit seiner Biografie – vor allem musikalische Gründe. Ein – wenn auch vielleicht nicht entscheidender – Grund liegt wohl in den bisweilen enormen technischen Anforderungen. Wesentlicher ist vermutlich, dass Philipps Musik von Anfang an keine eigentlich moderne, sondern stets traditionsverbundene Musik war. Zwar war Philipp niemals ein Epigone, der aus falsch verstandenem Historismus heraus versuchte, eine angeblich ideale Musiksprache vergangener Zeiten zu imitieren. Im Gegenteil: Er bemühte sich, zumindest in seinen früheren Jahren, die katholische Kirchenmusik den zeitgenössischen musikalischen Fortschritten öffnen. Andererseits aber konnte und wollte er die Entwicklung, die die Musik im 20. Jahrhundert nahm, nicht mitvollziehen, und so saß er mit seinem Schaffen bald zwischen allen Stühlen. Aus der Perspektive derer, die Kirchenmusik nur als rein funktionale Musik sehen wollen, waren viele seiner Werke zu artifiziell, schien er seine Kunst und sein – von niemandem ernsthaft bestrittenes – Können zum Selbstzweck zu machen. Aus einer vor allem am musikalischen Fortschritt orientierten Sichtweise hingegen waren seine Tonsprache und seine Art zu schreiben zunehmend altmodisch und überholt.

Als Komponist und Organist war Franz Philipp zweifellos ein großer Könnler, ein Künstler, der sein Handwerk vollkommen beherrschte, doch gleichzeitig war er mit seiner traditionalistischen Einstellung eine im Verlauf seines Lebens zunehmend anachronistische werdende Erscheinung.

III. Philipp als Kirchenmusiker in St. Martin – Pläne und Erfolge

Franz Philipp trat seinen Dienst in der Pfarrei Freiburg (St. Martin) Ende 1919 an, die erste Probe mit dem Chor hielt er am 24. November 1919 – also in einer Phase der deutschen Geschichte, die ohnehin geprägt war von tief greifenden Veränderungen. Gut ein Jahr zuvor, im Oktober 1918, hatte der Erste Weltkrieg geendet. Seit dem 9. November 1918 war Deutschland eine Republik, seit der Abdankung von Großherzog Friedrich II. am 22. November 1918 auch Baden. Im April 1919 war die republikanische Verfassung des Freistaats Baden in Kraft getreten, im August 1919 die Weimarer Reichsverfassung, und im Januar 1920 dann der „Versailler Vertrag“.

Auch in der Freiburger Martinspfarre ging im November 1919 eine Ära zu Ende. Von Anfang 1869 bis Ende 1919, also sage und schreibe reichlich 50 Jahre lang, hatte hier Johannes Diebold als Organist und Chorleiter gewirkt. Der 1842 geborene Diebold, 1868 als junger Lehrer aus Hohenzollern nach Freiburg gekommen, hatte die Kirchenmusik in St. Martin maßgeblich geprägt, auch und gerade als „Gegenentwurf“ zur Musik im Münster. Während dort die Domkapellmeister Johannes (1831–1882), Gustav (1847–1916) und Carl Schweitzer (1867–1943) mit der recht kleinen, semiprofessionellen, aus Chor und Orchester bestehenden Domkapelle Sonntag für Sonntag Orchestermessen aufführten, huldigte Diebold in St. Martin den Idealen des „Caecilianismus“ und sang mit seinem Chor, teils a cappella, teils mit Orgelbegleitung, Kirchenmusik im „Palestrinastil“ – oder was er und andere „Caecilianer“ dafür hielten.

Heinrich Hansjakob – um diesen bis heute berühmtesten Pfarrer von St. Martin kommt man kaum herum, wenn man sich mit dieser Pfarrei beschäftigt! – setzte Johannes Diebold ein literarisches Denkmal und erhob ihn geradezu in den Kirchenmusikerhimmel:

„Meister Diebold hat, wie alle großen Künstler, seine Eigenheiten, mit denen der Pfarrer von St. Martin nicht immer harmoniert. Aber wenn ich am Altare stehe und er seinen Chorgesang erschallen läßt, so besiegt er mich nicht nur, er rührt mich oft zu Thränen; das letztere, so oft er das alte Weihnachtslied von Hasle¹³ ‚O Jesulein‘ erklingen läßt oder sein Chor das Kredo singt in der Dreikönigsmesse von Könen. Ich habe schon oft gedacht, wenn alle natürlichen und übernatürlichen Teufel mich plagen würden zum Abfall vom christlichen Glauben und von der christlichen Kirche – das Kredo von Könen, mit dem majestätischen ‚et unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam‘, gesungen von Diebolds Sängchor – würde mich retten von allen Mächten der Hölle.“¹⁴

Das war allerdings im Jahr 1902 gewesen – mittlerweile war nicht nur Johannes Diebold und sein Verständnis von guter Kirchenmusik alt geworden und hatte sich weitgehend überlebt, sondern auch der Chor konnte längst nicht mehr an alte Glanzzeiten anknüpfen. Noch nicht einmal zehn aktive Mitglieder des Chors hat Franz Philipp bei seinem

¹³ Haslach i. K., Hansjakobs Heimatstadt.

¹⁴ Heinrich Hansjakob, Verlassene Wege. Tagebuchblätter. Stuttgart 1902 (Reprint Waldkirch 1986), S. 323.

Dienstantritt angeblich übernehmen können¹⁵, demnach wäre also tatsächlich ein völliger Neubeginn notwendig gewesen. Und Philipp muss ganze Arbeit geleistet haben, denn vier Jahre später hatte der Chor rund 140 aktive Mitglieder – und er hatte in dieser kurzen Zeit gut ein halbes Hundert neuer Werke einstudiert, darunter beileibe nicht nur kleine Chorsätze, sondern auch Werke wie die „*Missa Papae Marcelli*“ von Palestrina, die „*Krönungsmesse*“ von Mozart oder die achtstimmige Motette „*Ecce sacerdos magnus*“ von Bruckner. Auch zeitgenössische Musik hatte der Chor Ende 1923 im Repertoire, darunter eine ganze Reihe von Philipp-Werken, und sogar – für einen katholischen Kirchenchor damals recht außergewöhnlich – den einen oder anderen Bach-Choral.

Philipp brachte also viel frischen Wind in die Martinskirche, und er mischte mit seiner Arbeit die Freiburger Chorszene – die damals im Verhältnis zur Größe der Stadt mindestens so vielgestaltig war wie heute – kräftig auf. Das war auch mehr als zehn Jahre später noch zu spüren, wie aus einem Eintrag in der Chronik des Domchors hervorgeht. Ende Mai 1935, schreibt Domkapellmeister Franz Stemmer, „*fand in Freiburg ein grosses Brucknerfest statt, veranstaltet von der Internationalen Brucknergesellschaft und der Stadt Freiburg. Es kamen sämtliche Symphonien, das Tedeum und die e moll Messe zur Aufführung [...] Nach langem Hin und Her singt die e moll Messe in einem Pontifikalamt am 30. V. der Kirchenchor Sankt Martin, Freiburg unter Leitung von Musikdirektor Ketterer. Es ist ein peinliches Gefühl, wenn der Domchor, der an der Spitze der Chöre der Stadt stehen soll, einem anderen Platz machen muss, weil er selber [...] keine Brucknermesse singen kann. Der Chor ist verärgert und deprimiert. Die Lehre aus der Angelegenheit kann nur sein: weiterschaffen, dass eine derartige Blamage zum letztenmal passiert ist*“.¹⁶

Als Franz Philipp 1919 im Alter von noch nicht ganz 30 Jahren an die Martinskirche kam, hatte er sich bereits über Freiburg hinaus einen gewissen Ruf als Orgelvirtuose, wie auch als Komponist, erworben. An und für sich, und vermutlich auch in seinem eigenen Selbstverständnis, war er für St. Martin schon fast eine Nummer zu groß – andererseits bot ihm die feste Stelle neben der finanziellen Grundsicherung auch eine fast perfekte Ausgangsposition, um von da aus nach Höherem zu streben.

¹⁵ Vgl. EAF, B 4/3092.

¹⁶ Vgl. EAF, Na 96/2/2, Eintrag von Mai/Juni 1935.

Ein gewichtiges Argument, um ihm die Aufgabe schmackhaft zu machen, war der geplante und 1921 dann vollendete Neubau einer dreimanualigen Schwarz-Orgel mit 55 Registern gewesen – für die Finanzierung hatte Stadtpfarrer Johann Baptist Knebel sein gesamtes, weit überdurchschnittliches Organisationstalent in die Waagschale werfen müssen.

Darüber, wie Philipp seine konkrete Arbeit als Chorleiter in St. Martin gemacht hat, wissen wir wenig. Er muss ein sehr engagierter und charismatischer Chorpädagoge gewesen sein, von dem manche seiner ehemaligen Sängerinnen und Sänger auch Jahrzehnte später noch schwärmten. Und er wusste nicht nur selbst sehr genau, was er konnte und wollte, sondern es gelang ihm offenbar auch, andere von sich und seinen Fähigkeiten zu überzeugen. Dies lässt sich schön am Beispiel jenes schon erwähnten Konzerts anlässlich der 800-Jahr-Feier der Stadt Freiburg verdeutlichen, bei dem nicht nur Philipp die Leitung hatte, sondern auf dessen Programm als zentrales Werk seine „*Friedensmesse*“ stand.¹⁷

Darüber, wie es dazu kam, dass Philipp die Leitung anvertraut wurde, können wir nur spekulieren. Sicher, er war zweifellos hoch befähigt, und er hatte sich auch schon ein gewisses Renommee erworben, aber er muss auch einflussreiche Fürsprecher gehabt haben. Die Vorbereitungen für das Festkonzert begannen etwa ein Jahr zuvor, im Frühsommer 1919 – da war Franz Philipp noch nirgendwo in Freiburg in Amt und Würden. Sein Name fiel zum ersten Mal in einem Schreiben vom 24. Juni 1919, als der damalige Intendant des Stadttheaters, Heinrich Schwantge, vorschlug, man solle beim Festakt zum Stadtjubiläum eine „*Festkantate für grosses Orchester und gemischten Chor v[on] Philipp*“ aufführen. Gemeint war damit, so ist zu vermuten, die Kantate „*Deutschlands Stunde*“ op. 10, die 1916 in der Berliner Philharmonie uraufgeführt worden war.

Daraus wurde zwar nichts, aber Philipps Name war nun im Gespräch. In den folgenden Monaten diskutierte man darüber, Philipp einen Kompositionsauftrag zu erteilen, doch der dafür vorgesehene Text erwies sich letztlich als ungeeignet. Ende Oktober 1919 dann machte Intendant Schwantge den Vorschlag, die Uraufführung dreier „*Messe-Sätze von Philipp*“ aufs Programm des Festkonzerts zu setzen – damit war die „*Friedensmesse*“ erstmals in der Diskussion. Rund drei Wochen später scheint Schwantges Plan schon recht konkret gewesen zu sein, denn am 8. November 1919 schlug Kapellmeister Camillo Hildebrand

¹⁷ Vgl. zum Folgenden StadtAF, C 4, II, 35, 6.

dem Stadtrat vor, man möge doch bei Julius Weismann (1879–1950) – dem seinerzeit wohl renommiertesten Freiburger Komponisten – ein Werk in Auftrag geben, da von Philipp ja schon drei Messesätze aufgeführt würden.

Im April 1920 begannen dann die unmittelbaren Vorbereitungen des Konzerts. Sämtliche Freiburger Chöre – 3 gemischte Chöre, 21 Männergesangsvereine, je 6 katholische und evangelische Kirchenchöre und der Synagogenchor – wurden zur Mitwirkung eingeladen. Am 20. Mai 1920 berichtete ein Artikel in der Zeitung „Volkswacht“ über den Beginn der Probenarbeit: Montags waren die Frauenstimmen an der Reihe, dienstags die Männerstimmen, freitags alle, die Leitung hatte Franz Philipp als „Oberdirigent“. Rund 500 Sängerinnen und Sänger beteiligten sich anfangs an dem Projekt, wobei der Autor des Zeitungsartikels monierte, dass nur Chormitglieder, nicht aber die übrigen sangesfreudigen Freiburger mitmachen durften. Kurz darauf erschien – vielleicht als Reaktion auf diese Kritik? – in der „Freiburger Zeitung“ ein Aufruf an *„sangesfreudige und notenkundige Damen und Herren, auch wenn sie nicht Gesangsvereinen angehören“*¹⁸, sich gleichfalls zu beteiligen – am Ende bestand der Chor aus rund 800 Sängerinnen und Sängern.

Ab dem 14. Juni 1920 fanden die Proben – inzwischen vier pro Woche! – in der Festhalle statt. Auf Philipps nachdrücklichen Wunsch hin hatte die Stadt mittlerweile eine Person engagiert, die bei den Proben Anwesenheitskontrollen durchführen und sich außerdem um die Noten kümmern musste – als Bezahlung gab es dafür jeweils 20 Mark.

Das Konzert selbst war ein triumphaler Erfolg, ganz besonders natürlich für Franz Philipp. Aufgeführt wurden Chor- und Orchesterkompositionen von Alexander Adam, Bruno Rummel und Julius Weismann – und als Hauptwerk eben Philipps *„Friedensmesse“*. Die „Freiburger Zeitung“ resümierte in ihrer Ausgabe vom 27. Juli 1920:

„Unter Philipps rhythmisch beschwingter eindringlicher Leitung erlebten wir eine ausgezeichnete Aufführung seiner Messe, an welcher verdienstvoll noch beteiligt waren der seinem Führer aufmerksam folgende, sich sehr gut betätigende Festchor, die Solistin Annemaria Gaede, in der wir eine sympathische Sängerin von umfangreichen, wohlgeschulten sopranistischen Mitteln kennen lernten, ferner Dr. [Wilhelm] Hitzig [an der Orgel] und unser tüchtiges, unermüdlich ausdauerndes Orchester,

¹⁸ „Freiburger Zeitung“, 22. Mai 1920.

*das sich in allen seinen Teilen, namentlich auch in dem stark in Anspruch genommenen Blech, wieder bestens bewährte.*¹⁹

Über die Komposition selbst urteilte die „Freiburger Zeitung“ folgendermaßen:

*„Sie soll ihre Entstehung dem Weltkriege verdanken, an dem der Komponist aktiv mitbeteiligt war. Der musikalische Gehalt der drei Sätze macht das glaubhaft. Der Friede, auf den die Messe ausblickt, entspricht allerdings nicht dem, was der Komponist und mit ihm jeder Deutsche erhofft hat! [...] Ein tiefreligiöser Sinn spricht aus Philipps Vertonung der Messe. Seine Behandlung des Chors, der Solostimmen, der Orgel und des Orchesters zeigt den deutschen Musiker, der sich an unseren Meistern gebildet, und der es durch Selbstzucht in verhältnismäßig noch jungen Jahren auch auf dem gewaltigen Gebiete der Kirchenmusik bereits zu einem beachtenswerten Können gebracht hat.“*²⁰

Philipps „Friedensmesse“ ist trotz ihres Titels keine liturgische Musik, sondern steht eher in der oratorischen oder symphonischen Tradition des 19. Jahrhunderts. Schon die Anordnung der drei Sätze – Kyrie, Benedictus und Gloria, in dieser Reihenfolge – macht deutlich, dass man Vergleiche – wenn’s denn sein muss – eher bei Werken wie dem „Te-deum“ von Bruckner, dem „Requiem“ von Brahms oder, was die Größe des Apparats angeht, bei einzelnen Symphonien von Mahler suchen muss. Wie dem auch sei – durch diesen geradezu bombastischen Auftakt schien klar, dass mit Franz Philipp ein großartiger Musiker seinen Eintritt ins öffentliche Musikleben der Stadt Freiburg gefunden hatte.

Nach diesem Höhenflug ging es ab August 1920 für Philipp erst einmal in den „Niederungen“ des Kirchenchoralltags weiter. Seine Position war inzwischen durch einen am 14. Mai 1920 förmlich abgeschlossenen Dienstvertrag abgesichert. Arbeit gab es genug, allein dadurch, dass Philipp einerseits nur Rudimente eines Chors vorgefunden hatte, andererseits aber ohnehin fast alles anders – und natürlich besser! – machen wollte als sein Vorgänger. Philipp beherrschte sein Handwerk, und er verstand es, Leute – die in der überwiegenden Mehrzahl musikalische Laien waren – für die Chormusik nicht nur zu begeistern, sondern sie in beeindruckend kurzer Zeit auf ein erstaunlich hohes sängerisches Niveau zu bringen. Wie sonst hätte er es wagen können, an Ostern 1922

¹⁹ „Freiburger Zeitung“, 27. Juli 1920.

²⁰ Ebd.

die f-Moll-Messe von Anton Bruckner im Gottesdienst aufzuführen? Und dieses Wagnis hatte Erfolg! Seinerzeit war es nicht unüblich, dass auch liturgische Musikaufführungen in der Presse besprochen wurden, und so berichtete die „Freiburger Zeitung“ in ihrer Ausgabe vom 20. April 1922:

„Die als Ganzes sehr gute Ausführung des sehr erhebliche Anforderungen stellenden Werkes zeugte von liebevoller, gewissenhafter Vorbereitung durch den Leiter, die sich in erster Linie in einer fast immer sehr schönen Leistung des Chors auswirkte. Aber auch der aus Mitgliedern des städtischen Orchesters und der Orchestervereinigung Freiburgs gebildete Instrumentalkörper mit Konzertmeister [Otto] Kleitz und Heinrich Fischer als Vertretern der Solovioline und Solobratsche brachte seinen bedeutungsvollen Teil zu recht aner kennenswerter, vor allem auch tonschöner Wiedergabe, an welch günstigem Ergebnis neben den Musikern natürlich Franz Philipp als spiritus rector wesentlichen Anteil hat. Das Quartett der Solisten war mit Annemarie Gaede, Lili Hunger, Hans Höfflin und Julius Willi²¹ gut besetzt, von denen die Sopranistin und der Tenor durch stimmliche Qualitäten besonders hervorragten. Die Aufführung der Brucknerschen Messe bildet jedenfalls ein Ereignis im musikalischen Leben Freiburgs.“²²

IV. Ein Eklat – und das Ende einer erfolgreichen Beziehung

Alles schien also bestens, der Kirchenmusik in St. Martin standen, so konnte man meinen, große und erfolgreiche Zeiten bevor. Der Chor war gut besetzt und in der Lage, auch große und höchst anspruchsvolle Werke wie etwa Bruckner-Messen aufzuführen. Der Chorleiter war ein anerkannter, weit über Freiburg hinaus renommierter Dirigent von offenkundig großem pädagogischem Geschick, daneben als Orgelvirtuose wie als Komponist gleichermaßen erfolgreich. Doch all die großen Hoffnungen, die sich so mancher gemacht hatte, lösten sich gegen Ende des Jahres 1923, scheinbar aus heiterem Himmel, in nichts auf:

Franz Philipp kündigte am Neujahrstag 1924, direkt im Anschluss an das Hochamt, und betrachtete seinen Organisten- und Chorleiterdienst

²¹ Recte: Johannes Willy.

²² „Freiburger Zeitung“, 20. April 1922.

mit sofortiger Wirkung als beendet. Auf Bitten des Chorvorstands sagte er zu, noch bis einschließlich Dreikönig die Aufgaben zu erfüllen, sofern dies gewünscht werde. Der Vorsitzende, Dr. Theo Diemer, trat ebenfalls zurück und erklärte den Chor für aufgelöst. Allerdings waren wohl nicht alle Chormitglieder mit dieser Entscheidung einverstanden, sondern ein Teil der bisherigen Sängerinnen und Sänger kam auf Bitten des Pfarrers am nächsten Sonntag wieder zusammen und gründete einige Wochen später den Chor in aller Form neu – ohne die „Philipp-Anhänger“ und unter der Leitung von Gustav Bier.

Es ist schon nicht leicht, den Ablauf der Ereignisse und des eigentlichen Endes korrekt zu erzählen, da an Quellen heute wohl nur noch das vorhanden ist, was seinerzeit vom Pfarrer und vom ehemaligen Chorvorstand Dr. Diemer – jeweils nicht unbedingt objektiv – an das Ordinariat berichtet worden ist.²³ Erheblich schwieriger noch wird es bei dem Versuch, die Vorgeschichte zusammenzufassen, und endgültig auf das Gebiet der Spekulation geraten wir, wenn wir nach den Gründen für diesen großen Krach suchen. Aber eins nach dem anderen:

Völlig aus heiterem Himmel kam der Eklat nämlich doch nicht, sondern er hatte sich in der Vorweihnachtszeit 1923 schon angebahnt. Franz Philipp war, wie schon eingangs gesagt, kein einfacher Zeitgenosse, sondern er konnte ebenso launisch wie dickköpfig sein. Zudem hatte er sich mit seinen Erfolgen selbstverständlich nicht nur beliebt gemacht. Da er zudem, so scheint es, seine Vorhaben gern nach dem Motto „Viel Feind, viel Ehr“ durchgezogen hatte, gab es in Freiburg beileibe nicht nur Philipp-Verehrer, sondern auch eine allmählich wachsende Schar von teils erbitterten Gegnern, die ihn beispielsweise bei Pfarrer Knebel oder gar beim Erzbischöflichen Ordinariat anschwärzten. Pfarrer Knebel will, so jedenfalls seine Sichtweise, Philipp immer verteidigt haben, während Philipp sich umgekehrt von ihm zunehmend kalt und abweisend behandelt fühlte.

Es kam offenbar so, wie es in ähnlichen Fällen leider immer wieder kommt: Irgendwann war der richtige Zeitpunkt für ein klärendes Gespräch verpasst, Philipp und Pfarrer Knebel redeten nicht mehr miteinander, sondern höchstens noch über einander. Unmittelbar vor Weihnachten sollte es dann doch noch eine Aussprache geben, doch fand sie

²³ Vgl. zum Folgenden EAF, B 4/3092. Dort finden sich auch, sofern nicht anders angegeben, die wörtlich zitierten Quellen.

nicht unter vier Augen statt, sondern gewissermaßen vor Publikum in der Vorstandssitzung – heute würde man dazu vielleicht in eine Talkshow im Privatfernsehen gehen –, und sie endete offenbar in Gebrüll und wüsten gegenseitigen Beschimpfungen. Pfarrer Knebel unternahm tags darauf – es war der 24. Dezember – noch einmal einen Versuch, sich mit Philipp zu verständigen, und schrieb ihm eine Karte mit folgendem Wortlaut:

„Sehr geehrter Herr Philipp! Es war kein schönes Duett das wir gestern zusammen gesungen [haben]. Man hätt's verhüten müssen, da [wir] beide nicht ohne Temperament sprechen können. Es gehört der Vergangenheit an. Fürs Christfest sende ich Ihnen, Ihrer Mutter und Braut und Ihrem ganzen Chor meine von Herzen kommenden Segenswünsche. Unter allen Anliegen, die ich diesmal dem in den Windeln der Brotsgestalt Eingehüllten vortragen werde, ist das vordringlichste: „Dass wir uns wieder verstünden, wie am Anfang.“

Philipp scheint nicht darauf reagiert zu haben, oder jedenfalls nicht so, wie Pfarrer Knebel erhofft hatte. So setzte sich dieser am 28. Dezember 1923 noch einmal an seinen Schreibtisch und verfasste einen etwas ausführlicheren Brief an seinen Kirchenmusiker:

„Sehr geehrter Herr Philipp! Mit innerem Weh entschliesse ich mich zu diesem Briefe. Seit langer Zeit haben Sie, Herr Philipp, eine Zusammenkunft und damit die Zusammenarbeit mit mir absichtlich vermieden [...] Es kam zur Vorstandssitzung am Sonntag, zu der Sie mit einer Anklageschrift gegen mich erschienen. Ton u. Sprache liessen tiefgehende Animosität gegen mich erkennen. Ich nahms hin u. hoffte durch meine Weihnachtskarte [...] die Hand zur Versöhnung u. Verständigung geboten zu haben. Ihre Antwort war Ihre Musik am Weihnachtsfeste. Damit ist für mich, was Vermutung war, zur Überzeugung geworden: Sie haben keine kirchliche u. keine religiöse Einstellung mehr bei Ihren Arbeiten und Bestrebungen, sonst wäre ein solch unsagbar trauriges, rücksichtsloses Hinwegschreiten über Krippe u. Altar u. eine von Gläubigen dichtgefüllte Kirche am Weihnachtsmorgen rein unmöglich gewesen. Damit aber tritt an mich die Pflicht heran, Ihnen zu erklären, dass ich meine Gemeinde nicht länger den Launen eines Künstlers preisgeben darf. Ich muss Sie bitten, daraus Ihre Konsequenzen zu ziehen.“

Franz Philipp war sich mit dem Chorvorstand darüber einig, dass dieses Schreiben eine Kündigung darstellte – und er zog die schon geschilderten Konsequenzen. Freilich war der Fall damit noch nicht endgültig ausgestanden, denn der Pfarrer lud den Chor für den 6. Januar 1924 zu

einer außerordentlichen Generalversammlung ein. Dabei versuchte er, sich und sein Vorgehen zu erklären und zu rechtfertigen und interpretierte den eben zitierten Brief nicht als Kündigung, sondern als eindringliche Bitte an Philipp, sein Verhalten zu ändern. Im Erzbischöflichen Ordinariat, dem Pfarrer Knebel die ganze Geschichte einige Wochen später vortrug, als das Kind nicht mehr nur im Brunnen lag, sondern längst ertrunken war, schloss man sich übrigens Pfarrer Knebels Interpretation an und stellte sich auf den Standpunkt, dass Philipp nicht entlassen worden sei, sondern selbst gekündigt habe.

Für die Geschichte der Kirchenmusik in der Freiburger Martinskirche, und aus heutiger Sicht, ist es letztlich gleichgültig, ob Philipp gekündigt hat oder gekündigt wurde. Tatsache ist allerdings, dass sein Dienstverhältnis mit der Pfarrei St. Martin definitiv am 1. Januar 1924 endete – und dass er damit frei wurde für andere Aufgaben. Und damit steht die Frage im Raum, ob ihm das nicht vielleicht sogar recht war? Wenn es stimmt, dass er das Gespräch mit dem Pfarrer bewusst vermeiden hat, als das endgültige Zerwürfnis vielleicht noch abzuwenden gewesen wäre – legte er es dann vielleicht sogar auf den großen Knall an? Dazu passt der Umstand, dass er etwa zur gleichen Zeit auch beim „Chorverein“, dessen Leitung er vorübergehend innegehabt hatte, im Streit sein Amt niederlegte.

Die Hypothese, Philipp habe es ganz bewusst auf eine gewissermaßen gewaltsame Beendigung seines Dienstverhältnisses angelegt, scheint dadurch gestützt zu werden, dass er schon kurz danach zu Höherem, nämlich zum Leiter des Badischen Landeskonservatoriums in Karlsruhe, berufen wurde. Die Aufgaben und die Perspektiven, die sich in der Pfarrei St. Martin boten, waren sicherlich für einen so begabten und so ehrgeizigen Musiker wie Franz Philipp nicht auf Dauer attraktiv, und so wäre er wohl auf keinen Fall dauerhaft geblieben. Vielleicht hatte Philipp ja einen Wink bekommen, dass der Direktor des Karlsruher Konservatoriums, Heinrich Kaspar Schmid (1874–1953), gehen wollte, und dass er, Philipp, nur dann eine Chance auf die Stelle haben würde, wenn er ungebunden und flexibel war? Solange er für die Stadt Freiburg und für die Pfarrei St. Martin so bedeutsam war, wie es in dem eingangs zitierten Leserbrief anklingt – wir erinnern uns an die Vergleiche mit Mozart und Bach – so lange würde man ihn, so könnte er überlegt haben, nicht ziehen lassen. Also musste er sehen, wie er aus seinem Vertrag herauskam – notfalls im Dissens.

Franz Philipp war zweifellos großartig für Freiburg, aber auf Dauer war er wohl auch zu großartig für solch eine – mit Verlaub – Provinzstadt. Über kurz oder lang brauchte er mindestens die Landeshauptstadt als angemessenes Betätigungsfeld – und seine Anbiederung an die Nazis, seine Propagandakompositionen, könnten so gesehen der Versuch gewesen sein, noch weiter nach oben zu kommen. Franz Philipp war sicherlich – zumindest vorübergehend – großartig für den Kirchenchor von St. Martin und machte ihn in kurzer Zeit zu einem der besten Chöre Freiburgs. Aber auf Dauer wollte er vielleicht doch lieber mit Profis arbeiten als mit Laien, wollte er vielleicht lieber Kirchenmusiker ausbilden als Kirchenchorsänger?

Als Versuch eines Fazits mag das Zitat aus einem Text dienen, den Franz Philipp formuliert haben soll, als er von einer Kirchenzeitung um ein Selbstporträt gebeten wurde. Dieses habe er nicht schreiben wollen, sondern er soll stattdessen ein fiktives Gespräch zwischen einem Musiker und einem gebildeten Herrn verfasst haben, in dem der Musiker – hinter dem sich, wie unschwer zu erkennen ist, er selbst verbirgt – so etwas wie sein kirchenmusikalisches „Credo“ ablegt:

„Auch meine Überzeugung ist es, daß auch der kleinste Bau und auch die anspruchloseste Messe, sofern sie [...] aus reinem Herzen kommen und mit bestem Willen und letzter Anstrengung der zur Verfügung stehenden Mittel in möglicher Vollendung dargebracht werden, von Gott genau so aufgenommen werden, wie die größten Leistungen. Das schließt aber nicht aus zu erkennen, daß wir Menschen dazu da sind, ja, daß es die Hauptaufgabe unseres Lebens ist, Gott zu loben und ihm zu dienen mit all unsern Kräften [...] Der reinste Ausdruck dafür ist aber möglich in der Kunst. Und so müssen die dazu Berufenen und Auserwählten immer und immer wieder auf den verschiedensten Gebieten der Kunst diese ihre hohe Aufgabe erfüllen. Irgendwo auf der Welt muß immer wieder einmal eine Höchstleistung als Ausdruck unseres Gott-Dienen-Wollens vollbracht werden.“²⁴

²⁴ Graevenitz (wie Anm. 1), S. 131.

Conrad Gröber: Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee

Herausgegeben und kommentiert von Johannes Werner

Zur 68. Generalversammlung der deutschen Katholiken, die vom 28. August bis zum 1. September 1929 in Freiburg abgehalten wurde, fanden sich viele hochgestellte Gäste ein; aber keiner stand höher als Eugenio Pacelli, der Apostolische Nuntius (und spätere Papst Pius XII.).¹ Schon am Vormittag des ersten Tages kam er mit dem Schnellzug aus Berlin, wo er seit 1925 residierte, und wurde erst auf dem Bahnhof und dann, nach einer triumphalen Fahrt durch die Stadt, im Münster begrüßt, und dann noch einmal am Abend bei einer Feier in der Schwarzwaldhalle auf dem Messplatz. „*In einem mächtigen Sturm begeisterter Begrüßung erhob sich die Versammlung, als Seine Exzellenz der Apostolische Nuntius Erzbischof Dr. Eugen Pacelli, der Vertreter des Heiligen Vaters, auf der Tribüne sich zeigte.*“²

Aber am nächsten Tag, einem Donnerstag, verließ er Freiburg und begab sich auf eine Reise „durch den Schwarzwald an den Bodensee“, von der er am Samstag wieder zurückkehrte. An ihr nahm, außer ihm selber, einer seiner Sekretäre teil, nämlich P. Eduard Gehrmann SVD; außerdem Prälat Ludwig Kaas, Mitglied des Reichstags und Vorsitzender der Zentrumspariei, sowie Domkapitular Conrad Gröber, der die Reise vorbereitet hatte und sie anschließend auch beschrieb.³

¹ Vgl.: Die 68. Generalversammlung der Deutschen Katholiken zu Freiburg im Breisgau. 28. August bis 1. September 1929. Hrsg. vom Sekretariat des Lokalkomitees. Freiburg o.J.; dazu: Adolf Schmid, „Rettet die christliche Familie!“ 68. Deutscher Katholikentag in Freiburg, in: FDA 119 (1999), S. 401–426. – Pacelli war übrigens schon 1927, anlässlich der Jahrhundertfeier der Erzdiözese, in Freiburg gewesen.

² Die 68. Generalversammlung (wie Anm. 1), S. 44.

³ Der Sekretär, den Gröber nirgends beim Namen nennt, ließ sich auch aufgrund der Bemerkung identifizieren, dass „*der Nuntius aus Rom und wir anderen vom Rhein, von Ostpreussen und vom Fusse des Heubergs*“ stammten (s.u.). In der Tat war Gehrmann (1888–1960) in Schalmey bei Braunsberg geboren worden, Kaas (1881–1952) jedoch nicht am Rhein, sondern an der Mosel, und zwar in Trier.

Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee

Wolkenloser, durch leichte Nebel etwas milchiger Himmel. Vom Münsterturm herab läuten die Glocken. Schon setzt drinnen die neue Orgel mit jubelnden Akkorden ein. Veni creator spiritus. Nun wird der hochgewachsene junge Abt von Neuburg die Domkanzel besteigen und mit seiner Predigt den Katholikentag feierlich eröffnen.⁴

Wir treffen die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt. Das lästige Gepäck wird mühsam verstaut. Bereits rattert der Wagen, in dem der Apostolische Nuntius und Prälat Kaas sitzen, davon. Endlich kurbelt der Chauffeur auch unser Auto an. Freunde und Bekannte winken uns nach. Ich bespreche mit dem Sekretär des Nuntius einige geschäftliche Dinge. Unterdessen lichtet sich die festlich geschmückte Stadt und wir gewinnen das freie Feld. Dunstig dehnt sich rechts ohne sichtbare Grenze die Rheinebene aus, bläulich-grün steigen links die Vorberge des Schwarzwalds empor. Mich beunruhigt ernstlich die Frage: Wird alles heute und morgen nach Wunsch und Programm verlaufen? Bereiten wir uns nach altem Rezept auf Ungünstiges vor, dann wird das Gelingen uns doppelt erfreuen und das Misslingen nicht bitter enttäuschen.

St. Georgen. Man hört durch den Lärm der dahinfliegenden Wagen das Läuten der Glocken. Ich sehe Fahnen von den Hausgiebeln flattern und einzelne Leute andächtig am Rande der Straße knien. Nun krachen die Böller. Die Autos halten vor dem Kirchplatz, wo uns der Pfarrer und die Vorsteher der Gemeinde erwarten und die Menge sich staut. Ein prachtvoller Blumentepich bedeckt den Weg, sodaß sich der Nuntius scheut, dieses schöne Werk des Sommers und der menschlichen Hand zu betreten. Ein weihevolleres Lied erschallt. Die dankbare (S. 2)⁵ Ansprache des Pfarrgeistlichen folgt. Noch ein Lied und ein drittes: „O Schwarzwald, o Heimat ...“ wie eine Antifon zu dem, was wir heute noch erleben. Wir ziehen in die gottesdienstlich erleuchtete Kirche ein, dort kurze, gewinnende Worte des Nuntius und der päpstliche Segen. Es liegt etwas Eigenartiges in seiner Stimme. Sie ist hoch und metallisch, dringt durch, nicht bloß räumlich. Klingt herzlich, fast kindlich. Dazu das

⁴ Adalbert von Neipperg (1890–1948), von 1929 bis 1934 erster Abt des 1926 gegründeten, 1928 zur Abtei erhobenen Klosters Neuburg. Der Gottesdienst begann um 8.00 Uhr.

⁵ Die Seitenzahlen beziehen sich auf das maschinenschriftliche Manuskript. Vgl. Anm. 30.



Abb. 1: Freiburg-St. Georgen. Links Conrad Gröber, rechts hinter Eugenio Pacelli Ludwig Kaas (EAF, Fotosammlung).

große, schwarze Auge, das scharfgeschnittene Profil und die kerzengerade, schmale Gestalt. Die Glocken läuten noch immer. Wir fahren ins Hexental ein, fliegen zwischen Reben und Gärten dahin. Fallobst liegt auf der Straße und welkes Laub. In der Ferne zerrinnt allmählich der bläuliche Dunst. Das Grün der nahegerückten heimatlichen Berge wird saftiger, dunkler. Drüben ziehen geballt (?) die Vogesen ihre hohe, ruhige Kontur. Schon tönen wiederum Glocken.

Kirchhofen. Der Pfarr-Rektor erwartet uns am Portal seiner Kirche, um den Nuntius zu begrüßen, kurz, herzlich, kräftig, wie es seine Art ist. Aber seine Stimme bebzt und seine Augen sind feucht. Hinter dem rauen Äußeren verbirgt sich ein weiches Gemüt. Ein Marienlied erklingt in der Kirche, ein Gruß an die Wallfahrtskönigin. Dann der päpstliche Segen. Wie Pacelli segnet! Andachtvoll, ergreifend. Weit breiten sich die Hände aus und schließen sich bittend. Es ist wie ein Umarmen und Emporheben zu Gott. Sein Segen gilt allen, den Männern und den Frauen, den Eltern und Kindern, den Gesunden und Kranken. Es liegt etwas Universales in diesem Segen, wie in der katholischen Kirche selbst.

Ich dränge zur Abfahrt. Wiederum Obstgärten und Rebberge. Langsam wächst wie eine Kulisse im dunstigen Gegenlicht die Burgruine *Staufen* empor. Ein Stück Romantik über dem Städtchen (S. 3), das selber Romantik ist. Bunt bemalte Häuser, prächtige Fachwerkgiebel, breitschattige Bäume, blumige Gärtchen, verträumte Winkel, murmelnde Brunnen. Dazu die Stille oder der spärliche Laut arbeitsamen, noch nicht modern überhasteten Lebens. Der metallene Klang einer Schmiede, das rhythmische Dengeln der Sensen oder das fröhliche Singen spielender Kinder. Der Nuntius wird feierlich auf dem Kirchplatz durch die Geistlichkeit und die Vertreter des Staats und der Stadt empfangen. Fahnen flattern, Böller erdröhnen, die Orgel spielt und Lieder erklingen. Wie die Kinder so neugierig schauen! Sie werden noch lange von dem hohen, segnenden Manne erzählen.

Wieder winkt uns die Menge noch lange nach.

Das *Münstertal* öffnet sich breit. Längs der Straße immer noch Rebärten, dann Pappeln und einzelne Tannen. Die Bauart der Häuser passt sich dem Bergrücken an und vermeidet die schreienden Farben. Schon steigt aus dem Grün der Abhänge der weißliche Rauch der Böller. In voller



Abb. 2: Staufen. Conrad Gröber, P. Eduard Gehrmann SVD, Eugenio Pacelli, Ludwig Kaas und Stadtpfarrer Karl Casper (EAF, Fotosammlung).



Abb. 3: Münstertal. Begrüßung durch Pfarrer Willibald Strohmeyer (EAF, Fotosammlung).

Fahrt nehmen wir den steilen, schattigen Weg, der zur Kirche von *St. Trudpert* führt. Ein Bild für den Maler: der belebte Giebel der Kirche, der vornehme Westflügel des alten Klosters mit dem schmucken Portal, die großen schattigen Bäume, die Schar der Schwestern, zum Empfange ehrfurchtsvoll versammelt, die Gemeinde mit ihren Behörden und Vereinen, die spielende Musik, die bewaldeten, schweigsamen Höhen und die silberne Ebene des Rheins. Ein prunkhaftes Vortragekreuz, das ich noch ins frühe Mittelalter datiere, zieht wie ein Magnet meine Blicke an. Feierlich schreitet die Prozession in die völlig gefüllte Kirche. Man kann über den Barock sagen, was man will, er ist der freudigste aller kirchlichen Stile. Nicht die schweigsame (S. 4) Wucht der romanischen Basilika, die gedankenschwere Symbolik der himmelstrebenden Gotik, die gemessene Eleganz der aristokratischen Renaissance, die reizlose Sachlichkeit oder plumpe Originalität der modernen kirchlichen Bauten. Vollblütige, laute Jugend, mit einem koketten, aufdringlichen Lächeln, aber unentweiht. Der Nuntius gedenkt in seiner Ansprache der Schwestern, die – aus dem

Elsass vertrieben – ins Münstertal kamen.⁶ Es ist wunderbar, wie sich die katholische Kirche immer wieder in ihrem Ordensleben schöpferisch erweist. Auch ein Exempel dafür, dass sich kirchliche Autorität und persönliche Initiative wohl miteinander vertragen. So ausgedehnt das Netz der Caritas auch ist: für selbstlose, gottsuchende Arbeit bleibt immer noch Raum genug. Mir steigen, während wir nachher die langen, stillen Klostergänge durchschreiten, alte Erinnerungen auf. Schon manches Jahrzehnt ist es her, seitdem ich hier war. Aber noch sehe ich den damaligen, im Kampf um die Freiheit der Kirche und in unermüdlicher Seelsorgearbeit ergrauten Pfarrer vor mir, einen biedereren Tiroler, wie es sein Dialekt schon verrät.⁷ Urwüchsige Leute streifen den Erdgeruch ihrer Heimat nicht ab.

Der Nuntius und sein Begleiter stehen am Fenster. Sie horchen hinab in den Hof, wo immer noch die Menge verweilt und die Musik eine ländliche Weise spielt. Sie schauen hinweg über die nahen, mächtigen Baumgruppen, hinaus in das sonnige Land. Sie freuen sich über das anmutige Tal und das gute katholische Volk.

Wir fahren die langsam ansteigende Straße hinauf, am Spielweg und Zinken Elend vorbei. Vor dem neuen, schwerfälligen, naturfremden Kapellchen in *Neuhöf* ist die ganze Schule versammelt. Kinder, ganz anders als in der Stadt. Dunkeläugig, rotwangig, verschlossen und schüchtern. Kinder, die wenig haben im Vergleich zu (S. 5) ihren Altersgenossen dort. Keine schönen Kleider und Zimmer, keine lustigen Spielzeuge und unterhaltsamen Bücher, keine weitläufigen Schulpaläste und kunstvoll gepflegten Stadtgärten, keine wechselnden Straßenbilder und verlockenden Schaufenster, keine Theater und Kinos. Und doch gehört ihnen so vieles: die geheimnisvolle, große Natur, der rauschende Wald und der wandernde Bach, die Herde auf den Matten und die Blume am Weg, die Wolke über dem Tal und die Lerche in der Luft. Und all das ist getaucht in die Gottseligkeit gläubiger Kindheit und in die fruchtbare Atmosphäre mühsamen Lebens christlicher Eltern.

Die Straße zieht in Schlangenlinien hinauf. Wunderbare Blicke das Tal hinab bis zum Rhein und auf die Bergketten in der Ferne. Ringsum üp-

⁶ Die „Schwestern vom hl. Josef“ wurden 1845 in St. Marc im Elsass gegründet und mussten nach dem Ersten Weltkrieg ein Mutterhaus in Deutschland errichten, weshalb sie sich 1920 in St. Trudpert niederließen.

⁷ Alois Baur (1823–1909); er stammte aus Sterzing, war Priester in der Diözese Brixen, trat 1851 in die Erzdiözese Freiburg über und übernahm, nach einigen anderen Verwendungen, 1863 die Pfarrei St. Trudpert, auf die er erst in seinem Todesjahr verzichtete.

piges Grün in allen Schattierungen bis fast ins Schwarze, vermischt auf der Palette der Natur mit hundert Nebentönen von Gelb und Rot. Darüber der dunkle Saum dichter Wälder und die blendend blaue Kuppel des Himmels. Da und dort ein Schwarzwaldhaus, braunschwarz und breitchichtig an die Halden gedrückt wie eine Schildkröte. Holzfuhrwerke ächzen, von schweißfeuchten Gäulen gezogen, schwerfällig vorbei. *Wiedener Eck*. Die Passhöhe ist erreicht, die den Belchen mit dem



Abb. 4: Wiedener Eck. P. Eduard Gehrmann SVD, Conrad Gröber, Ludwig Kaas, Eugenio Pacelli (EAF, Fotosammlung).

Schauinsland verbindet. Ein kühler Wind weht von Nordosten her und wirbelt den Straßenstaub auf. Immer noch rinnen die Wasser hüben und drüben in den Rhein.

Wir steigen aus, plaudern und genießen die prachtvolle Rundschau bis zu den Alpen und die würzige Luft. Ein Kohlweißling flattert mühsam im Wind und verschwindet in einer kleinen Gruppe von Tannen.

Drunten schläft *Wieden*, weltverloren und ungestört. Kaum irgendwo ein Obstbaum, nur große, grüne, buckelige Matten, spärlicher (S. 6) Waldwuchs und einige Äckerchen mit spät reifender Frucht. Jugenderinnerungen stürmen in mir. Erinnerungen an Bücher und Bilder, an frühe künstlerische Versuche und ermunterndes Lob. Erinnerungen an einzelne Menschen, an den Bruder meines Vaters, der als Pfarrer hier wirkte, eifrig und treu, ein wenig derb, aber grundehrlich und voll sprudelnden Humors.⁸ Noch klingt mir sein silbernes Lachen im Ohr. Dort stand des Waldhüters Haus. Alle seine Kinder gingen ins Kloster.⁹ Ob der Vater noch lebte, als sein Jüngster Missionsbischof wurde? Das einsame Schwarzwaldnest und das entlegene Bistum in China, der Nuntius aus Rom und wir anderen vom Rhein, von Ostpreußen und vom Fuße des Heubergs. Und doch das gleiche schirmende Haus, die gleichen Schläge des katholischen Herzens und dasselbe Ziel. Es summt die Melodie in mir: „*Ein Haus voll Glorie schauet ...*“

Die Autos fahren mit verminderter Geschwindigkeit, der zahlreichen Straßenkrümmungen wegen, ins Tal. An der Wegkreuzung vor dem Wirtshaus „Zum Hirschen“ wartet der Pfarrer mit seiner kleinen Gemeinde. Weiter unten in der Nähe des Bachs steht die schmucklose Kirche, daneben das ärmliche, einstöckige Pfarrhaus, ein Gärtchen mit Astern davor, wie für Allerseelen.

Der Nuntius spricht mit den Kindern und Eltern, ehe er den Segen erteilt. Eine schlichte Szene. Schlicht wie das Wiedener Tal und der Charakter der Leute. Auch solche Begrüßungen sind am Platze, wie in einer Galerie Genrebilder und Stillleben neben den prunkenden Gemälden

⁸ Konrad Gröber (1844–1901), Pfarrer in Wieden von 1884 bis 1892.

⁹ Die vier Töchter des Waldhüters Cölestin Walleser traten bei den „Schwestern vom Allerheiligsten Heiland“ im elsässischen Oberbronn, die beiden Söhne bei den Kapuzinern im elsässischen Sigolsheim ein. Es war jedoch, anders als Gröber schreibt, der ältere, Peter (1874–1946), der als P. Salvator 1912 zum ersten Apostolischen Vikar der Karolinen und Marianen und 1922 zu dem von Tsinchow/Tienschui ernannt wurde.

der Großen. Sie fallen nicht ab. Sie haben ihren Wert, nur nach einer anderen Richtung (S. 7).

Der Nuntius streichelt ein Kind. Es weint. Die Mutter trocknet ihm mit ihrer gebräunten Hand die großen glitzernden Tränen von den Wangen. Sie wird es nach unserer Abfahrt zanken.

Die Autos winden sich die Schlucht hinab. Hier schwelten früher Kohlenmeiler dicht neben der Straße. Nun überdachen Unterbauten einer Drahtseilbahn immer wieder wie Torbogen den Weg. Der Höhenzug zur Rechten der Straße flacht ab. Kleine schwarz-weiße Kühe weiden den Abhang hinauf. Eine schaut auf und glotzt unsere Autos an.

Utzenfeld. Mir gefallen die blumigen Vorgärten der wuchtigen Schwarzwaldhäuser und die Neubauten, die sich glücklich dem Landschaftscharakter anpassen. Endlich ist man wieder von der abgebrauchten Schulschablone frei. Es hat lange genug gebraucht. Auch der Mensch und sein Haus sind ein Stück der Natur.

Das Denkmal für Schlageter auf dem Lötberg kommt in Sicht. Ich denke an den Rhein und die Ruhr und den Krieg im so genannten Frieden. Hätte man die Friedensabsichten des Mannes, der im Auto vor uns fährt, rechtzeitig und bereitwillig erkannt, er würde noch leben und noch mancher andere, der in den letzten Kriegsjahren fiel. Aber man wollte keinen Verhandlungsfrieden durch Rom. So kam der Gewaltfriede von Versailles.

Schönau. Die Begrüßung auf dem Kirchplatz ist festlich. Auch hier sind alle Behörden und Vereine vertreten. Auch hier flattern die Fahnen und dröhnen die Böller. Auch hier spielt die Musik. Wir ziehen nach der würdevollen liturgischen Begrüßung in die saubere neugotische Kirche, wo der Nuntius den Segen erteilt.

Dutzende von Fotografenapparaten zielen auf uns, als wir die Autos wieder besteigen. Schon liegt uns das hübsche Städtchen mit seinen ins Grün gestreuten Häusern im Rücken. Nur seine Glocken tönen und seine Böller dröhnen uns nach und hallen an den Bergwänden wider.

Jenseits der lebhaft plätschernden Wiese wird der Weg enger (S. 8) und steigt in Windungen scharf in die Höhe. Schon beginnt der Wald, öffnet aber wunderbare Rückblicke auf das tief liegende Tal und die kleine Stadt und die Bergkuppen ringsum. Man bräuchte hier nur zu kopieren und es wäre ein geschlossenes Bild voll warmer Farbe und Sonne.

Duftige Wolken steigen hinter dem Belchen auf. Jetzt lange Strecken nur Wald. Jungholz im Vordergrund, dahinter ein ganzes Heer aufrech-



Abb. 5: Herrenschwand (EAF, Fotosammlung).

ter schlanker Tannen. Beim raschen Fahren flimmern uns die Augen vor den tanzenden Lichtern zwischen den Stämmen. Wir haben in frischem Tempo die Höhe erklommen und schauen nun ins Wehrtal hinab und über die wuchtigen südlichen und östlichen Züge des Schwarzwaldes. Ganz in der Nähe ragt der Hochkopf empor. Die wenigen Häuser von

Herrenschwand liegen zerstreut am Wege. Ein Aufenthalt ist nicht vorgesehen, aber die einfachen, rasch von der Arbeit herbeigeeilten Leute und ihr Häuflein rotbackiger Kinder veranlassen den Nuntius, auszusteiigen. Hier nun die Idylle, die der Fotograf so glücklich erhaschte. An der Südwand eines schindelbedeckten, ärmlichen, aber mit Kränzen und Tannenreis festlich geschmückten Hauses und der Straße entlang knien in welchem Gras die Männer und Frauen, die Mütter und Kinder. Zuerst der Segen des Nuntius, dann das Gespräch. Aber nicht – wie in Wieden – die wortlose, bange Scheu. Er spricht auch so kindlich, beugt sich herab und gibt väterliche Lehren mit dem Mund und dem Finger. Frägt und erhält Antworten. Lächelt und öffnet die Herzen. Und sie horchen selig ohne Angst und Tränen. Und wie sich die Mutter freut und der Kleine dort hinten die Gespielinnen beneidet, mit denen der Nuntius so herablassend redet. Blumen blühen hinter der älteren, stehenden Frau mit dem klatschig weißen Tuche über dem grau werdenden Haar (S. 9).

Wir fahren nach *Todtmoos* hinab. Der Name trifft zu. Totenstille, wenn unser Wagen hält. Kein Pfiff der Lokomotive, kein Lärm der Industrie. Schlafendes Land. Hier können die Lungen würzige, staublose Luft atmen und die erregten Nerven wie gezerrte Saiten langsam verklingen. Nur ein kaum hörbares Murmeln und Plätschern des Todtenbaches über die Kiesel und den moosigen Grund. Da und dort schnell eine Forelle aus dem klaren Wasser in die Luft. Der Todtmooser Pfarrer hat gehalten, was er versprach: Triumphbögen, krachende Böller, Musik. Festtag ist heute im Tal. Auch die Natur trägt ihr schönstes Gewand. Die Wallfahrtskirche steht hoch über dem Dorf, nach langen Zickzackverhandlungen glücklich erweitert und lustig verputzt. Im Schatten ihrer Vorhalle erfolgt der liturgische Empfang. Dann ziehen wir ins geräumige, freundliche Innere hinein. Der Pfarrer besteigt die Kanzel. Er schildert die Geschichte des Heiligtums und preist die Liebe der Schwarzwälder zur Muttergottes von Todtmoos. Die Wallfahrt zu ihr ist des Kindes erstes großes Erlebnis und des vom Alter Gebeugten letzter, mühseliger Gang. Die Muttergottes von Todtmoos darf alles wissen, ob's Freud ist oder Leid. Was der verschlossene Schwarzwälder sonst allen verschließt, ihr gibt er es kund. Wie schwer ging schon mancher den Kirchberg hinauf, und wie erleichtert und froh schritt er nachher hinab. Die Muttergottes von Todtmoos lässt niemanden trostlos. Darum hängt auch das Volk so kindlich an ihr und weihet ihr Wachsstöcke und

Kerzen. Und nun betet auch der Apostolische Nuntius vor dem Hochaltar zu ihr. Schön ist sie nicht, wenigstens lange nicht so schön wie die wundertätigen Madonnen seiner italienischen Heimat mit ihren ovalen Gesichtern und milden großen Augen. Denkt er vielleicht an Sta. Maria Maggiore oder St. Alfonso in Rom oder an Genazzano jenseits der Campagna hinter Palestrina und Cave? (S. 10)

Wir ziehen hinüber in die alte St. Blasianer Propstei. Die Mönche verstanden zu bauen: eine prachtvolle Diele mit gutem barockem Bildwerk, helle, geräumige Zimmer und festliche Säle mit dem offenen Blick auf die Kirche und das Tal. Wie das Leben der Mönche Stil hatte, so auch ihr Werk. Die Stilnot unserer Zeit liegt viel mehr im Seelischen als im Künstlerischen begründet. An den technischen Mitteln und Kenntnissen mangelt es uns wahrlich nicht. Aber was bedeuten sie alle, wenn die feste seelische Gestaltung, die innere, einheitliche Struktur fehlt, deren künstlerischer Ausdruck der Stil ist?

Ich sitze bei Tisch neben einem urchigen Schweizer Jesuiten. Das gläubige Todtmooser Volk erfreut ihn, und wir ziehen Vergleiche. Ob auch einmal der Großstadtmorast den hohen Schwarzwald überschwemmt? Wir befürchten es nicht. Das Gemüt der Alemannen ist zu tief und der Schwarzwald zu still und der Ersatz zu schlecht. Bei tiefen und einsamen Menschen macht der Unglaube immer Fiasko.

Prälat Kaas erzählt prächtig von Genf und Berlin. Sein Blick ist weit-sichtig und scharf, sein Urteil bedächtig, seine Entwirrung der politischen Zusammenhänge überraschend und klar. Zum Dessert tischt er uns mit rheinischem Humor römische Erinnerungen auf. Wieder sehe ich das dunkle Auditorium Maximum der Gregoriana in der Via del Seminario vor mir und auf dem hochgebauten Katheder P. de Maria und Billot und den originellen P. Januarius Bucceroni, den geistvollen, übersprudelnden und doch wieder so schwermütigen Neapolitaner.¹⁰ Wie entsetzlich trocken ist sein unübersichtliches Buch und wie sprühend von Leben und Witz sein gesprochenes Wort. Zum Marionettentheater wird seine Lehrkanzel, wenn er nüchterne moralische Sätze mit Fleisch und Blut schöpferisch umgibt und seine Gegner im dialektischen Kampfe mit beißendem Sarkasmus und hinreißender Mimik bezwingt (S. 11).

¹⁰ Die Jesuiten Michele de Maria, Ludwig (Louis) Billot und Januarius Bucceroni dozierten an der Päpstlichen Universität „Gregoriana“, an der Kaas und Gröber studierten.

Brütende Mittagshitze liegt über dem Tal. Wir fahren, rechts am ersten Triumphbogen vorbei, den schönen staubfreien Weg hinauf, *St. Blasien* zu. Die Gegend verliert langsam an Reiz, geht fast in die eintönige Hochebene über, bis plötzlich eine tannenumstandene Mulde sich öffnet und in ruhevullem Ebenmaß die schöne Rotunde uns grüßt. Wunderbar, wie sich die feingeschwungene, bläuliche Kuppel wie eine duftige Wolke von den dunkeln Bergwänden abhebt!

Der liturgische Empfang hat Stil. Das „*Ecce Sacerdos*“ schwebt wie auf Flügeln durch den lichten, sonnigen Raum. Nun besteigt der Stadtpfarrer die Kanzel und heißt mit beredten Worten den Apostolischen Nuntius willkommen. Vor mir aber zieht bildhaft die Geschichte des Klosters vorbei. Einsame Zellen sehe ich im dunkeln jungfräulichen Wald, in denen die weltflüchtigen *Fratres ad Albam* bußfertig wohnen. Ich sehe die wachsende Abtei, die verheerenden Horden der Ungarn, die sengenden und brennenden Bauern, die plündernden Schweden und Salpeterer voll unversöhnlicher Feindschaft. Ich sehe, wie eine Hochschule in der Waldeinsamkeit ihre gottgeweihten Lehrsäle öffnet und Europa sich an dem geistigen Feuer wärmt, das rot wie die untergehende Sonne durch die Tannen des Schwarzwaldes glüht, ein Feuer, das die Gerbert und Neugart, die Herrgott und Boppert und ihre Mitbrüder in heiligem Eifer Jahrzehnte hindurch schüren. Noch bilden ihre Werke eine ganze Bibliothek, Folianten an Folianten. Alles nach einem großen, geistvollen Plan, alles wie Quadern mächtig und schwer, um das theologische, philosophische und historische Wissen der Vorzeit und Gegenwart zu tragen. Und ich sehe, wie plötzlich das Feuer erlischt, nicht durch der Mönche eigene Schuld, denn sie (S. 12) hüteten es treu, sondern durch die unselige Gier der Großen nach Land und Geld. Nie hat es Martin Gerbert gedacht, dass einst D'Ixnards kaum vollendeter Rundbau zum Grabstein seines Klosters würde.

Wir treten nach dem Segen des Nuntius wieder in feierlicher Prozession aus der Kirche. Über dem Tal wölbt sich ein wunderbar blauer Himmel und senkt sich auf die dunkeln Pfeiler der benachbarten Berge. Vor dem Pfarrhaus findet der Empfang der Behörden statt. Der Bürgermeister entbietet in gut bayerischem Dialekt einen meisterlichen Willkomm. Die Musik spielt einen Choral. Weiß gekleidete Kinder sprechen sinnige Gedichte und überreichen Lilien und Rosen.

Nun läuten die Glocken zum Abschied, während wir hinausfahren aus der sonnigen, waldumrahmten Stadt, vorbeifahren an den zahlrei-

chen Gasthäusern und Sanatorien, an den gesunden und kranken Menschen, die neugierig oder wehmütig lächelnd aus den Fenstern und Liegehallen schauen. Der Geist Martin Gerberts schwebte über diesem Empfang.

Wir steigern das Tempo der Fahrt. Rasch fliegen an uns Wälder und Waldlichtungen vorbei. Schon grüßt uns zur Linken die schimmernde Fläche des *Schluchsees*, da und dort von Tannen begrenzt, die sich im Wasser spiegeln. In der hochgelegenen Pfarrgemeinde gleichen Namens prangen wieder die Straßen und Häuser im Blumen- und Flaggen-schmuck. Auch hier erwartet uns der Pfarrer mit sonntäglich gekleideten Erwachsenen und Kindern, um den Nuntius zu begrüßen und den päpstlichen Segen zu empfangen.

Wir fahren zum werdenden Schluchseewerk und am Bahnbau Lenzkirch–St. Blasien vorbei. Da ist ein Schaufeln und Hämmern, ein Rollen und Sprengen, ein Pusten und Pfeifen (S. 13), ein Klirren und Sausen, und doch verhallt es wie der dünne Schrei eines Vogels in der großen, stillen Natur. Drunten aber wartet voll Bangen das Tal, bis es für immer ertrinkt. Die Menschen, die hier arbeiten, sind angeschwemmte Kraft, Deutsche und Österreicher, Polen und Ungarn, Tschechen und Italiener, fahrendes proletarisches Volk. Sie schauen kaum auf, nur einer flucht kräftig, als er uns sieht. Der Mensch ohne Heimat, der Sklave der Maschine, die für ihn denkt. Der Einzelne eine Nummer, die man einträgt oder streicht, je nach Bedarf. Entseelte Arbeit und Wirtschaft. Und doch auch hier die Sonnenseite, die Sympathien weckt: Wie viel Geist liegt in diesem scheinbaren Chaos der Arbeit, wie viel königlicher Wille, bis alles zum Ganzen sich fügt und dem gemeinsamen Zwecke gehorsam dient?

Droben in *Kappel* ist Ruhe. Der Pfarrer steht mit seinen Ministranten in Chorrock und Stola am Wege und müht sich, nicht ohne Erfolg, um ein paar lateinische Sätze. Der Nuntius segnet ihn und seine Gemeinde, während vom Kirchturme die Glocken läuten und denen draußen auf dem Felde verkünden, dass auch ihnen der päpstliche Segen gilt.

Wenige Minuten später halten die Autos in *Lenzkirch*. Der Empfang ist weit feierlicher, als ich erwartete. Der Nuntius interessiert sich um das religiöse Leben und die Geschäftslage der Stadt. Leider nimmt die Arbeitsgelegenheit ab, denn die ausländische Konkurrenz schlägt die einheimischen Uhrenfabriken tot. Das Städtchen selber liegt reizend im offenen Tal. Behäbige Patrizierhäuser erinnern an bessere Tage. Die ori-



Abb. 6: Lenzkirch-Kappel. Ludwig Kaas, Eugenio Pacelli, Pfarrer Bernhard Sproll (EAF, Fotosammlung).

ginellen Wegweiser an den Straßenkreuzwegen (S. 14) fallen uns auf. Wieder einmal etwas Humorvolles und Persönliches in unserer nüchternen, maschinellen Zeit. Die sieben Schwaben, die uns mit ihren dräuenden Spießsen nach Neustadt weisen, bilden eine köstliche Gruppe. Wir schwenken *Friedenweiler* zu ab. Schon liegt es drunten wie eine weltverlassene Insel im Wald. Ganze Züge von Raben flattern darüber hinweg.

Vor der Klosterkirche empfängt uns der Pfarrer im kirchlichen Ornat und spricht schöne begrüßende Worte. Mich interessiert der gute Barockbau, den Peter Thumb, der Vorarlberger und Konstanzer, erbaute und den der Freiburger Johann Pfunner mit wertvollen Barockbildern schmückte.

Das Kloster selbst gehört nun der Jugend, der kranken oder erholungsbedürftigen aus der Nähe und Ferne. Sie umschwärmte und begleitete uns schon, als wir zur Kirche zogen, und nun sind wir bei ihr im reich geschmückten Saal, wo der Rektor den Nuntius geziemend begrüßt. Frohe Lieder erklingen darauf aus den vielen kräftigen Kehlen,

Gedichte kommen zum Vortrag und drollige, graubärtige Zwerge in braunem Wams mit spitzer Kapuze treiben mit ihren gefüllten Säcken und geschwungenen Stäben ein ergötzliches Unwesen. Dann spielen wieder Mandolinen, und Tanten klatschen im Takte. Der Nuntius lacht herzlich und spricht kindertümlich mit den Kleinen.

Es ist eine andere Jugend als jene stille, verträumte, die wir des Öfteren schon an den Straßensäumen trafen. Keine schüchternen, schweisgamen Schwarzwälder. Nicht wie die Schnecken, die nie restlos aus ihrem Gehäuse herauskommen. Es sind Kinder aus dem Industriegebiete und der Großstadt, vom Rhein und vom Norden. Junge, laute Menschen mit blonden Haaren und blauen Augen und dem Herzen auf der Zunge, halbwüchsige Mädchen, die ohne Angst und Scheu in die Welt gucken und auf die Fragen des Nuntius (S. 15) mit köstlicher Unbefangenheit antworten. Ich freue mich ihrer, wie man sich über den lachenden Frühling freut. Aber diese Freude ist kein Werturteil zu Ungunsten der anderen. In manchem Schüchternen, Stillen steckt mehr als im Furchtlosen, Mitteilsamen, der alles wieder verkauft, was er einnimmt.

Von der gesunden Jugend schreiten wir zur kranken.

Durch die offenen Fenster schauen neugierig die Wiesen und Waldränder in die luftigen Liegehallen und Zimmer. An der Wand Fiebertabellen und lustige bunte Bilder. Schneeweiße Betten und rotwangige Kinder darin. Wer möchte vermuten, dass sie vor wenigen Monaten abgezehrt und bleich, fast mit dem Todesmal auf der Stirne, aus ihrer Heimat kamen? Aber die würzige Schwarzwaldluft, die ärztliche Kunst und die sorgsame Pflege der Bühler Schwestern wirken hier Wunder.

Wir sprechen von der Caritas einst und jetzt. Sie ist im Wesen immer noch die gleiche göttliche Tugend, nur passte sie sich den Verhältnissen und Menschen an. Sie hat früher am liebsten im Stillen gewirkt. Nun aber ist sie ans helle Licht gerückt und müht sich wie die neuzeitliche Frau, wo immer es nottut. Sie fürchtet weder die Nacht noch den Schmutz, steigt in die dumpfsten Kellerlöcher und übelsten Dachkammern, in die Gefängniszellen und in die üppig schwülen Wohnungen des Lasters. Sie lernt von den Kindern der Welt und zieht ein ganzes Netz von Kanälen durchs Land. Wir bewundern ihre Werke, die ein Sieg sind über die Sünde und das Elend. Nur darf sie niemals vergessen, dass sie in ihrem Urquell göttliche Liebe ist. Caritas als Organisation und Unternehmung wird unrettbar zerfallen, wenn die Caritas als Feuer und Kraft sie nicht beseelt, die in der Glaubenstiefe der einzelnen Herzen wohnt.

Der Nuntius segnet die Kinder (S. 16).

Wie viele Karten gehen heute zur Post und verkünden mit etwas hastiger Schrift den Eltern und Freunden, was in den Mittagstunden sich zutrug. So und so sieht er aus. Mein Haar hat er gestreichelt und mich gefragt, wie ich heiße. Und ich soll euch vielmal grüßen von ihm.

Die Kinder singen und winken noch lang mit ihren weißen Tüchlein und bunten Mützen, als wir davonfahren. Nun entzieht uns der Wald ihren lachenden Blicken. Wir sausen die F. Fürstenbergische Allee entlang, die schnurgerade den schier endlosen Wald durchschneidet. Die Tannen stehen wie zur Parade in festlich schwarzem Gewand zur Rechten und Linken. Dann und wann verläuft ein mit Gras überwucherter Seitenweg im Dunkeln. Krähen fliegen beim Geräusch unserer Wagen krächzend von den Wipfeln auf und verschwinden in den Bäumen. Der Kuckuck ruft. Zweimal kreuzen Rehe ganz langsam die Straße, bleiben wie verwundert einen Augenblick stehen und flüchten dann mit großen Sätzen ins Gebüsch.

Der Wald lichtet sich. Der Schwarzwald selber liegt damit hinter uns und die Baar beginnt. Statt der hochgeschwungenen Berge nun kleinere Hügel oder welliges, fast ebenes Land, zugig und kalt. Auch der Schlag der Menschen ist anders als in den Bergen. Wir fliegen an der geschmückten Kapelle von *Unterbränd* vorbei. Auf den Wiesen zu beiden Seiten des Weges laden die Leute duftendes Öhmd. Ein hoch geladener, heimkehrender Wagen fährt vor uns her. Ganz oben sitzen Kinder und winken uns lustig mit den Händchen zu. Der Kirchturm von *Bräunlingen* steigt vor einem waldigen Hügel auf, wird größer, verschwindet wieder kurz und steht dann ganz nahe vor uns.

Der Empfang wird auch hier zum malerischen Erlebnis. Der alte Stadtturm mit dem Toreingang zur Linken, die Fachwerk- (S. 17) Häuser zur Rechten festlich beflaggt, vor uns als Eingang zur Kirche ein farbensprühender Blument Teppich, der jenen von St. Georgen an Kunstfertigkeit noch übertrifft. Aus dem weitgeöffneten Gotteshaus quillt das Volk andächtig. Der würdige Dekan findet rührende Worte der Begrüßung. Die Kirche ist architektonisch längst überholt, bleibt aber als mutige Tat eines kunstliebenden Pfarrers noch immer der Stolz der Gemeinde. Ich sehe es, wie die anerkennenden Worte, die der Nuntius vor seinem Segen spricht, den Pfarrer und seine Gemeinde erfreuen, und ich fühle es dankbar, dass der ganze Empfang – trotz der zur Verfügung stehenden kurzen Zeit – an spontaner Herzlichkeit alle anderen erreicht.

Hüfingen. Wir fahren dem Spital, dem ehemaligen Schellenbergischen Schlosse, entlang. Alte, zitterige Leute sitzen davor und sonnen ihr welkes Gesicht und die steif gewordenen Glieder. Einer spaziert unter den Bäumen dahin wie eine Spitzwegfigur. Wir biegen durchs Stadttor in die reizvolle Hauptstraße ein. Die Gebrüder Reich kommen mir in den Sinn, die als Bildhauer, Maler und Schriftsteller vor einem halben Jahrhundert hier wohnten. Dann denke ich an den Maler Seele, der aus meiner Heimat stammte und hier ein schönes Kreuzigungsbild schuf, und zuletzt an die Römer, die in der Nähe eine Niederlassung hatten, wie umfangreiche Reste beweisen.

Schon fahren wir an *Almendshofen* vorbei und sehen den Wartenberg in der Ferne, der den Horizont nach Osten begrenzt. Die Sonne ist verdeckt, Wolken dunkeln gewitterhaft auf. Nur da und dort leuchtet noch ein blauer, sonniger Streifen.

Wir halten auf dem Kirchplatze in *Donaueschingen*. Drunten sprudelt, kunstvoll umhegt und kaum hörbar, die Quelle der (S. 18) Donau.

Fanfaren erklingen und Trommeln wirbeln, Reichswehrsoldaten stehen in Reih' und Glied. Galaempfang durch den Erbprinzen von Fürstenberg und seine Gemahlin, durch die Behörden und die Geistlichkeit der Stadt.¹¹ Die schöne Kirche ist mit Gläubigen überfüllt. Wir ziehen in feierlicher Prozession durch den Mittelgang, indes der Chor das „*Ecce Sacerdos*“ vorzüglich singt. Der Stadtpfarrer begrüßt vom Altare her herzlich den hohen Gast. Der Nuntius erwidert. Wie ihm die karminrote Mantilla so prachtvoll steht! Er ist jeder Situation gewachsen, ob bei den Kindern in Herrenschwand oder bei den Pilgern von Todtmoos oder vor den Fürstlichkeiten hier.

Wiederum spielt, als wir die Kirche verlassen, die Musikkapelle der Reichswehr. Kriegs- und Vorkriegserinnerungen steigen in mir auf, prächtige Farben- und Tonbilder. Romantik des Militärs, daneben aber der Tod mit der Hippe und der rasch rieselnden Sanduhr, Massengräber und ein geschlagenes Volk. Der Himmel ist völlig überzogen. Gottlob, dass wir das Auto wechseln und nun wohlgeborgen im prächtigen Wagen sitzen, den die Stadt Freiburg dem Nuntius für die Reise zur Verfügung stellte. Nun fährt er zusammen mit dem Prälaten Kaas im unvergleichlichen Mercedes-Benz des Fürsten von Fürstenberg.

¹¹ Karl Egon zu Fürstenberg (1891–1973) und Mena geb. Gräfin von Nostitz-Rieneck (1902–1961).

Pfobren in fast baumloser, langweiliger Gegend. Zerstreute Häuser, dazwischen die massige Entenburg. *Geisingen* mit altertümlicher Hauptstraße und neuversilberten Brunnen, *Immendingen*, wo drei Eisenbahnlinien und Täler sich treffen und der Wald wiederum hochsteigt. Überall warten die Leute in der Nähe der Kirche oder vor den beflaggten und (S. 19) bekränzten Häusern, bis wir vorbeifahren. Nun biegen wir links ab, wie die Donau. Die Gewitterwolken drängen uns nach, hängen über den Tannenwäldern und senken sich drohend in das Tal. In *Möhringen* donnert und blitzt es bereits. Schon fallen einzelne große Tropfen. Trotzdem harren die Bewohner auf der Straße aus, um den Nuntius zu sehen. Kurz nach *Tuttlingen* beginnt es in Strömen zu regnen. Es dröhnt fürchterlich im Tal, das Wasser überflutet die Straße und spritzt unter den Rädern hoch auf. Hinter *Müllheim* wird es finstere Nacht. Die Straße klettert in zahllosen Windungen durch den stockdunkeln Wald auf die Höhe hinauf und fällt dann wieder langsam ins Tal. Reden ist zwecklos. Der Sekretär des Nuntius und ich verstehen einander doch nicht vor dem Rauschen der sturmgepeitschten Bäume, dem Geräusche der Räder, dem Donnern und Echo des Gewitters und dem Trommeln des Hagels und wolkenbruchartigen Regens auf dem Dache des Wagens. Wenn jetzt, wo wir fluchtartig ins Tal jagen, ein Reifen platzte oder die Bremse oder Steuerung versagte! –

Nun poltert das Auto über die hölzerne Donaubrücke von *Beuron*. Noch ein paar Sekunden und es hält in irgendeiner Sackgasse. Ich kenne mich nicht mehr aus, sehe nur im Lichte der glühenden Augen des Wagens einen Mönch quer über den überfluteten Weg rennen und zwei Torflügel aufreißen. Wir fahren hinein und landen in der trockenen Klosterscheune. Wo das Auto des Nuntius verweilt, wissen wir nicht, hören aber an der Pforte, dass er eben in die Kirche einzog. Wir eilen durch den düsteren Kreuzgang und hören in der Kirche gerade noch den Schluss der Ansprache, die der Erzabt hält (S. 20).¹²

Draußen rüttelt der Sturm an den Bäumen, Mauern und Fenstern. Drinnen die abgemessene feierliche Ruhe der benediktinischen Kunst und Liturgie. Gedämpftes, schwebendes Spiel der Orgel, Gesang einiger Psalmen in einem berückenden, fremdartigen, fast prickelnden Tone. Versikel und Oration, Prozession der Mönche im Halbdunkel mit dem Nuntius am Ende im Kreuzgang des Klosters. Die letzten Töne der Orgel verhau-

¹² Raphael Walzer (1888–1966), von 1918 bis 1937 vierter Erzabt von Beuron.

chen. Der sonnige Glanz über der Krönung Mariä am Hochaltare erlischt. Nur vor dem Tabernakel und dem Wallfahrtsbilde der schmerzhaften Mutter in der Gnadenkapelle flackert das ewige Licht ...

Beuron! Als ich spätabends droben in meinem Zimmer sitze, denke ich nach. Das Fenster ist offen. Nirgends ein Stern; kühle, aber ruhige Nacht. Nur von den Dächern und Bäumen tropft es, als ticktackte eine Uhr. Um so lebhafter und lauter werden die Bilder meiner Erinnerung und Fantasie. Wieder lebt das Kloster in mir auf, nach dem ich so lange Zeit innige Sehnsucht trug. Aber es waren nur Rufe, keine Berufung, wie bei so vielen. Jahrzehnte sind seither dahin. Aber wenn ich wieder einmal zeichne, bringe ich die Beuroner Linie nicht los, und wenn ich im Konventsamt knie, bezaubert mich dieser seltsame Gesang. Es ist hier Rhythmus in der Kunst und im Leben. Rhythmus belebt und beruhigt. Hier fließt das Dasein wie der Fluss zwischen schirmenden Felsen. Um zwei Sonnen kreist hier alles, um Gott und um die Seele. Hier im geschlossenen Tal gibt es nur einen Ausblick: nach oben!

Ich schlafe schlecht, ob von den Eindrücken gestern oder den Erwartungen von heute. Die Träume schleifen fieberhaft geschäftig das Entfernteste herbei und verbinden es toll (S. 21). In der Frühe lese ich die heilige Messe am St. Benediktusaltar vor dem Rosenkranzbild, das ich früher einmal kopierte. Beim Frühstück treffe ich einen Pastor aus Norwegen, der um seine Heimkehr zur Mutterkirche mit seiner Vergangenheit ringt. Nachher schreite ich mit dem Pater Michael den Gang vor meinem Zimmer und spreche von Turbinen und Technik, von St. Anselmo in Rom und von einer Osteria an der Piazza Barberini mit rot-schwarzem Frascati.¹³ Kloostergäste poltern an uns vorbei, junge Leute mit verbrannten flaumigen Gesichtern, graugrünen Wadenstrümpfen und Bergschuhen. Ich regle nicht ohne Mühe die rechtzeitige Abfahrt. Über dem Tal hängt wieder der blaueste Himmel.

Auf dem ersten Teil der Fahrt talabwärts begleitet der Erzabt seinen hohen Gast. Drüben grüßt vom Felsen herab das Benediktuskreuz. Noch eine Kurve und *St. Maurus* liegt vor uns, an der Donau das Landhaus mit seinen Blumen und Bienen, jenseits der staubweißen Straße die erhöhte Kapelle. Sie ist der Fläche nach klein, aber groß durch die

¹³ Michael Bertsch (1879–1952). Als Cellerar war Pater Michael auch für das Kraftwerk zuständig, das die Abtei in den Jahren 1920/21 in St. Maurus an der Donau errichtet hatte. – Im Gebiet von Frascati wird allerdings nur Weißwein angebaut.



Abb. 7: Beuron. Ludwig Kaas, Eugenio Pacelli, Erzabt Raphael Walzer OSB, Conrad Gröber, P. Eduard Gehrman SVD (EAF, Na 26/10).

schlichte architektonische Linie und die Monumentalität ihrer Fresken. Prachtvoller blauschwarzer Hintergrund, von blutroter, sonnenhafter Gloriole durchglüht, leuchtende Farben der Gesichter und Gewänder. Die Anordnung der Kreuzigungsgruppe ist etwa wie bei Fiesole, nur stilisierter und männlicher. Und doch kein totes, konstruiertes Bild, sondern pulsierendes, jungfräuliches Leben. Was Pater Desiderius und sein Mitbruder Gabriel hier schufen, gehört zum Allerbesten der ganzen Schule. Nur noch in der Torretta von Monte Cassino habe ich Ähnliches gesehen.

Wir sprechen beim Weiterfahren über das Mutterkloster der Benediktiner. Noch klingt mir eine Melodie in den Ohren, die ich dort oben in drückender Melancholie nach einem (S. 22) schmerzlichen Abschied von Rom aus irgendeinem Saale hörte, eine jener magischen Tonfolgen, die man nie mehr vergisst, weil sie Sehnsucht sind und Seele.

Der *Wildenstein* ragt trotzig über die Felsen mit ungebrochenem grauem Gemäuer, mit Vorburg und Zugbrücke, mit Bergfried und Verliesen. Die Burgkapelle schmückt ein Werk des Meisters von Meßkirch. „*Ich will den Felsen so steil machen*“, hatte ihr Erbauer gesagt, „*dass kein Eichhörnchen daran hinaufklettern kann.*“

Nun spiegelt sich Schloss *Werenwag* mit zackiger Silhouette in der Donau. Schon biegt kurz vor Hausen der Weg über den Fluss und kurvt im Walde empor. Wolken treiben wieder am Himmel, als wir die Höhe erreichen. Wasserpfützen stehen auf der Straße von der vergangenen Nacht. Der kühle Heubergwind wickelt uns tiefer in unsere sommerlichen Mäntel ein. Noch völlig durchnässt liegt das in der endlosen Regenperiode fast schwarz gewordene Getreide auf den Feldern. Es ist hier ein steiniges Land, und nur mühselig erarbeiten sich seine Bewohner ihr tägliches Brot.

Kreenheinstetten. Abraham a Santa Clara, der Augustinereremit, stammte von hier. In der Wirtschaft „Zur Traube“ ist er geboren. Wie passt eigentlich dieser so überschäumende, witzige, wortgewaltige Mann mit seiner barocken unerschöpflichen Fantasie in diese einsilbige Gegend? Und doch war er ein urwüchsiger Heuberger nach der väterlichen und mütterlichen Seite. Der Mann der Providenz für Wien, deutlich und derb, wie die Schwaben seiner rauen Heimat sind. Einer, aus dem man getrost zehn (S. 23) andere Kanzelredner oder Schriftsteller schnitzen könnte, und es hätte ein jeder von ihnen noch Geist und Einbildungskraft übergenuß. Einer, bei dessen Predigten die Zuhörer bald vor Lachen sich bogen, bald vor Rührung und Reue unter die Kirchenbänke verkrochen. Einer, der nie vor Mächtigen sich krümmte oder ihrer Huld und Gnade sich rühmte, sondern Gott die Ehre gab und seine ärmliche Abkunft in treuem Gedächtnis behielt. Einer, der große Politik auf der Kanzel machte und damit Europa vom Türken befreite. Wie lange hat es gebraucht, bis man diesem Manne in seiner Heimat einen fast zu bescheidenen Denkstein setzte.

An einer Wegkreuzung wartet der tüchtige Pfarrer mit einem Häuflein Pfarrkinder und grüßt bescheiden. Vom Kirchturm klingen die Glocken. Wie mühselig sehen die Leute hier aus! Wellige, reizlose, heimlich liebe Gegend. *Robrdorf*, das wir durchfahren, weiß nichts von der Ankunft des Nuntius oder es vermutet, er nehme die untere Straße nach *Meßkirch*. Ein wohlgepflegter, von Kastanienbäumen umsäumter Weg führt zum Meßkircher Friedhof. So mancher vermodert dort, von dessen Liebe ich zehrte.



Abb. 8: Meßkirch. Kaplan Emil Hofmann, Eugenio Pacelli, Stadtpfarrer Otto Meckler, Vikar Wendelin Müller (EAF, Fotosammlung).

Über den Ziegenbühl hinweg schaut uns der wachsende Kirchturm der Stadtkirche an und ich höre durch das Geräusch der Autos seine Glocken. Wunderbares Geläut, einer Domkirche würdig! Haus um Haus taucht nun auf, alles noch wie einst, nur im Verputz und Anstrich etwas geändert. Und wie ehemals stellt sich linkerhand die Wirtschaft „Zur Krone“ mit ihrer breiten linken Schulter in den Weg, sodass keine zwei Wagen aneinander vorbeikommen. Auf dem „Marktbrückle“ (S. 24) steigen wir aus. Ein Dutzend Hände grüßen mich und Hunderte von winkenden Augen. Solch ein Schauspiel hat der alte Platz wohl selten erlebt. Überall staut sich die Menge, die engen Straßen hinein und den Kirchberg hinauf, voller Erwartung, andächtig, still. Im Vordergrund prangt die Geistlichkeit im reichsten Ornat, hinter ihr stehen die Behörden der Stadt und des Staates. Der junge Stadtpfarrer findet treffliche Worte des Willkommens, der kluge Bürgermeister aber schreibt den hohen ehrenvollen Besuch in die Geschichte des Städtchens ein. Nun

schreiten wir unter den Klängen der Musik in feierlicher Prozession den Kirchberg hinauf zum Hauptportale der Kirche, wo die großen schattigen Bäume und das Denkmal Konradin Kreuzers stehen. „*Dies ist der Tag des Herrn*“, lese ich auf einem Spruchband des Steins. Die Kirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Hoch schwebt, mit guten Bildern belebt, die weitgespannte Decke. Nirgends ist der Blick durch eine Säule behindert. Auch der Barock war Raumkunst und ging dabei nicht in der Sachlichkeit unter. Kunst bedeutete bisher immer noch Schmuck und nicht nur nüchternes Zweckschaffen, zumal kirchliche Kunst, die zum Gemüte spricht und dem Volke dient. Der Nuntius redet vom Kreuzaltar aus, rühmt die opferschwere Treue der Katholiken der Stadt in der Kulturkampfzeit und gedenkt ehrenvoll Josef Hermann Lohrs, des verstorbenen Stadtpfarrers.¹⁴ Während ich mich noch rasch am Dreikönigsbild des Meisters von Meßkirch erfreue – leuchtend warme Farben und weiche rundliche Falten und Formen – singt der Chor wieder ein prächtiges Lied. Dann drängt das Volk dem (S. 25) Abschied nehmenden Nuntius nach. Ich stelle ihm noch einige verdiente Männer meiner Heimat vor und deute hinüber zur früheren Notkirche, die in bewundernswerter Stilreinheit die Beuroner Mönche um Gotteslohn aus einem alten hinfälligen Fruchtkasten schufen. Lorenz Sayer ruht darin, der Märtyrer des Meßkircher Kulturkampfes.¹⁵ Doch vergessen wir heute, was hinter uns liegt. Jene, die ihn aus Übermut oder Politik und Byzantinismus entflamnten, haben es an sich und ihren Kindern bitter gebüßt.

Wir fahren unter dem Geläute der Glocken und den verhallenden Tönen der Musik die enge Hauptstraße hinab. Jedes Haus ruft in mir Erinnerungen wach. Tausend kleine Erlebnisse in der Schule und der Kirche, auf der Gasse und am Bach, auf der Wiese und im Garten, in der Stube und im Wald stürmen mir nach. Schon werfen wir vom „Münzkreuz“ die letzten Blicke auf die kleine Stadt. Sonne liegt über dem flachen Tal, Rauch steigt aus den Kaminen. Ich suche noch einmal hinter der Liebfrauenkirche und dem Bahnübergang an der alten Stadtmauer den hohen Giebel meines väterlichen Hauses.

Wie viele Wälder haben wir schon durchfahren! Wiederum umschatten uns Tannen und Fichten. Am Wegrain sitzen Kinder mit Efeukränzen im Haar und Krügen voll Himbeeren. Schon ist die badische Grenze

¹⁴ Hermann Lohr (1872–1929), Pfarrer von Meßkirch von 1908 bis zu seinem Tod.

¹⁵ Lorenz Sayer (1821–1897), Pfarrer von Meßkirch von 1868 bis zu seinem Tod.

hinter uns und Hohenzollern beginnt. *Walbertsweiler*, dann *Kloster Wald*, wo wir die schöne Klosterkirche betrachten, die einst den Zisterzienserinnen gehörte. Überall ist die Zeit der Ernte vorbei. *Pfullendorf* taucht auf der Hochebene auf, die ehrwürdig alte Reichsstadt mit dem ältesten deutschen Haus. Der Empfang überbietet fast jenen in Meßkirch. Oder ist es nur der schönere Rahmen, der das Bild (S. 26) noch prunkvoller macht? Wieder ziehen wir in Prozession in die Kirche. Der schlichte, spätmittelalterliche Urbau ist von schmissigem Barock überwuchert. Nur auf den Seitenaltären thronen noch strenge gotische Figuren. Und nun ertönt Bruckner von der Orgelbühne herab, meisterhaft, jubelnd, überwältigend. Er braucht einen farbigen Raum.

Prälat Kaas ist von der Kirche und vom Gesang entzückt. Ich aber denke, während sich der Nuntius im gastlichen Pfarrhaus erholt, an einen kunstliebenden, sangesfreudigen Mann und vorbildlichen Priester, der aus Pfullendorf stammte.¹⁶ Er hat meine Jugend betreut und ist mir ein Wegweiser fürs Leben geworden. Seine zweite Heimat war Konstanz, seine dritte das Freiburger Münster. Sein Herz aber blieb am See.

Nun berühren wir vorerst keinen Pfarrort mehr. Wieder einmal, wie schon öfters bisher, ist die Landstraße gesperrt, doch erreichen wir auf Umwegen noch rechtzeitig den *Heiligenberg*. In musterhafter Ordnung steht alles bereit, die Geistlichkeit, die große fürstliche Familie, das Schlosspersonal, die Einwohnerschaft und die Kurgäste. Die beste Ansprache, die wir auf der ganzen Fahrt zu hören bekommen, glückt dem Pfarrer von Betenbrunn, der die Stelle des erkrankten Hofkaplans versieht. In wohlervogenem Aufbau setzt sich die Prozession unter den Marschklängen der Musik in Bewegung, durch den schattigen Torgang in den Schlosshof hinein, wo die grau-grün uniformierten Waldhüter des Fürsten Spalier stehen, und dann links hinten zur Kapelle. Wertvolle Fresken des römischen Meisters Ludwig Seitz schmücken ihre Wände. Der schöne Raum ist viel zu klein, um die Hunderte zu fassen, die den Segen des Nuntius begehren (S. 27).

Nach der Feier betrachte ich den Renaissancesaal, den schönsten dieser Art, den ich kenne. Von der prunkvollen Decke schaut das Porträt des Meisters, ein rosiges Gesicht mit schwarzem, spitzigem Schnurrbart. An den Wänden hängen die Bilder der fürstlichen Ahnen, eine Galerie

¹⁶ Ferdinand Schober (1843–1906), tätig in Konstanz am Münster und am Erzbischöflichen Knabenseminar, schließlich Dompfarrer und Dekan in Freiburg.



Abb. 9: Heiligenberg. Irma geb. Gräfin von Schönborn-Buchheim, Fürst Max Egon II. zu Fürstenberg, Eugenio Pacelli (EAF, Fotosammlung).

durch lange Jahrhunderte, Männer, Frauen und Kinder. Mich fesselt ein jugendliches Antlitz mit tiefer Wehmut in den dunkeln Augen. Es schaute nicht immer Freude und Lust vom heiligen Berg ins Tal, sondern auch Schmerz und Trauer und erschütternde Tragik. Und doch ist die Welt hier so schön! Ich blicke durch eines der schmalen, bunt gemalten Fenster. Ein entzückendes Bild: in der Nähe blühende Gärten und schattige Wälder, dann das fruchtbare Salemer Tal mit seinen Dörfern und Weilern und die Hügelkette des Linzgaus bis hinüber zum See. In der Richtung des Baumes, der aus der Waldkontur herauspringt, müssen die Rosengehege und Palmen der Mainau stehen. Dort öffnet sich die Konstanzer Bucht. Dort schimmert aus dem Dunst breitschultrig der Säntis herüber. Die Kurfürsten ducken sich vor ihm wie vor dem Kaiser. Dort dehnt sich in blinkender Bläue der breite Obersee aus, dort liegt Rorschach und der Rorschacher Berg mit seinen Klöstern und Villen, dort Bregenz mit dem Pfänder und Gebhardsberg und das breit sich öff-

nende Rheintal. Ich forsche neugierig, ob nicht der Zeppelin startet oder Do X wie ein riesiger Vogel sein Nest in Altenrhein verlässt.

Die Herrschaften treten mit dem Nuntius in den Saal und lenken mich ab. Ich denke an den Süden, wo ich noch im vergangenen Frühling von Mondragone auf die Campagna herabsah und das dunstige Rom. Ein ähnlicher Fernblick wie hier, aber dort die heroische Landschaft, hier die romantische. Dort über (S. 28) Palmen und Pinien hinweg die ruhige Horizontale, hier immer wechselnder Reiz. Dunkle Wälder und saftige Wiesen, wogende Felder und der glitzernde See, blühende Inseln und zackige Alpen.

Der Fürst schreitet mit dem Nuntius die Ahnengalerie ab, beurteilt als gewiegter Kenner die Bilder und schildert mit wenigen Worten die dargestellten Personen.¹⁷ Von einer weiß er nicht, wer es ist. Ein Unbekannter, Vergessener, einer von den vielen, denen nur der Pinsel des Malers unsterbliches Leben verlieh.

Ich stelle mich mit einem alten Bekannten in eine Nische und freue mich über die Gemütlichkeit seines unverdorbenen Wiener Dialekts.¹⁸ Seine blauen Augen schauen mich treuherzig an, und wie immer erzählt er mir ehrlich von den großen Zielen, die er sich steckt, und von den großen Plänen, die er begrub. Ein Träumer, ein musikalischer Mensch, ein Künstler, dessen Hand aber gerne versagt, wenn er sie nicht an die Violine legt. Nun hat er auch sie in den Kasten gesperrt und schreibt Romane für den Hausbedarf und fürs Feuer.

Ich finde bei Tisch meinen Platz neben der noch einzigen Tochter des Fürsten, gegenüber ihrer Mutter, die alle mit ihrer bescheidenen, freundlichen Güte erwärmt.¹⁹ Wie viele Kinder hat sie in den Kriegsjahren gespeist.

Das Mittagmahl verläuft in angeregtester Unterhaltung, nur unterbrochen durch die prächtige Rede des Fürsten und die herzliche Antwort des Nuntius. Nachher setzt sich im Saale daneben bei einer Tasse Kaffee das fröhliche Geplauder fort und mündet bei der Kunst und Politik. Zuletzt sprechen wir von dem Einsiedler, der in der Klause Egg drunten wohnt und die Welt an sich vorbeigaukeln lässt, als existiere sie nicht (S. 29).

¹⁷ Fürst Maximilian Egon II. zu Fürstenberg (1863–1941).

¹⁸ Nicht zu ermitteln.

¹⁹ Irma geb. Gräfin von Schönborn-Buchheim (1867–1948) bzw. Prinzessin Leontine (1892–1979). – Die zweite Tochter Anna (1894–1928) war bereits verstorben.

Während der Nuntius den erkrankten Hofkaplan besucht und ihm seinen Segen erteilt, schaue ich noch einmal von einem Balkon aus ins Tal. Die Umrisse der Schweizer Berge treten nun kräftiger hervor. Dann steigen wir noch in die Totengruft hinab und beten an den Särgen der fürstlichen Kinder. Ein breiter Sonnenstrahl fällt in den dunkeln Raum und trifft die großen duftenden Kränze auf den metallenen Sarkophagen.

Im inneren Hof stehen die Autos zur Abfahrt wieder bereit. Ich sehe es dem Fürsten an, er ist mit dem Tag zufrieden.

Wir gelangen in wenigen Minuten ins Tal. Aus den Bäumen taucht *Salem* auf, das Münster und Kloster. Der Nuntius wird feierlich empfangen und in die schöne Kirche geleitet. Manchen missfällt die schlichte Gotik in der klassizistischen Toga. Ich fühle den Gegensatz nicht. Man sagt, die Schönheit der klassizistischen Kunst sei streng und kühl, aber die der Zisterziensergotik ist es ja auch. Dazu haben es die Feuchtmayer, Dürr und Wieland trefflich verstanden, ihren Alabasterwerken statt der damals beliebten Horizontale die Vertikale zu geben. Das Köstlichste aber daran ist das Detail und die Symbolik. Hier reden die Steine.

Mich fesseln die reizenden Durchblicke, die sich in der Längs- und Querachse ergeben. Pfeiler, Altäre, Kandelaber, Epitaphien schieben sich tief hintereinander. Der Nuntius liest auf der Abtspyramide: „*Ossa arida, audite verbum Domini!*“ Denkt er wohl: Äbte hören auf, Klöster hören auf – Roma aeterna?

Diese wunderbaren Putten! Schönere Kinderkörper hat die Kunst diesseits der Alpen kaum je gemeißelt. Nichts Weichliches, Sentimentales, aber auch nichts rangenhaft Übermütiges (S. 30), akrobatisch Verrenktes, wie im extremen Barock, sondern wohlgezogene, ernste Genien, die zum strengen Klassizismus passen. Das Chorgestühl ist immer noch dasselbe wie damals, als Fürstabt Caspar Öchsle in seiner Abtsnische würdevoll saß, der Freund des Luzerner Nuntius Fabricius Testaferrata, der treue Anhänger des Heiligen Stuhles, der geschworene Feind Wesenbergs und der Aufklärung. Als die Blätter fielen, an einem trüben Novembertag des Jahres 1804, nahm er nach der Aufhebung von seinem Kloster schmerzlichen Abschied.

Es kommt mir – wie zum Vergleich – die Certosa in Pavia in den Sinn. Ich finde auch einige Ähnlichkeit in der Anlage. Dort die Gotik von der Renaissance verdrängt, hier von ihrem Enkelkind, dem Klassizismus. Und doch ist der Gesamteindruck so grundverschieden. Dort Farbenfreudigkeit sondergleichen, hier geradezu die Furcht und Flucht vor der

Farbe. Dort auch an trüben Tagen sonnige Wärme. Hier immer Distanz, immer etwas winterliche Kühle, bei der es das Gemüt fröstelt. Erst in den barocken Sälen und Kapellen des Klosters kommt die Farbe und Freude zu Worte.

Wir schreiten durch den südlichen Flügel des Kreuzganges das Treppenhaus hinauf, an unzähligen Jagdtrophäen der markgräflichen Prinzen vorbei, auf denen genau der Schütze, der Wald und der Todestag des armen Tieres vermerkt sind.

Prinz Max empfängt den Nuntius selbst.²⁰ Die beiden lernten sich in der furchtbaren Zeit kennen, in der Deutschlands Geschehnisse in der Hand des Prinzen ruhten. Nun ist er ein gebrochener Mann. Er hält sich aber bewundernswert aufrecht und widmet dem Nuntius beim Tee einen herzlichen Toast. Neben mir sitzt Prinz Berthold, ein blühender, bescheidener, feiner Mensch (S. 31).²¹

Wir durchwandern, von ihm und dem Baron von Hornstein bereitwilligst geführt, nachher die zahlreichen Zimmer und Säle.²² Wie viele Werke der Kunst bergen sie noch aus der klösterlichen Zeit! Da hängen sie, die Wappen und Bilder der Äbte und Heiligen des Ordens, und die Ansichten der Fürstabtei aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Der Kaisersaal liegt im sonnigen Licht, enttäuscht aber durch seinen ungelungen, schwerfälligen Stuck. Nur die Sprüche, welche die Weisheit der Mönche in die Kartuschen malte, finden Beifall und werden sorgsam notiert. Pazifismus also auch damals, wie immer bei erschöpften Völkern nach einem verlorenen Krieg.

Ich schaue hinab in den großen Garten, der sich im weiten Rechteck nach Osten dehnt. Man hört fast das leise Beben der Blätter und das leichte Sichverneigen der Rosen im hauchschwachen Wind. Das war die Stille, in der Salems große Kultur erblühte und die Zwiesprache mit Gott gedieh. Auf dem Denkmal für die gefallenen Krieger Salems liegt ein welkender Kranz.

Wir fahren auf atklösterlichem Boden in der Richtung auf Birnau und beten, so gut es geht, unsere Vesper. Rosa von Lima. Wirklich eine Rose mit tropischer Glut. Ich bin gerade beim „Salve Regina“ der Complet, als der See aufleuchtet, vom dunkeln Grün des westlichen Ufers begrenzt.

²⁰ Markgraf Maximilian von Baden (1867–1929), 1918 letzter deutscher Reichskanzler.

²¹ Prinz Berthold Friedrich von Baden (1906–1963).

²² Baron Franz von Hornstein (1884–1979).

Wie grüße ich dich wieder, o See! Die Träume meiner Jugend habe ich an dir selig verträumt und die beste Kraft meines reiferen Alters der ehrwürdigen Stadt dort drüben geschenkt, die hinter der Mainau liegt an den Toren der Schweiz. Wie schön ruhst du vor uns, eben und blank wie ein Spiegel (S. 32) oder geschliffener Marmor, tiefblau wie der Himmel, glitzernd im Gefunkel der Sonne. Es ist, als ob du kaum atmest, wie ein schlafendes Kind.

Der Schiffslände von Unteruhldingen nähert sich ein Dampfer, von der blühenden Mainau her, und zieht wie ein Schwan ein fächerartig sich verbreiterndes Band hinter sich her.

Unter den schattigen Bäumen der Wallfahrtskirche von *Birnau* halten die Autos. Zum feierlichen Empfang des Nuntius ist sogar der Generalabt von Mehrerau herübergekommen.²³ Auch mein alter wackerer Freund Commendatore Baur von Konstanz steht, auf zwei Stöcke gestützt, in geziemender Ordenstracht zur Begrüßung bereit.²⁴

Aus dem Kircheninnern erklingt in feinen Registern das Spiel des Harmoniums, während die liturgischen Zeremonien erfolgen und dufftige Weihrauchwolken langsam dem Ufer zu verwehen. Nun zieht der Nuntius ein, wie immer würdevoll segnend. Goldenes Licht durchflutet den Raum, löst die Schatten des Stucks, ohne sie ganz zu verwischen, zaubert aus den Bildern die leuchtendste Glut und dämpft ihre schweren Kontraste. Um diese Stunde entfaltet Birnau seinen intimsten Reiz. Die Architektur hört gleichsam auf und alles wird zum großen, jubelnden Gemälde.

Ein Mönch beginnt die Symbolik der Kirche zu erklären. Ich entferne mich mit Kaas. Wir wollen die geistig-sinnliche Freude, die aus dem Gesamtbilde quillt. Die Symphonie wollen wir hören und nicht wie in der Probe die einzelnen Stimmen für sich, so interessant es auch wäre, ihren Rhythmus und Sinn zu erfahren. Alle Lyrik will gefühlt sein und nicht bewiesen. Alle Kunsterklärung zerreißt und verdanklicht (S. 33).

Beim Verlassen der Kirche wirft der Nuntius noch einmal einen bewundernden Blick in den goldlichten Raum. Draußen flimmert wieder

²³ Kassian Haid (1879–1949), von 1917 bis zu seinem Tod siebter bzw. 50. Abt von Wettlingen-Mehrerau sowie von 1920 bis 1927 Generalabt des Zisterzienserordens; 1929 war er als solcher aber bereits zurückgetreten.

²⁴ Hugo Baur (1869–1941), Mitschüler von Gröber in Konstanz, Rechtsanwalt und Politiker, 1925 von Pius XI. zum Commendatore des Ordens vom hl. Gregor dem Großen ernannt, ab 1927 teilweise gelähmt.

der See. Es leuchten die Ufer und die fliehenden Weiten. Ein Segelboot gleitet lautlos der Mainau zu. Die weißen Mönche winken uns nach.

Wir fahren hart am Ufer entlang. Stille Landhäuser stehen in blumigen Gärten am See. Eines ist mir schmerzlich und unvergesslich. Der allersonnigste Mensch, den ich im Leben je traf, brachte seine Ferien dort zu.²⁵ Nun ist er tot. Gebrochen zwischen Frühling und Sommer. Aber sein Bild wird mich durchs Leben begleiten und seine Stimme aus allem Schönen und Reinen klingen und singen.

Die Glocken der Stadt *Überlingen* künden die Ankunft des Nuntius an. Schon öffnen sich die malerischen Straßen. Vor dem St. Nikolausmünster spielt die Musik, worauf der Bürgermeister den hohen Gast mit einer feinsinnigen Ansprache begrüßt. Vom zahlreichen Klerus geführt, zieht der Nuntius in die hochgewölbte Kirche ein, die bis zum Chor mit andächtigen Gläubigen gefüllt ist. Alles atmet festliche Freude, auch die Predigt, die der Dekan und Stadtpfarrer von der provisorischen Kanzel hält. Er weist darauf hin, dass seine Stadt in allen Jahrhunderten die Treue zum Heiligen Vater trotz aller Befehdung bewahrte.

Ich lasse den stimmungsvollen gotischen Raum auf mich wirken. Hier war bei der Restauration nicht nur der vernünftelnde, moderne Architekt am Werk, der nur Flächen und Linien sieht, sondern auch der Maler und das fromme Gemüt des Volkes. Nichts vom extremen Purismus, der auf rücksichtslose Stilreinheit drängt, sondern das richtige Gefühl, dass zuletzt jeder Stil seine Vorzüge hat und Fehler, und dass es auf die reizvolle (S. 34) Zusammenstimmung ankommt und nicht auf das Schema und die rein gedanklich bedingte Theorie.

Aus der Antwort des Nuntius auf die Begrüßung des Stadtpfarrers klingt Freude und wohlverdientes Lob.

Nach der kirchlichen Feier lädt der Bürgermeister den hohen Gast zum herkömmlichen Ehrentrunk in die Ratsstube ein. Ein etwas düsterer, aber prächtig getäfelter und warm getönter Saal. Bodenständiger Wein wird serviert, der zwar nicht auf der Zunge prickelt, aber echt ist und unverfälscht, wie der Dialekt seines Küfers. Der Nuntius trägt zuletzt seinen Namen in das städtische Ehrenbuch ein.

Als wir wieder die Autos besteigen, braust ein dreimaliges kräftiges deutsches Hoch über den Münsterplatz dahin und verhallt in den Straßen und winkeligen Gassen.

²⁵ Nicht zu ermitteln.

Die fast ein Jahrtausend alte schmucklose Kapelle von *Goldbach* steht linkerhand am See. Wer ahnt im Vorübergehen, dass sie überaus wertvolle Fresken aus der Reichenauer Schule besitzt? Unansehnlichkeit ist nicht immer ein Zeichen innerer Armut.

Die Sonne verglüht. Über dem Hegau liegt Purpur und Gold. Die Abhänge bei Bodman sind violett und schwarz und werfen wachsende Schatten bis tief in den See.

Ein Empfang ist nirgends mehr vorgesehen, wir kommen deshalb sehr rasch voran. Nur auf dem Ziegelbühl meiner Heimat macht unser Auto halt, um einen Raddefekt auszubessern. Drunten liegt im Zwielficht die Stadt. Von der Pfarrkirche läutet es Angelus. Die Landschaft verdämert. Im Donautal ist es schon dunkel. Im Schein der Autolaternen sehen die Bäume und Felsen gespensterhaft aus (S. 35).

Wir langen noch rechtzeitig im Kloster an. Aber zum Ausruhen ist noch keine Zeit. Nun will auch *Beuron* sein Recht.

Wo die Straße von der Staig herab und von der Donau her zur Klosterpforte einbiegt, haben die Mönche in emsiger Arbeit eine Tribüne errichtet und sie mit Blumen und Tannengezweig festlich geschmückt.

Und nun flammen auf ein gegebenes Zeichen die Lichter auf und werfen ihren weißen Schein weit über den Platz, wo schon seit geraumer Zeit das zahlreiche Volk im matten Schimmer buntfarbiger Lampen wogte. Wer es zu solch ungewöhnlicher Feier ruft, findet immer offene Ohren und willige Herzen. So kamen sie denn aus dem lang gestreckten Donautal und herab von den Höhen des Heubergs. Sie kamen von Hohenzollern, Württemberg und Baden, zu Fuß und zu Wagen, mit den überfüllten Extrazügen und im Automobil. Männer kamen und Frauen, von ihren Kindern begleitet, Jungfrauen mit Blumen im Haar und den Fahnen Mariens und Jungmänner mit Schärpen und Bannern und den Abzeichen ihrer Vereine, mit Trommeln und klingendem Spiel. Die Beuroner Musik beginnt, von einem Pater taktfest dirigiert. Es folgen die „*Laudes Hincmari*“, alt in der Form und Melodie, neu im Inhalt und trefflichen Latein der Präconien. Es ist, als ob Christus der König, der immer siegt, herrscht und befiehlt, mitten unter dem Volk und den Mönchen erschiene, um ihre Bitten zu hören auf die Fürsprache der Heiligen, welche die Schola in kurzen Litaneien um ihre Mittlerschaft anruft. Bitten für den Papst, der in Rom glorreich regiert und den Orden des heiligen Benedikt huldvoll beschützt. Bitten für den Nuntius, der aus der Tiberstadt stammt, wo in der Abtei St. Paul außerhalb der Mauern auch die Wiege



Abb. 10: Beuron. Ludwig Kaas(?), Erzabt Raphael Walzer OSB,
Eugenio Pacelli, Conrad Gröber (EAF, Na 26/10).

von Beuron steht. Bitten (S. 36) für ihn, damit der Christkönig seine Arbeit segne und mit ewigem Lohn ihn einst kröne. Bitten für den Oberhirten in Freiburg, auf dass er die volle Gesundheit wieder erlange und noch manches Jahr zum Heil seiner Herde wirke. Bitten für das deutsche Land und sein Volk, damit es im Glauben erstarke, in Gerechtigkeit leuchte und durch Eintracht und Fleiß eine bessere Zukunft erringe. Bitten endlich für alle, die festesfroh hier weilen, auf dass Gott sie hienieden schon segne und ihnen am Ende des Himmels Pforten erschließe.

Nach den Bitten huldigen Vorsänger, Schola und Chor wieder Christus dem ewigen König in immer flehentlicher werdendem Wechselgesang, um sich zuletzt an die Gäste zu wenden und ihnen Glück und Heil auf viele Jahre zu wünschen. Von den dunkeln Felsen, die in der Ferne hochragen und auf die seltsamen Weisen lauschen, hallt es wider:

Tempora bona habeatis

Multos annos

Amen!

Freudig bewegt erhebt sich jetzt der Erzabt, um zum Volk in der Sprache des Volkes zu sprechen und in seinem Namen dem Heiligen Vater kindliche Treue zu schwören. Nun antwortet der Nuntius selbst und entfacht mit dem Klange seiner Stimme und dem Feuer seiner Seele die Liebe zur Kirche zu noch stärkerer Glut.

Nochmals das einfache Spiel der Musik, dann ein vielfaches Zischen und buntes Erglühen, ein berghohes Steigen und feuriges Zerstieben der Raketen in der blauschwarzen Nacht (S. 37).

Eine halbe Stunde später stehe ich in meinem Zimmer am Fenster und schaue hinaus. Stille ringsum, jene geheimnisvoll tiefe Stille, wie nur ein Kloster sie kennt und ein weltfernes Tal. Man hört fast das Atmen der Nacht. Eine Sternschnuppe fällt herab wie eine verspätete Rakete. Dann wieder undurchdringliches Dunkel. Da spreche ich als Gebet vor mich hin, was eine Stunde zuvor der Mönchschor gesungen:

*Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat.
Ipsi soli imperium, gloria et potestas,
Ipsi soli virtus, fortitudo et victoria,
Ipsi soli honor, laus et jubilatio
Per infinita saecula saeculorum.
Amen.*

Nachbemerkungen

Am Samstag, dem 31. August, trafen die Reisenden wieder in Freiburg ein. Am Sonntag feierte der Nuntius vormittags den Festgottesdienst auf dem Messplatz, und in der Schlussveranstaltung, die am Nachmittag am selben Ort stattfand, verabschiedete er sich mit der Versicherung, dass „*Baden, der wald- und blumenreiche Garten Deutschlands, mit seinem frohen und lebensstarken Volke zu den schönsten Erinnerungen zählen*“²⁶ werde, wenn er das Land wieder verlasse.

Darin konnte ihn das, was er auf der Reise gesehen, oder eher, was man ihm gezeigt hatte, nur bestärken: Gläubige Menschen, die an den Straßenrändern knieten und in die Kirchen strömten, um seinen Segen zu empfangen; dazu dann Fahnen, Glocken, Böller, Musik; und zwar allein am ersten Tag an rund 25 Orten, einer schöner als der andere, einer schöner gelegen als der andere. Der Nuntius und seine Begleiter wussten wohl kaum, wie ihnen geschah, und müssen von der organisatorischen Meisterleistung, die Gröber vollbrachte, beeindruckt gewesen sein – und sie hatten gewiss ihre Hand im Spiel, als derselbe

²⁶ Die 68. Generalversammlung (wie Anm. 1), S. 241.

Gröber schon 1931 zum Bischof von Meißen und 1932 zum Erzbischof von Freiburg ernannt wurde. Andererseits hat auch der hohe Gast dort, wo er erschien, einen tiefen Eindruck hinterlassen: „Heute noch hängen in vielen Pfarrhäusern des Schwarzwaldes die Bilder, die den damaligen Nuntius unter dem Volk mit seinen Kindern zeigen.“²⁷

Nach allem, was er auf dieser Reise gesehen hatte, fürchtete Gröber nun nicht mehr, dass der „Großstadtmorast den hohen Schwarzwald überschwemmt“; um so weniger, als sich die Großstadtjugend im Schwarzwald leiblich und seelisch erholte. Die Menschen, die auf den großen Baustellen arbeiteten, gefielen ihm freilich nicht; sie erschienen ihm als „angeschwemmte Kraft“, als „fahrendes proletarisches Volk“. Durchweg beschwor er eine heile Welt, die, wenn es sie überhaupt je gab, allmählich verging. Sein Konservativismus zeigte sich nicht zuletzt auch dort, wo er „die reizlose Sachlichkeit oder plumpe Originalität der modernen kirchlichen Bauten“ bemängelte; an ihnen war, wie er fand, „der vernünftelnde, moderne Architekt am Werk, der nur Flächen und Linien sieht“, und in ihnen zeigte sich die „Stilnot unserer Zeit“. Freilich gab ihm das, was er auf der Reise sah, zu solchen Ausfällen nicht den geringsten Anlass. Dem tiefsitzenden Ressentiment, das in ihnen zum Ausdruck kam, ließ er freien Lauf, als er als Erzbischof den modernen Kirchenbau unterband.²⁸

Für Gröber selber war diese Reise auch eine in seine eigene Vergangenheit. Da war Meßkirch, seine Geburts- und Heimatstadt; da war Wieden, wo er bei seinem Onkel, dem Pfarrer, unvergessliche Ferientage verlebt hatte; ganz zu schweigen von den Erinnerungen an Rom, in denen er schwelgte, wenn er mit anderen alten „Römern“ sprach.²⁹

Versionen und Varianten

Der Reisebericht wird hier in seiner frühesten – maschinenschriftlichen, von Gröber selber handschriftlich korrigierten – Fassung vorgelegt, die sich im Erz-

²⁷ Alfred Beer, Erzbischof Dr. Conrad Gröber. Ein Lebensbild. Konstanz o. J., S. 43.

²⁸ Er forderte die Berücksichtigung „der durch die christliche Tradition überkommenen Formen und des gesunden religiösen Empfindens der katholischen Volkeseele“ (zititiert nach Werner Wolf-Holzäpfel, Kirchenbau und religiöse Kunst. Die historische und künstlerische Entwicklung von den Anfängen des Erzbistums bis zur Gegenwart, in: Heribert Smolinsky [Hrsg.], Geschichte der Erzdiözese Freiburg. Bd. 1, Von der Gründung bis 1918. Freiburg/Basel/Wien 2008, S. 493–598; hier S. 529). – Die erste wirklich moderne Kirche der Erzdiözese, der lange keine weitere folgte, wurde übrigens im selben Jahr 1929 in Freiburg errichtet und (ausgerechnet!) dem heiligen Konrad geweiht; vgl. Johannes Werner, St. Konrad in Freiburg. Ein Meilenstein des neuen Kirchenbaus, in: „Freiburger Almanach“ 55 (2004), S. 25–32.

²⁹ Über Meßkirch, Wieden, Rom, die Kunst und über vieles mehr vgl. seine eingehenden Ausführungen in: Conrad Gröber, Römisches Tagebuch. Hrsg. von Johannes Werner. Freiburg/Basel/Wien 2012.

bischöflichen Archiv in Freiburg erhalten hat.³⁰ Ihr folgte schon 1929 ein Abdruck in der „Deutschen Bodensee-Zeitung“³¹ und ein weiterer, gleichlautender, in der „Freiburger Tagespost“³². Ein viel späterer, auch vielfach veränderter Abdruck erfolgte 1946 im „Freiburger Katholischen Kirchenblatt“³³. Im selben Jahr erschien der Bericht auch als kleines, schön in helles Leinen gebundenes Buch, mit einem in Gold geprägten Wappen des damaligen Nuntius, nunmehrigen Papstes Pius XII. auf dem Einband und vier montierten Fotos im Innern: Der Nuntius in Herrenschwand, in Beuron, beim Besuch im Verlagshaus Herder und, gleich vorweg, im Porträt.³⁴

Die Fassung, die hier erstmals vorgelegt wird, ist, wie gesagt, die früheste, noch ganz aus dem frischen Erlebnis gespeiste. Der Herausgeber hat nur einige offensichtliche Schreibfehler stillschweigend berichtigt und den letzten Abschnitt, in dem der Verfasser wohl versehentlich ins Präteritum verfiel, ins ansonsten konsequent durchgehaltene und auch angemessene Präsens versetzt. (Gröber scheint diesen Lapsus selber bemerkt und auch versucht zu haben, ihn in der Fassung von 1946, wenn auch nur teilweise, rückgängig zu machen.) Die Verwendung von „ss“ und „ß“ wurde ebenfalls stillschweigend den zum Zeitpunkt der Niederschrift geltenden Regeln angepasst – offensichtlich besaß die benutzte Schreibmaschine keine ß-Type. Über die Personen, an die sich der Verfasser erinnerte oder denen er begegnete, hat der Herausgeber in den Fußnoten einige Aufschlüsse gegeben.

Die handschriftlichen Korrekturen, die Gröber am maschinenschriftlichen Text anbrachte und die weitgehend in die Drucke von 1929 übernommen wurden, sind vor allem sprachlicher und stilistischer Art. Da wurden dann aus einem „bewachsenen“ ein „überwucherter“ Weg, aus einem „schönen“ ein „an-

³⁰ EAF, Nb8/90. – Diese Fassung trägt, wiederum von der Hand des Verfassers, den Titel: „Mit dem apost. Nuntius durch den Schwarzwald [von Domkap. Dr. C. Gröber].“ Da aus ihr nicht immer ersichtlich ist, wann ein neuer Abschnitt beginnen und welche Ortsnamen hervorgehoben werden sollten, wurden hierfür auch die späteren Fassungen herangezogen.

³¹ „Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee. Von Dr. Conrad Gröber“; in neun Teilen, 15. bis 26. November 1929 (vorhanden in der Hegau-Bibliothek Singen).

³² In neun Teilen, 19. bis 28. November 1929 (vorhanden in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, Mikrofilm Ze 416 00).

³³ „Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee. Eine Erinnerung. Von Erzbischof Dr. Conrad Gröber“; in zehn Teilen, Nr.16/1946 bis 20/1946. (Einleitende Bemerkung: „Der Herr Erzbischof stellt uns diese feinsinnige Schilderung seiner Fahrt mit dem heutigen Hl. Vater beim Freiburger Katholikentag 1929 zur Verfügung.“)

³⁴ „Sonderdruck aus dem ‚Katholischen Kirchenblatt für die Erzdiözese Freiburg‘ 1946, Nr. 16ff.“; unter demselben Titel, jedoch neu gesetzt (wodurch dann, wie üblich, neue Fehler entstanden: etwa „Schneckenal“ statt „Hexental“). „Hergestellt in der Herder-Druckerei Freiburg“, o.J.; 47 S. – Außer in der Erzbischöflichen Bibliothek Freiburg (dort: Gesch 91/Gröb-53) sind keine Exemplare nachweisbar.

mutiges“ Tal, aus einer „bläulichen“ eine „silberne“ Ebene, aus „schweigsamen“ Kindern „verschlossene“. Aber noch häufiger hat Gröber, wie es auch sonst seinem Stil entsprach, zahlreiche illustrative Adjektive eingefügt. Da ist dann die Rede von einem „lästigen“ Gepäck, von einer „prachtvollen“ Rundschau, von „schlanken“ Tannen, „rotbackigen“ Kindern, „langen, stillen“ Klostergängen.³⁵ Die Reihe der Beispiele, die hier nur den ersten Seiten entnommen sind, wäre endlos fortzusetzen. Aus der „Gier der Großen“, der die Abtei St. Blasien zum Opfer fiel, wurde eine „unselige“; vor der Korrektur war auch nicht von „Großen“, sondern, viel konkreter, von „Fürsten“ die Rede gewesen. Aber vielleicht hielt sich Gröber hier lieber zurück, nachdem ihm bei den ehemaligen Markgrafen von Baden in der ehemaligen Reichsabtei Salem, die sie sich (wie zahllose andere Kirchengüter) ohne Bedenken angeeignet hatten, ein so freundlicher Empfang zuteil geworden war.

Die Fassung im „Kirchenblatt“ von 1946 geht durchweg auf das originale, unkorrigierte Typoskript zurück, wirkt demgemäß schmuckloser, schlanker; dagegen fallen einige inhaltliche Änderungen, vielmehr Auslassungen auf. Gröber tilgte, verständlicherweise, die Bemerkung über Schlageter und den „so genannten Frieden“ von Versailles, der angeblich ein „Gewaltfriede“ war. („*Er wollte ein deutscher Mann sein und war es*“ hieß es, über Schlageter, ursprünglich im Typoskript, wurde aber schon dort gestrichen.³⁶) Gröber tilgte auch die Bemerkung über die Reichswehr, die ihn, als sie in Donaueschingen paradierte und musizierte, an die vor dem Krieg gehegten Hoffnungen erinnerte, aber auch an die Niederlage, die folgte. Der seltsame Satz über die Sprüche, die die Mönche von Salem an die Decken und Wände schrieben, fiel gleichermaßen weg: „*Pazifismus also damals, wie immer bei erschöpften Völkern nach einem verlorenen Krieg.*“ (Nicht im Typoskript, aber in den Drucken von 1929 steht, anlässlich des Anblicks der Vogesen bei der Einfahrt in das Hexental, der Ausruf: „*Schönes, verlorenes, deutsches Land!*“) Und auf die Bemerkung, dass urwüchsige Leute den „*Erdgeruch ihrer Heimat*“ nicht abstreifen, verzichtete Gröber schließlich auch.

In der Buchausgabe von 1946 kommt diese Bemerkung ebenso wenig vor. Aber dafür tauchen hier die im „Kirchenblatt“ gestrichenen Passagen unverändert wieder auf: die über Schlageter (und zwar sogar mit dem schon im Typoskript gestrichenen Satz „*Er wollte ein deutscher Mann sein und war es*“), über die Reichswehr und das, was sich mit ihr verknüpfte, und über den Pazifismus

³⁵ Der „*Pastor aus Norwegen*“, dem Gröber in Beuron begegnete, erscheint im Druck freilich als „*hagerer Pater*“.

³⁶ Albert Leo Schlageter (1894–1923) stammte aus Schönau und wurde wegen mehrerer Anschläge, die er während der Besetzung des Ruhrgebiets verübte, von einem französischen Militärgericht zum Tode verurteilt. Von den Nationalsozialisten wurde er zum Helden und Märtyrer stilisiert.

in den Inschriften von Salem. Allerdings ist, wie im ersten Entwurf, der „Gewaltfriede“ von Versailles hier nur wieder ein „Friede“, und der „Großstadtmorast“, der den Schwarzwald zu überschwemmen droht, der „Unglaube“, sonst nichts. Es scheint, dass Gröber hier das alte, unkorrigierte Typoskript – mit wenigen neuerlichen Veränderungen – in Druck gegeben hat, ohne zu bemerken, dass es noch von seinen alten Anschauungen zeugte, über die die Zeit inzwischen hinweggegangen war.³⁷

Nur zu gut fügten sich diese Bemerkungen in die Vorgeschichte der nationalsozialistischen Epoche ein; jener Epoche, die dem Verfasser aber nun wie ein Naturereignis, wie ein unvermeidliches, unverschuldetes Verhängnis erschien, das man je schneller, je besser vergaß – als ob es nicht durch Menschen, auch durch ihn selber, herbeigeführt worden wäre, und als ob es nur Opfer, aber keine Täter gegeben hätte.³⁸ Die Nachschrift, die er den beiden Nachdrucken von 1946 anfügte, sagt genug.³⁹

Nachschrift 1946

Fast zwei Jahrzehnte sind seit den oben geschilderten herrlichen Tagen vergangen. Unendlich viel hat sich seither verändert. Viele von jenen, die damals den Apostolischen Nuntius in freudiger Ehrfurcht begrüßten und seinen Segen empfangen, sind heimgegangen zu Gott. Stürme brausten über die so reichen und wie zur Abwehr geschlossenen Wälder hinweg und legten manche Tanne und Föhre um. Auch anderes, unvergleichlich Wertvolleres erlag. Die deutsche Eiche selbst ist in ihr Lebensmark getroffen, denn die in unserem Vaterland immer noch heimische Idylle hörte auf, und die Dämonie begann. Die Komödie des Hochmutes schlug in die blutigste Tragödie um. Krieg, Sieg, Zusammenbruch, Untergang, Schmach, Elend und Hunger. Nur der Schwarzwald rauscht immer noch geheimnisvoll, und seine dichten Forsten und seine Bergkuppen wölben sich unversehrt im Lichte der Sonne und im fliegenden Schatten der Wolken. Auch der See blaut und blüht und spiegelt

³⁷ Allerdings hat sich in beiden(!) Fassungen von 1946, gegenüber den früheren, ein neuer Fehler eingeschlichen: das „Nest“, aus dem sich die Do X „wie ein riesiger Vogel“ erhob, lag nicht „im Altrhein“, sondern „in Altenrhein“, einem schweizerischen, an der Grenze zu Österreich und am Ufer des Bodensees gelegenen Ort, wo sich seit 1927 ein von den Dornier-Werken genutzter Flughafen befand.

³⁸ Vgl. auch Conrad Gröber, Kollektivschuld? Hirtenschreiben vom 21. September 1945, Heidelberg 1945.

³⁹ „Freiburger Katholisches Kirchenblatt“ 20/1946, S.197.

seine grünenden Ufer wider wie ehemed. Und die Glocken der Dorfkirchen, die lange Jahre hindurch schwiegen oder mit geknebeltem Mund in die Ferne wandern mussten, um der Glut des Krieges zu erliegen, läuten wieder ins Land. Die Herzen der deutschen Menschen schlagen zwar leidbeschwert und hoffnungsarm, aber der Glaube an Christus, den König, und die Liebe zu ihm und zu seinem Nachfolger auf Erden beschwingen sie von Neuem. Jene, die damals Kinder waren, als Nuntius Eugenio Pacelli von Freiburg aus durch den Schwarzwald an den Bodensee fuhr, wurden in der Hitze des Leidens reif, und es ist, als ob die Felder goldgelb wie vor der Ernte leuchten und wogen. Die von ihm gesegnete Saat ging auf und grüßt

Pius XII., den Heiligen Vater,

der sein 70. Lebensjahr vollendet, und ist beglückt und stolz, weil auch jetzt noch sein liebevoll erinnerndes Gedenken unser unglückliches Land und Volk wie ein Sonnenstrahl aus der Wolkennacht streift.

Was bleibt

Das, was seither geschehen war, ließ sich so kaum erträglich oder auch nur verständlich machen. Doch das, was damals war, und wie es war, als Gröber „*Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee*“ fuhr, hat er in seinem Bericht, als einem sprachlich wie sachlich einzigartigen Dokument, für immer festgehalten.⁴⁰

⁴⁰ Der Herausgeber dankt Dr. Christoph Schmider (Erzbischöfliches Archiv Freiburg) dafür, dass er den Bericht in seiner ersten Fassung ausfindig machte und zur Verfügung stellte; Dr. Bruno Steimer (Verlag Herder, Freiburg) für Hinweise; Dott. Marco Grilli und Dott. Giovanni Coco (Archivum Secretum Vaticanum, Rom), Br. Petrus Dischler OSB (Archiv Beuron) und Dr. Andreas Wilts (Fürstlich-Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen) für Auskünfte; Mary Jo Rabe (Erzbischöfliche Bibliothek Freiburg) für unbürokratische bibliothekarische Hilfe.

II. Vaticanum – Wessenberg – Konstanzer Konzil

Wahrnehmungs- und Perspektivenverschränkungen in der einstigen Konzils- und Bischofsstadt Konstanz

Von Michael Quisinsky

In die Zeit des II. Vaticanums (1962–1965) fiel der 550. Jahrestag der Eröffnung des Konstanzer Konzils (1414–1418)¹, kurz zuvor jährte sich zum 100. Mal der Todestag des letzten Konstanzer Generalvikars und Bistumsverwesers Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860). So kamen im Konstanzer Münster als ehemaliger Konzils- und Bischofskirche, in der sich das Grab Wessenbergs mit seiner wechselvollen Geschichte befindet², und an der zudem bis 1960 mit Pfarrer und Dekan Karl Gnädinger einer der Konzilsväter des II. Vaticanums wirkte³, Geschichte und Gegenwart der Kirche in besonders dichter Weise zusammen. Insbesondere die jeweiligen Gedenkveranstaltungen und die Berichterstattung über diese in der regionalen Tageszeitung „Südku-

¹ Für einen Überblick über den äußeren Rahmen bietet sich neben den entsprechenden Hinweisen im „Suso-Blatt“ die Broschüre „550-Jahrfeier Konzil zu Konstanz. 5.–12. Juli und 1.–8. November 1964“, o. O. o. J. (Konstanz 1964) an, die neben dem ausführlichen Festprogramm der diözesanen Feier im Juli und der „städtischen Festwoche“ im November auch kleinere historische Aufsätze enthält.

² Franz Xaver Bischof, *Das Ende des Bistums Konstanz. Hochstift und Bistum Konstanz im Spannungsfeld von Säkularisation und Suppression (1802/03–1821/27)*, (Münchener Kirchengeschichtliche Studien 1), Stuttgart, Kohlhammer, 1989, S. 43.

³ Michael Quisinsky, *Freiburger Konzilsväter auf dem II. Vaticanum. Konzilsbeteiligung und Konzilshermeneutik von Erzbischof Hermann Schäufele und Weihbischof Karl Gnädinger*, in: FDA 129 (2009), S. 181–289, bes. S. 262–287.

rier“⁴ und der katholischen Wochenzeitung „Suso-Blatt“⁵ in den Jahren 1960 und 1964 waren folglich nicht zuletzt geprägt von einer Wechselwirkung zwischen der Wahrnehmung historischer Ereignisse und Personen einerseits und derer des II. Vaticanums andererseits.⁶

1. Die Feiern zum 100. Todestag Wessenbergs 1960 und das II. Vaticanum

Zu Lebzeiten wie nach seinem Tode wurde Wessenberg, wie der Freiburger Kirchengeschichtler Wolfgang Müller⁷ 1960 in seinem Konstanzer Festvortrag zu dessen 100. Todestag darlegte, „*verherrlicht und bekämpft, gezeichnet und verzeichnet durch der Parteien Gunst und Hass*“⁸. Hier wie auch in seinem mehrseitigen Beitrag zur Sonderbeilage des „Südkurier“ anlässlich des 100. Todestages suchte Müller hinter den

⁴ Zur Geschichte des 1945 in Konstanz als einer der ersten Nachkriegszeitungen gegründeten „Südkuriers“ vgl. Patrick Eich, Dekaden unter der Lupe. Empirische Untersuchung zur Entwicklung und Veränderung des Hauptspots im „Südkurier“ von 1945 bis 2002, Diss. masch. Konstanz 2005 (als Online-Ressource zugänglich: http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=975866745&dok_var=d1&dok_ext=pdf&filename=97586, aufgerufen am 14. Mai 2011), S. 100 bis 103. 1965, also am Ende des II. Vaticanums, hatte die Zeitung 100 000 Abonnenten im Bodenseeraum, am Hochrhein und im südlichen Schwarzwald (ebd., S. 102).

⁵ Seit der Zeit des Ersten Weltkrieges wurde den „Konstanzer Nachrichten“ ein „Konstanzer Katholisches Kirchenblatt“ beigelegt, das später, als die „Deutsche Bodensee-Zeitung“ als Vereinigung verschiedener katholischer Zeitungen im Bodenseegebiet auch die „Konstanzer Nachrichten“ ablöste, in „Wege zum Frieden“ umbenannt wurde und zeitweise vom Konstanzer Pfarrer und späteren Erzbischof Conrad Gröber betreut wurde. Auf Druck der Nationalsozialisten eingestellt, erlaubte die französische Besatzung das Erscheinen einer nunmehr „Suso-Blatt“ genannten Wochenzeitung (vgl. Konrad Gunst, 25 Jahre „Suso-Blatt“. Aber schon seit 50 Jahren eigenständiges religiöses Sonntagsblatt im Bodenseeraum, in: „Suso-Blatt“, 19. Juli 1970). Vgl. auch die historischen Informationen in: Verlagsdirektor Alfred Merk gestorben, in: „Suso-Blatt“, 26. April 1964).

⁶ Während im „Suso-Blatt“ v. a. Geistliche zu Wort kamen bzw. über die von diesen geprägten Aktivitäten berichtet wurde, dokumentiert der „Südkurier“ die Ereignisse aus einer zwar außerkirchlichen Perspektive, die allerdings von grundsätzlichem Wohlwollen gegenüber der offensichtlich als selbstverständlich vorausgesetzten kirchlich verfassten Religion geprägt war. So finden sich etwa zu beiden hier untersuchten Gedenkveranstaltungen jeweils umfangreiche Sonderbeilagen: Ignaz H. von Wessenberg. Zum 100. Todestag des letzten Bistumsverwesers von Konstanz am 9. August 1960 mit Beiträgen von Wolfgang Müller, Otto Ernst Sutter, Bernhard Möking; Vor 550 Jahren begann das Konstanzer Konzil. Beilage des „Südkurier“, 11. Juli 1964, mit Beiträgen von Otto Feger und W. St.

⁷ Zu Müller vgl. Karl Suso Frank, Wolfgang Müller zum Gedenken, in: FDA 103 (1983), S. 5–11.

⁸ Die Feiern zu Ehren Wessenbergs, in: „Suso-Blatt“, 7. August 1960.

Verzeichnungen aller Art die Grundlage für ein ausgewogenes Verständnis Wessenbergs herauszuarbeiten.⁹ In ihrer wechselvollen Geschichte, in der das Umfeld des II. Vaticanums eine entscheidende Station auf dem Weg zu einer positiven Bewertung darstellt, gibt die Bewertung von Leben und Denken des letzten Generalvikars und Bistumsverwesers der altehrwürdigen Diözese Konstanz nicht selten mehr Auskunft über die jeweilige kirchliche Großwetterlage im Allgemeinen und über die Position dessen, der sich zu Wessenberg äußert, im Besonderen, als über Wessenberg selbst.¹⁰ In Konstanz und der Region sind dabei hinsichtlich der Beurteilung des berühmten Bürgers der einstigen Bischofsstadt neben theologischen und geistlichen auch regionale und lokalhistorische Interpretationsstränge in komplexer Weise ineinander verwoben.¹¹ Einer

⁹ Wolfgang Müller, Ein christlicher Humanist und großer Erzieher, in: Ignaz H. von Wessenberg, Zum 100. Todestag des letzten Bistumsverwesers von Konstanz am 9. August 1960.

¹⁰ Dazu Maria E. Gründig, „Zur sittlichen Verbesserung des Volkes“. Zur Modernisierung katholischer Mentalitäts- und Frömmigkeitsstile im frühen 19. Jahrhundert am Beispiel des Bistums Konstanz unter Ignaz H. von Wessenberg, Stuttgart, Garbe, 1997, Kap. I.3: „Wessenbergforschung als Spiegel für den Meinungswandel in der katholischen Kirche“; Michael Quinsinsky, La dimension œcuménique de la pensée d’Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860). Un héritage controversé, in: Istina 54 (2009), S. 227–251.

¹¹ Vgl. Josef Zimmermann, Das „Wocheler-Denkmal“ in Überlingen ist 85 Jahre alt. Erinnerungen an Stadtpfarrer und Dekan Franz Wocheler (1778–1848), in: „Suso-Blatt“, 4. August 1963. Demzufolge stand Wocheler mit „ausgezeichneten Männern unter den kath. Geistlichen jener Zeit“ in Verbindung, darunter an erster Stelle Wessenberg. Da Wocheler, den der Konstanzer Wirkliche Geistliche Rat und spätere langjährige Freiburger Erzbischof Hermann von Vicari 1822 an dritter Stelle nach Wessenberg und Joseph Vitus Burg auf seine Kandidatenliste für den neuen Freiburger Erzbischofsstuhl setzte (vgl. Karl-Heinz Braun, Hermann von Vicari und die Erzbischofswahlen in Baden. Ein Beitrag zu seiner Biografie [Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 35], Freiburg 1990, S. 39; dort auch Literatur zu „Wessenberg-Freund Wocheler“ [ebd., S. 40]), die Reformbestrebungen Wessenbergs unterstützte, „erwachsen ihm auch etliche Gegner, die ihm den Lebensabend verbitterten, obwohl er sein Seelsorgeramt in vortrefflicher Weise verwaltete“ (Zimmermann, Das „Wocheler-Denkmal“ in Überlingen ist 85 Jahre alt). Von Vicari steht auch für den zunehmenden Ultramontanismus, der, in der Bodensee-region etwa durch den Radolfzeller Pfarrer, Dekan und Redakteur der „Freien Stimme vom See und Hóhgau“ Friedrich Werber vertreten, kaum Zugang zu Wessenbergs Anliegen finden konnte, sich vielmehr gerade auch im Gegensatz dazu entwarf (vgl. grundsätzlich Claudius Heitz, Volksmission und badischer Katholizismus im 19. Jahrhundert [Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 50], Freiburg 2005, S. 59). Vgl. dazu den Abdruck der Festrede zum 500-jährigen Münsterjubiläum vom 17. Juli 1966 in Radolfzell: Herbert Berner, Monsignore Friedrich Werber. Ein Kapitel Kultur- und Zeitgeschichte des Bodenseegebiets. Teil 3, in: „Suso-Blatt“, 4. September 1966: „Gewiss können wir – das sei nicht verschwiegen – in manchen Bereichen seine [d. h. Werbers, M. Q.] Ansichten heute nicht mehr teilen, etwa die Meinung, dass die Niederlassung von Fabriken für Moral und Glauben verderblich sei oder dass der von ihm so sehr und mit Recht bekämpfte liberale Zeitgeist eine Frucht wessenbergianischer Ketzereien sei; wir urteilen heute über Wessenberg, insbesondere über seine liturgischen Reformen, ganz an-

Einschätzung des Stadtarchivars Otto Feger aus der unmittelbaren Nachkriegszeit zufolge „*ehrt ihn unsere Stadt als einen der guten Geister ihrer Vergangenheit*“¹².

Hätten, wie der Wessenberg-Kritiker Anselm Rüd OSB schreibt, selbst die Gegner den „*edle[n] und vornehme[n] Charakter*“ nie geleugnet¹³, so scheint sich in manchen, mittlerweile selbst Teil der Geschichte gewordenen Interpretationen eine theologisch motivierte Fundamentalkritik an Wessenberg mit einer mühevoll unterdrückten Faszination zu mischen. Dieser Fall scheint etwa bei Conrad Gröber vorzuliegen, der als Konstanzer Münsterpfarrer an Wessenbergs Wirkungsstätte die historische Erforschung neu in Gang zu bringen beitrug¹⁴, und der als Erzbischof von Freiburg jenen Bischofsstuhl bestieg, dessen Vorgeschichte eng mit dem Namen Wessenbergs verbunden ist und der diesem selbst verwehrt blieb.¹⁵ Während der „Südkurier“ in Wessenberg v. a. den großen Konstanzer sah¹⁶, ist das „Suso-Blatt“ der Konzilszeit ein beredtes Zeugnis dafür, wie sehr der Wandel des innerkirchlichen Wessenberg-Bildes mit der gesamtkirchlichen Konstellation zusammenhängt. Vor allem in der Zeit zwischen der Ankündigung des Konzils und der ersten Sitzungsperiode ist das Wessenberg-Bild im „Suso-Blatt“ noch negativ und von Denkmustern aus der ultramon-

ders.“ Zu Werber s. Robert Furtwängler, Friedrich Werber – Ein Streiter für die Kirche, in: Dieter Weis (Hg.), St. Bartholomäus, Ettenheim. Beiträge zur 200. Wiederkehr der Weihe der Ettenheimer Stadtpfarrkirche, München 1982, S. 187–195.

¹² Otto Feger, Konstanz. Aus der Vergangenheit einer alten Stadt, Konstanz, o.D. (um 1946), S. 212. Zu Feger, der während der Konzilszeit auch zu den Autoren des „Suso-Blattes“ zählte und neben seinen historischen Studien v.a. durch sein Eintreten für einen Alemannensstaat bekannt wurde, vgl. Jürgen Klöckler, Abendland – Alpenland – Alemannen. Frankreich und die Neugliederungsdiskussion in Südwestdeutschland 1945–1947 (Studien zur Zeitgeschichte 55), S. 171–197.

¹³ Anselm Rüd, Des Freiherrn I. H. von Wessenbergs Testament, in: „Suso-Blatt“, 8. Dezember 1963. Zu seinen kritischeren Stellungnahmen s. u.

¹⁴ Konrad Gröber, Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg, in: FDA 55 (1928), S. 362–509 (Teil I) bzw. FDA 56 (1929), S. 294–435 (Teil II).

¹⁵ Vgl. Karl-Heinz Braun, Die Causa Wessenberg, in: ders. (Hrsg.), Kirche und Aufklärung – Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860), München 1989, S. 28–59.

¹⁶ Vgl. Gedenkstunden für den letzten Konstanzer Bistumsverweser. Gedächtnis-Ausstellung im Wessenberghaus – Festakt im Konzil, in: „Südkurier“, 25. Juli 1960; K. D., Ignaz Heinrich von Wessenberg. Konstanz feierte den 100. Todestag seines großen Mitbürgers, in: „Südkurier“, 26. Juli 1960. Allerdings findet sich auch ein Bericht, der die allgemeine – auch von Müller (s. Anm. 8 und 9) geteilte – Kritik an Wessenbergs Eintreten gegen traditionelle Frömmigkeitsformen wie das Rosenkranzgebet teilt: K. J., Als in Öflingen der Rosenkranz verboten war. Oeflingen (sic), der Hotzenwald und die Reformen Wessenbergs, in: „Südkurier“, 9. August 1960.

tanen Zeit geprägt. So findet sich 1960 ein langer Text des viel gelesenen einstigen Hagnauer Pfarrers Heinrich Hansjakob aus dem Jahre 1904¹⁷, der ein sehr kritisches Bild von Wessenberg zeichnet und als „*Entschuldigung*“ lediglich gelten lassen kann, dass dieser „*ein Kind seiner Zeit und der religiösen Richtung dieser Zeit*“ war.¹⁸ Für Hansjakob ist Wessenberg letztlich als Exponent einer Zeit, die „*keine katholische*“ war, abzulehnen, mit anderen Worten stellt sich in der Auseinandersetzung mit Wessenberg auch die Frage nach dem Verhältnis von katholischer Kirche und Aufklärungszeitalter. Die Redaktion des „Suso-Blatts“ kommentiert den Text Hansjakobs, der selbst übrigens neben dem Aufklärungszeitalter auch den zu seiner eigenen Zeit vorherrschenden Ultramontanismus kritisierte¹⁹, mit dem umso harscheren, weil einseitigeren Urteil, „*dass in religiöser Hinsicht die Wirkung, die von Wessenberg ausging, im Ganzen gesehen eher nachteilig als fördernd gewesen ist. Ein Jahrhundert hat nicht ganz genügt, diese ungünstigen Nachwirkungen, die durch andere Ereignisse noch verstärkt worden sind, zu beseitigen*“.²⁰ Demgegenüber heißt es im selben Jahr 1960 im ungezeichneten Bericht über Wolfgang Müllers Vortrag, dass Wessenberg in der Bildungsarbeit insbesondere für den Klerus „*Dinge geschaffen habe, von denen man heute noch zehre*“.²¹ Ein Beispiel für das Misstrauen, das noch von theologischen Denkmustern, die in der Zeit vor dem II. Vaticanum wirkten, generiert war, ist ein Beitrag von Anselm Rüd. Der redaktionellen Einleitung zufolge stellt es nicht nur ein „*Missverständnis*“ dar, Wessenberg „*gewissermaßen als einen Vorkämpfer für eine liturgische Erneuerung*“ zu betrachten, vielmehr betrifft dieses Miss-

¹⁷ Es handelt sich um einen Auszug aus seinem Reisebericht „Alpenrosen mit Dornen“ aus dem Jahre 1904. Vgl. Heinrich Hansjakob, Alpenrosen mit Dornen. Nach der Ausgabe Stuttgart 1905. Mit einem Nachwort und Anmerkungen von Helmut Bender, Waldkirch 1988.

¹⁸ Ignaz Heinrich von Wessenberg. Zu seinem 100. Todestag am 9. August, in: „Suso-Blatt“, 31. Juli 1960.

¹⁹ Wenngleich Hansjakob Wessenberg abspricht, katholischer Theologe zu sein – „*darum kannte er auch den Katholizismus nicht in seinen Fundamenten*“ –, so ist er als kritischer Zeitgenosse der Modernismuskrise aber „*auch kein begeisterter Anhänger der heutigen Richtung, die alles verbrennen möchte, was der Wessenbergianismus eingeführt – ich erinnere nur an die deutsche Sprache bei kirchlichen Verrichtungen*“ und bricht „*den Stab nie und nimmer über Wessenberg und die Wessenbergianer*“. Hansjakob vermutet sogar, dass er, hätte er in der Zeit Wessenbergs als Pfarrer gewirkt, „*zu seinen eifrigsten Anhängern gezählt haben würde*“ (ebd.).

²⁰ Ignaz Heinrich von Wessenberg. Zu seinem 100. Todestag am 9. August 1960, in: „Suso-Blatt“, 31. Juli 1960.

²¹ Die Feiern zu Ehren Wessenbergs (wie Anm. 8).

verständnis demnach die „Bewertung der früheren geschichtlichen Entwicklung“, mit anderen Worten die des Zeitalters der katholischen Aufklärung.²² Rüd, dem zufolge der Konstanzer Generalvikar „von heute aus gesehen [...] besser alles so gelassen [hätte], wie er es vorfand, denn es war alles viel besser zuvor“²³, bietet 1963 – die Liturgiekonstitution des II. Vaticanums stand vor der Verabschiedung – eine durchaus umfassende Darstellung der Reformen Wessenbergs, wengleich unter eindeutig negativem Vorzeichen. Am Ende überrascht er mit einer Teilrevision seines Urteils: „Kann v. Wessenberg auch nicht als Bahnbrecher der liturgischen Erneuerung von heute anerkannt werden, so steht er den wirklichen Wegbereitern dieser Erneuerung doch insofern nahe, als seine liturgischen Reformen den modernen Reformen ähnlich sind.“²⁴ Das Misstrauen gegenüber Wessenberg wurde in der Tat mehr und mehr von Sympathie sekundiert. Ein Bericht aus Pfullendorf, ebenfalls aus dem Jahre 1963, zeigt die Wahrnehmungsverschränkung mit dem II. Vaticanum und macht dabei Wessenbergs Einbettung in einen komplexen regionalen, pastoralen und theologiegeschichtlichen Vermittlungszusammenhang deutlich: „In die neue Liturgie führte zum 7. März das ‚SUSO-BLATT‘ mit der Sonntagsbetrachtung des früheren Pfullendorfer Seelsorgers Otto Brecht und mit der auch heimatkundlich hochinteressanten ‚Liturgiereform Wessenbergs‘ von P. Dr. Spahr aus dem benachbarten Weingarten trefflich ein.“²⁵ Ohne Überleitung fährt der ungezeichnete Artikel fort, dass sich die „Gemeinde St. Jakob [...] der Neuerung ge-

²² Anselm Rüd, Wessenberg und das Vatikanische (sic) Konzil. War Wessenberg ein Bahnbrecher der liturgischen Erneuerung?, in: „Suso-Blatt“ 4. August 1963. Anlass war ein „in einer Tageszeitung“ erschienener Kommentar, in dem anlässlich der Krönungsfeierlichkeiten Pauls VI. die Verbindung zwischen der Konstanzer und der vatikanischen Liturgiereform hergestellt wurde. Für Rüd sind diese nur „auf den ersten Blick, oberflächlich gesehen“, ähnlich.

²³ Anselm Rüd, Wessenberg und das Vatikanische Konzil (wie Anm. 22).

²⁴ Anselm Rüd, Wessenberg und das Vatikanische Konzil (wie Anm. 22). Es folgt eine Parallelisierung im Blick auf die gemeinsame aktive Mitfeier des Gemeindegottesdienstes, die Liturgiesprache, das Liedgut sowie den Zusammenhang von Bibel und Liturgie. Man könnte mutmaßen, dass Rüd hier Loyalität gegenüber dem Lehramt – und sei es in seiner gerade von Wessenberg so geschätzten konziliaren Ausdrucksform – mit seiner Sicht der Kirchen- und Theologiegeschichte zu vereinbaren sucht.

²⁵ Aus Pfullendorf berichtet. Die neue Liturgie – Fastenpredigt, in: „Suso-Blatt“ 14. März 1963. Brecht (geb. 1901 in Schaffhausen, Priesterweihe 1926, gest. 1965 in Pfullendorf) war, wie u.a. auch in beiliegendem Beitrag berichtet, stark von der liturgischen Bewegung geprägt und verfasste bis zu seinem Tod im „Suso-Blatt“ zahlreiche „Sonntagsbetrachtungen“; vgl. Erwin Keller, Otto Brecht, in: FDA 89 (1969), S. 565 f.

genüber wie immer aufgeschlossen“ zeigte.²⁶ Die Liturgiereform Wessenbergs blieb in den Jahren des II. Vaticanums auf der lokalen und auch diözesanen Agenda.²⁷ Den von Rüd noch aufgemachten Gegensatz zwischen den Reformen Wessenbergs und Pius' X. sieht der gebürtige Konstanzer und Weingartener Benediktiner Gebhard Spahr durch das II. Vaticanum gleichsam in einer Synthese zusammengefasst.²⁸ Mit einem Schuss Lokalpatriotismus kommt er abschließend zu einer positiven Bewertung sowohl Wessenbergs als auch des II. Vaticanums: *„Was wir heute wünschen und auch schon besitzen: Erklärung der Riten, Einführung des allgemeinen Kirchengesangs, Betonung der Predigt, Verwendung der Muttersprache, Stärkung des Pfarrbewusstseins u. a. war auch Anliegen Wessenbergs und wurde also vor 150 Jahren in unseren Gegenden schon erprobt.“*²⁹ Während Rüd kritisierte, dass es Reformern um

²⁶ Aus Pfullendorf berichtet (wie Anm. 25).

²⁷ So hielt im Oktober 1964 Erwin Keller, *„der in Konstanz kein Unbekannter ist“*, im Rahmen der in Konstanz abgehaltenen Jahresversammlung des Kirchengeschichtlichen Vereins einen Vortrag zu diesem Thema (Jahresversammlung des Kirchengeschichtlichen Vereins. Diesmal in Konstanz – Thema der Tagung: Die Liturgiereform Wessenbergs, in: „Suso-Blatt“, 11. Oktober 1964); vgl. auch seine Dissertation: Erwin Keller, Die Konstanzer Liturgiereform unter Ignaz Heinrich von Wessenberg = FDA 85 (1965). Keller wuchs im schweizerischen Gottlieben auf und besuchte in Konstanz den Religionsunterricht, vgl. Franz Hundsnurscher, Erwin Keller, in: FDA 116 (1996), S. 142 ff.; nach Gebhard Spahr, Die Liturgiereform Wessenbergs. Bestrebungen vor mehr als 150 Jahren im Lichte der Liturgiereform des II. Vatikanischen Konzils, in: „Suso-Blatt“, 7. März 1965, hinterließ Kellers Vortrag bei der *„großen Zuhörerschaft“* offensichtlich einen guten Eindruck. Anlässlich der 550-Jahrfeier des Konstanzer Konzils fand auch ein Diözesantreffen der Kirchenchöre im Konstanzer Münster statt, das einst Kathedrale eines Bistums war, und das *„in der Geschichte der Musikliteratur einen nicht unbedeutenden Namen hat. Unvergesslich sind die Bemühungen [Wessenbergs], die Liturgie an das Volk heranzutragen“* („Nun jauchzt dem Herren alle Welt!“ Kirchenmusik am 4. Oktober in der Basilika, dem Münster ULF, zu Konstanz, in: „Suso-Blatt“, 4. Oktober 1964).

²⁸ Gebhard Spahr, Die Liturgiereform Wessenbergs (wie Anm. 27). Zugleich sieht Spahr Wessenbergs Liturgiereform nicht in erster Linie als dessen originäres Werk, sondern als Resultat einer Aneignung der Tradition mit Stationen u.a. im christlichen Altertum, im Konzil von Trient und in den Bemühungen des Fürstabtes Martin Gerbert von St. Blasien. Die z. T. heftigen Reaktionen gegen Wessenbergs Liturgiereform in den Pfarreien der um ihre Existenz ringenden Diözese Konstanz erklärt Spahr mit organisatorischen Problemen bei deren Durchführung, von denen einige dem Zugriff der Kirche entzogen waren. Spahr spricht Wessenberg auch vom Vorwurf des *„Antirömische[n]“* frei, zeigte er doch *„gegen Papst und Rom keinen Affekt“*.

²⁹ Gebhard Spahr, Die Liturgiereform Wessenbergs (wie Anm. 27). Auch der Redaktion des „Suso-Blattes“ zufolge hat Wessenberg *„mit seinen Vespern und Kirchenordnungen, seinen Psalmen und seinem Liedgut gute Vorarbeit geleistet“*, wenngleich *„diese Bemühungen lange Zeit belastet [waren] durch einen unausrottbaren Argwohn, als zielten sie auf eine deutsche Nationalkirche hin“* (Der Konzilstag zu Konstanz. Weihbischof Karl Gnädinger kommt – Pontifikalamt in Konzelebration – Regionaler Katholikentag der Bodenseedekanate im „Konzil“ – Am 8. Mai

Pius X. oder um die Beuroner Förderer der Liturgischen Bewegung um „die objektive Gloria Dei“ gegangen sei, für das „*Kind der Aufklärungszeit*“³⁰ Wessenberg hingegen um den Menschen, so kann man festhalten, dass das II. Vaticanum just beides zusammendenken wollte. Insgesamt betrachtet war es wesentlich Wolfgang Müllers Verdienst, Wessenberg selbst und auch seine Zeit nicht mehr theologisch abzuwerten, sondern zu verstehen zu suchen, und durch diese Historisierung zugleich eine theologische Ehrenrettung Wessenbergs vorzunehmen. Dies erfolgte zu einer Zeit, in der mit dem II. Vaticanum eine neue Verhältnisbestimmung zwischen Kirche und moderner Welt, wie sie auch aus dem Aufklärungszeitalter hervorgegangen ist, angestrebt wurde. Wenn Müllers Wessenbergforschungen auch nicht durch das II. Vaticanum ausgelöst wurden, so wurden ihre Ergebnisse in Konstanz und Umgebung von einer Sympathie Wessenberg gegenüber aufgenommen³¹, die sich neben der regionalen Geschichte auch dem II. Vaticanum verdankte und wohl auch umgekehrt Sympathien für dieses beförderte.

2. Die 550-Jahrfeier des Konstanzer Konzils 1964 und das II. Vaticanum

Noch direkter als im Falle der Wessenberg-Beurteilung zur Zeit des II. Vaticanums zeigt sich die Wahrnehmungs- und Perspektivenverschränkung im Falle des Konstanzer Konzils. Wenn Ansgar Frenken in seiner Studie über dessen Erforschung im 20. Jahrhundert für die 1960er-Jahre

1966, in: „Suso-Blatt“, 1. Mai 1966). Im Bericht über eine Konferenz der Dekanate der Region am 8. Oktober 1967 mit Domkapellmeister Franz Stemmer wurde darauf hingewiesen, dass die Deutschen Vespere Wessenbergs „ein hervorragender und gelungener Versuch“ waren, „die Psalmengesänge in das Liedgut des Volkes zu übernehmen“ („Kirchenmusikalische Situation nach II. Vatikanischem Konzil“. Regionalkonferenz der Dekanate Engen, Hegau, Radolfzell, Stockach, Überlingen, Konstanz, in: „Suso-Blatt“, 19. November 1967). Vgl. nunmehr auch Christoph Schmider, „Beförderungsmittel religiöser Gefühle und sittlicher Gesinnungen“. Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860) und die Kirchenmusik, in: FDA 130 (2010), S. 5–24.

³⁰ Rüd, Wessenberg und das Vatikanische Konzil (wie Anm. 22).

³¹ „Das vom Referenten gezeichnete Lebensbild wurde zur Ehrenrettung des in theologischer Beziehung oft verzerrt gesehenen Mannes. Kulturamtsleiter Dr. Berner, der den Abend leitete, hofft auf die Fertigstellung der vom genannten Kirchenhistoriker angefangenen Wessenberg-Biographie, die Einblick in die Kirchengeschichte unserer Landschaft geben dürfte“ (Kleiner Singener Kalender. OB Diez wieder Landtagskandidat – Prof. Müller sprach über Wessenberg, in: „Suso-Blatt“, 3. November 1963).

mit Verweis auf das II. Vaticanum eine theologisch-dogmatische und eine historische Ebene des Interesses unterscheidet³², können diese beiden Ebenen vor Ort durch eine dritte Ebene ergänzt wurden, näherhin die der lokalen Wahrnehmung des Konstanzer wie des II. Vatikanischen Konzils. Als Johannes XXIII. 1962 allen Kirchen, in denen ein Konzil stattgefunden hatte, eine Konzilskerze schenkte³³, bekräftigte das „Suso-Blatt“, dass „im altehrwürdigen Bischofsmünster von Konstanz“ die Erinnerung an das Konstanzer Konzil „niemals erloschen“³⁴ ist. Theologisch oszilliert der Bericht im „Suso-Blatt“ mit Blick auf das II. Vaticanum, wohl durchaus milieu- und zeittypisch, zwischen einer Zentrierung auf Papst und Bischöfe einerseits und der Überzeugung, dass „wir selbst“³⁵ die Kirche sind andererseits. Die Verbindungslinie Konstanzer Konzil–II. Vaticanum scheint hier gleichsam als eine Art allgemeine Wahrnehmung in Konstanz und Umgebung aufgegriffen worden zu sein. Auf der Titelseite des „Südkurier“ wurde die Berichterstattung über die diözesane Konzilsfeier³⁶ am 13. Juli 1964 mit dem Hinweis eingeleitet, dass in „fast allen Ansprachen [...] die nahe Verbindung [anklang], in der das Konzil von Konstanz zur gegenwärtigen Situation in der Christenheit steht“.³⁷ In seinem Grußwort unmittelbar vor den Feiern fragte Oberbürgermeister Bruno Helmle, übrigens mit einer aus heutiger Sicht konzilshermeneutisch überraschenden Parallelisierung: „Wer denkt in Erinnerung an jenes Konzil nicht an die Fragen, die etwa das Zweite Vatikanische Konzil oder den Europarat beschäftigten, Fragen, deren glückliche Lösung uns allen am Herzen liegt?“³⁸ Die lokale Wahrnehmung steht freilich nicht für sich. Einerseits wirkte das Konstanzer Jubiläum in die Erzdiözese

³² Ansgar Frenken, Die Erforschung des Konstanzer Konzils (1414–1418) in den letzten 100 Jahren (= Annuario Historiae Conciliorum 25 [1993]), S. 1–512, S. 394.

³³ Papstkerze für Basilika ULF in Konstanz. Eindrucksvoller Abschluss der Männergebetswoche im Dekanat Konstanz, in: „Suso-Blatt“, 1. April 1962. Das „Konzilslicht“ sollte während der gesamten Dauer des Konzils im Konstanzer Münster brennen (Das Konzilslicht brennt in der Basilika, in: „Suso-Blatt“, 14. Oktober 1962).

³⁴ Papstkerze für Basilika ULF in Konstanz (wie Anm. 33).

³⁵ Ebd.

³⁶ Da das II. Vaticanum eine Anwesenheit der Konzilsväter in Konstanz am 5. November 1964, dem eigentlichen Jubiläumstag, verunmöglichte, fanden die diözesanen Feierlichkeiten am 11. und 12. Juli statt, im November hielt dann die Stadt Konstanz Jubiläumsveranstaltungen ab.

³⁷ Konstanz: Die Konzilsidee bleibt lebendig, in: „Südkurier“, 13. Juli 1964.

³⁸ Bruno Helmle, Hoffnungen im Jahr des Konziljubiläums. Ein Geleitwort von Oberbürgermeister Dr. Helmle zu den Feierlichkeiten, in: „Südkurier“, 11. Juli 1964.

hinein³⁹, andererseits war es geprägt von „auswärtigen“ Rednern, darunter dem Wiener Kardinal Franz König mit seiner gewichtigen Rede über die „*Konzilsidee von Konstanz bis Vaticanum II*“⁴⁰, die der „Südkurier“ unter der Überschrift „*Das Konzil von Konstanz als Wegbereiter des Konzils von heute*“⁴¹ ausführlich zusammenfasst. Auch der baden-württembergische Ministerpräsident und spätere Bundeskanzler Kurt-Georg Kiesinger war vertreten und verlieh seiner Überzeugung Ausdruck, dass der Konziliarismus, der „*jahrelang für die Theologen einen Albtraum bedeutete, [...] sich, das zeige das laufende Zweite Vatikanische Konzil, zu einem für den Bestand der Kirche segensvollen Für- und Miteinander entwickelt*“⁴² habe. Die Feierlichkeiten waren auch Gegenstand wichtiger Veröffentlichungen.⁴³ Das „Suso-Blatt“ stimmt dem Freiburger Kirchen-

³⁹ So begab sich eine 170 Theologen zählende „Pilgergemeinschaft“ des Freiburger Collegium Borromaeum im Mai 1962 in die ehemalige Konzilskirche, um dort gemeinsam mit den 120 Schülern des Konstanzer Konradihauses „*den Segen Gottes im Konzilsjahr für das Zweite Vatikanische Konzil zu erbitten*“ (Ein unvergesslicher Tag. Das Collegium Borromaeum Freiburg pilgerte zur Konstanzer Konzilsbasilika und zur Gnadenmutter von Birnau, in: „Suso-Blatt“, 3. Juni 1962).

⁴⁰ Franz König, Die Konzilsidee von Konstanz bis Vaticanum II, in: Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg (Hrsg.), Konzil der Einheit. 550-Jahrfeier des Konzils zu Konstanz, Karlsruhe 1964, S. 15–30; für eine Einordnung dieser Rede vgl. auch Heribert Smolinsky, Der Konziliarismus im Lichte des Zweiten Vaticanums, in: Peter Inhoffen, Kurt Remele, Ulrike Saringer (Hrsg.), Demokratische Prozesse in der Kirche? Konzilien, Synoden, Räte, Graz 1998, S. 51–72, bes. S. 63ff.; David Neuhold, Kardinal Franz König – Religion und Freiheit. Versuch eines theologischen und politischen Profils (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte 8), Fribourg 2008, 81. Eigens zu erwähnen ist im Zusammenhang mit der demografischen und politischen Situation der 1960er-Jahre auch die Anwesenheit des polnischen Exilbischofs Józef Felix Gawlina. Vgl. seine Rede: Jozef F. Gawlina, Das Konstanzer Konzil und die Polen, in: Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg (Hrsg.), Konzil der Einheit, s. o., S. 51–55, die mit dem Gruß an den polnischen Primas – der Titel stammt aus der Zeit des Konstanzer Konzils – Kardinal Stefan Wyszyński endet. Zu den Kontakten zwischen polnischen und deutschen Bischöfen während des II. Vaticanums für die Versöhnungsarbeit zwischen den beiden Ländern siehe Basil Kerski, Thomas Kycia, Robert Żurek, „Wir vergeben und bitten um Vergebung“. Der Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe vom 18. November 1965 und seine Wirkung, Osnabrück 2006.

⁴¹ W. St., Das Konzil von Konstanz als Wegbereiter des Konzils von heute. Festvortrag von Kardinal Franz König, in: „Südkurier“, 13. Juli 1964.

⁴² Schmelztiegel der Einheit. Machtvolle Kundgebung auf dem Münsterplatz vor der Konzilsaula des Konstanzer Konzils, in: „Südkurier“, 13. Juli 1964.

⁴³ Vgl. die vom Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg herausgegebenen Ansprachen und Reden (Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg [Hrsg.], Konzil der Einheit [wie Anm. 40]). Auch die unter dem Protektorat Erzbischof Schaufeles von August Franzen und Wolfgang Müller im Auftrag der Freiburger Theologischen Fakultät herausgegebene Festschrift (August Franzen,

historiker August Franzen⁴⁴ zu, der in seinem Festvortrag auf das „über Nacht“⁴⁵ gestiegene allgemeine Interesse am Konstanzer Konzil und dessen „eigentümliche Aktualität“⁴⁶ hingewiesen habe. Erzbischof Schäufele, der explizit einen Zusammenhang mit dem II. Vaticanum herstellte⁴⁷, legte Wert auf den Willen zur Einheit, für den das Konstanzer Konzil steht.⁴⁸ Die Einheit der Kirche war auch ein Leitmotiv des Willkommensgrußes des Dekans Ernst Zeiser⁴⁹ an die Gäste der Jubiläumsfeier, in dem er das II. Vaticanum wie sein Konstanzer Vorgängerkonzil als „Stunden der Kirche“ darstellt, „in denen sie den Ruf zur Sammlung erhebt und eine Neubesinnung von allen und von einem jeden verlangt.“⁵⁰ Von den „Grundanliegen des Konstanzer Konzils“ her gelte es, sich „zur täglichen Aufgabe des Kirchenvolkes und einer jeden Ge-

Wolfgang Müller [Hrsg.], *Das Konzil von Konstanz. Beiträge zu seiner Geschichte und Theologie*, Freiburg 1964) steht in Zusammenhang mit den Feierlichkeiten, nicht zuletzt durch den erstgenannten Herausgeber, dessen im Anschluss an Kardinal Königs Rede gehaltener Festvortrag „Konzil der Einheit“ der diözesanen Gedenkschrift den Namen gab (August Franzen, *Konzil der Einheit*, in: Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg [Hrsg.], *Konzil der Einheit* [wie Anm. 40], S. 40–50).

⁴⁴ Zu Franzen (1912–1972) s. Remigius Bäumer, August Franzen, in: FDA 97 (1977), S. 436–438.

⁴⁵ Ein „einzigartiger Ruhmestitel“. *Konzil der Einheit – Das Konstanzer Konzilsjubiläum*, in: „Suso-Blatt“, 19. Juli 1964.

⁴⁶ Ebd. Weiter heißt es: „Nicht nur Historiker und Theologen, sondern auch Männer der Praxis, die Führer des kirchlichen Lebens, interessierten sich für die Fragestellungen des Konzils.“

⁴⁷ „Die Akten des Konzils zu Konstanz fanden immer wieder ihre Bearbeiter. Durch das tagende Allgemeine II. Vatikanische Konzil erhielten jedoch theologische Fragen des Konzils von Konstanz neue Aktualität“ (Hermann Schäufele, Geleitwort, in: August Franzen, Wolfgang Müller [Hrsg.], *Das Konzil von Konstanz. Beiträge zu seiner Geschichte und Theologie*, Freiburg 1964, S. V).

⁴⁸ Darauf wurde immer wieder hingewiesen, vgl. z. B. Erzbischof begeht Konstanzer Konzils-Jubiläum. Erzbischof Dr. Schäufele hält Festpredigt – Kardinal König feiert Pontifikalamt, in: „Suso-Blatt“, 17. Mai 1964; Zwanzig Bischöfe kommen nach Konstanz. Zur 550-Jahrfeier des Konzils von Konstanz – Große Festlichkeiten am 11./12. Juli, in: „Suso-Blatt“, 28. Juni 1964. Vgl. auch Hermann Schäufele, *Das Konzil und die Einheit der Kirche*, in: Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg (Hrsg.), *Konzil der Einheit* (wie Anm. 40), S. 31–39.

⁴⁹ Ernst Zeiser, geb. 1911 (Radolfzell), gest. 1992 (Billafingen); 1938 Priesterweihe. Nach verschiedenen Vikarstellen, darunter Konstanz, Münster ULF, Konstanz, Hl. Dreifaltigkeit, Freiburger Münster sowie Pfarrstellen in Pfullendorf und Hagnau wurde er 1961 Nachfolger des zum Weihbischof ernannten Karl Gnädinger in Konstanz, Münster ULF, und Dekan; 1974 Kaplaneiverweser in Billafingen, dort 1984 Ruhestand. Nach dem Krieg Mitbegründer der BCVP (vgl. Martin Zeil, Ernst Zeiser, in: FDA 116 [1996], S. 194 f.).

⁵⁰ Ernst Zeiser, Vor 550 Jahren begann das Konstanzer Konzil. Die Jubiläumsfeier der Erzdiözese Freiburg – Ein frohes „Willkommen“ den Gästen, in: „Suso-Blatt“ 12. Juli 1964.

meinde, der ‚*reformatio in capite et membris*‘“ zu bekennen. Weiterhin vergleicht er die Bemühungen des Konstanzer Konzils um die „*Einheit in der Liebe*“ mit dem Treffen zwischen Papst Paul VI. und Patriarch Athenagoras und verweist unter Bezug auf die Liturgiekonstitution des II. Vaticanums auf die Einheit stiftende Rolle der „*in lebendige Bewegung gebrachten hohen Feier der Eucharistie*“. Schließlich vergleicht er die Bemühungen beider Konzilien um den Glauben, wobei er Johannes XXIII. zitiert, dem zufolge die Kirche „*nicht das Maß der Strenge, sondern das Gesetz der Milde, der Vergebung, der Liebe [...] walten lassen*“ wolle, um die „*Wahrheit, die Christus selber ist als Weg und Leben*“ (Joh 14, 6)“ zu erkennen. Während insbesondere Kardinal König in seinem Festvortrag das bleibend bedeutsame Potenzial der auf dem Konstanzer Konzil wirkenden Ideen starkmachte⁵¹ – August Franzen mit seiner Zukunftsvision eines „*zweite[n] Konstanz*“⁵², Wolfgang Müller⁵³ sowie der aus Bohlingen gebürtige Dogmatiker Helmut Riedlinger stießen in der Festschrift der Freiburger Theologischen Fakultät in dasselbe Horn⁵⁴ –, bleibt das Andenken der Kirchenversammlung auch mit dem Schicksal des böhmischen Theologen Jan Hus verbunden. So erinnert an dessen Hinrichtung im Jahre 1415 auf dem „*berühmtesten Scheiterhaufen der Welt*“⁵⁵ in Konstanz u. a. der „Hussenstein“. In seiner Stadtgeschichte aus der Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg kommentiert denn auch Otto Feger: „*Wenn man in Konstanz oder anderswo vom Konstanzer Konzil spricht,*

⁵¹ Besonders deutlich wird dieser Aspekt im Bericht des „Südkuriers“ über Königs Vortrag herausgestellt: „*Das Konzil von Konstanz steht wie das heutige Konzil an einem Wendepunkt der Geschichte. War Konstanz das letzte große Konzil, das die selbstverständliche Einheit von Kirche und Welt zeigte, [...] so ist das heutige Konzil das erste, das sich bewusst zur Welt öffnet, zu einer Welt, die nicht als Gegner, sondern als mündig gewordener Partner angesehen wird*“ (W. St., Das Konzil von Konstanz als Wegbereiter [wie Anm. 41]).

⁵² Zit. nach: Schmelzriegel der Einheit. Machtvolle Kundgebung auf dem Münsterplatz vor der Konzilsaula des Konstanzer Konzils, in: „Südkurier“, 13. Juli 1964.

⁵³ Vgl. August Franzen, Wolfgang Müller, Vorwort, in: dies. (Hrsg.), Das Konzil von Konstanz (wie Anm. 43), S. VII–XII, bes. S. IX.

⁵⁴ Helmut Riedlinger, Hermeneutische Überlegungen zu den Konstanzer Dekreten, in: ebd., S. 214–238. Zu Riedlinger vgl. Peter Walter, Helmut Riedlinger, in: FDA 132 (2012), S. 181–186.

⁵⁵ So Diözesanmännerseelsorger Alois Stiefvater, Festprediger des Konradifestes 1962, vgl. Papsttum und Wahrheit. Das große Konstanzer Konradifest 1962 – Ein packender Festprediger, in: „Suso-Blatt“, 2. Dezember 1962. Zu Stiefvater s. Julius Schäuble, Alois Stiefvater, in: FDA 111 (1991), S. 296–299 (zur Rezeption des II. Vaticanums in Stiefvaters Aufgabenbereich ebd., S. 298f.); vgl. auch Alois Stiefvater, Das Konstanzer Pastoral-Archiv. Ein Beitrag zur kirchlichen Reformbestrebung im Bistum Konstanz unter dem Generalvikar I. H. von Wessenberg 1802–1827, Freiburg 1940.

wird sofort als erstes und meist als einziges Ereignis die Verbrennung des Hus genannt.⁵⁶ Wie ein Echo darauf liest sich ein Bericht über einen Vortrag Bruno Kirchgäßners: „*Dass alle eins seien*“, das sei schon das Anliegen des Konstanzer Konzils gewesen – nicht etwa die Verbrennung von Johannes Hus.⁵⁷ Dennoch schien nicht nur bei den Festrednern und Vortragenden, sondern auch in der Bevölkerung das Thema Hus lebhaftes Interesse hervorzurufen.⁵⁸ In einem Rückblick auf die Feier greift Dekan Zeiser den „*Hinweis*“ Ministerpräsident Kiesingers auf, „*dass in der großartigen Vergebungsbitte eines Papstes Paul VI. auch sicherlich das an Hus getane Unrecht miteinbezogen sei*“.⁵⁹ Diese Vergebungsbitte stellt in der Tat für Kiesinger „*die Brücke, die von Konstanz zum Zweiten Vatikanischen Konzil reicht*“⁶⁰ dar. Zeiser bezieht das in Konstanz auch ökumenisch virulente Thema⁶¹ in eine grundsätzliche Zustimmung zu der mit dem II. Vaticanum gegebenen Selbstreflexion der Kirche in der Welt ein.⁶² In seinem Rückblick auf die diözesane Feier im Juli 1964, der zugleich auf die von der Stadt Konstanz organisierte Festwoche vom 1. bis 8. November 1964⁶³ vorbereiten sollte, vereint Dekan Zeiser noch einmal in dichter Form die lokal gefärbte historisch-theologische Verbindung von Kons-

⁵⁶ Feger, Konstanz (wie Anm. 12), S. 40 – vgl. auch ebd., S. 42: „*beim Konstanzer Konzil ging es keineswegs um die Verbrennung des Hus, sondern um die geistige Existenz des Abendlandes*“.

⁵⁷ „Alle sollen eins sein!“ Das Konstanzer Konzil 1414–1418 – Vortrag von Oberstudienrat Kirchgäßner, in: „Suso-Blatt“, 17. Februar 1964. Zu Kirchgäßner vgl. Heinrich Heidegger, Bruno Kirchgäßner, in: FDA 132 (2012), S. 177/178.

⁵⁸ So verteidigte Helmut Steckeler in einem der wenigen im „Suso-Blatt“ abgedruckten Leserbriefe (und dem Einzigen, der sich dem Konzilsjubiläum widmet) die Konzilsfeiern gegenüber einer „*ungerechte[n] Kritik*“, wonach des Jan Hus nicht gebührend gedacht worden sei (Leser schreiben dem „Suso-Blatt“: Jan Hus und das Konstanzer Konzil. Eine Erwiderung auf eine ungerechte Kritik, in: „Suso-Blatt“, 9. August 1964).

⁵⁹ Ernst Zeiser, Die unvollendete Reformation. Gedanken zur Gedächtniswoche der Konzilsstadt Konstanz vom 1. bis 8. November 1964, in: „Suso-Blatt“, 1. November 1964.

⁶⁰ Schmelztiegel der Einheit. Machtvolle Kundgebung auf dem Münsterplatz vor der Konzilsaula des Konstanzer Konzils, 13. Juli 1964.

⁶¹ Bei der Feier zum 550. Todestag des böhmischen Theologen im Jahr 1965 durfte sich „*die katholische Kirche am Ort [...] nicht beteiligen*“ (J. F. Mono, Evangelische Kirche in Konstanz 1518–1970. Zur 150-Jahrfeier der evangelischen Kirchengemeinde Konstanz herausgegeben vom evangelischen Kirchengemeinderat Konstanz, Konstanz 1970, S. 251, Anm. 414).

⁶² Zeiser sieht der Bitte Kiesingers dadurch entsprochen, „*dass das gegenwärtig wieder in Rom tagende II. Vatikanische Konzil an der Entscheidung über die Religionsfreiheit arbeitet*“, wobei hierbei „*obnedies im Sinne der Moderne, ihrer Aufgeschlossenheit, ihrer Vielfalt, ihres Pluralismus*“ entschieden worden sei.

⁶³ Zu nennen sind hier v. a. die Vorträge des Tübinger Kirchengeschichtlers Karl August Fink sowie des Heidelberger Propstes Hans Asmussen (vgl. 550-Jahrfeier [wie Anm. 1]).

tanzer Konzil und II. Vaticanum: *„Die Stadt Konstanz ist sich ihrer einmaligen Würde im deutschen Raum diesseits der Alpen bewusst, Stätte des 16. ökumenischen abendländischen Konzils in den Jahren 1414–1418 gewesen zu sein. Es kann und darf aber auch nicht verschwiegen werden, dass ‚nicht nur für die Glieder der Reformationskirchen die Erinnerung daran beschwerend ist‘, sie muss es für uns alle sein und bleiben, es ist die unvollendete Reformation, die bis zur Stunde, ja bis an das Ende der Tage nicht abgeschlossene Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern. Die Sache der Reformation, das Anliegen der Erneuerung, causa reformationis, war einer der drei Hauptpunkte des Konstanzer Konzils. Dass es diesem gelungen ist, nur für 100 Jahre die Einheit nochmals herzustellen, liegt wesentlich darin, dass die Erneuerung an Haupt und Gliedern nicht durchgeführt wurde. Daran nehmen wir heute alle teil.“*⁶⁴ Diese Zeilen zeigen, dass Zeiser die Perspektiven des II. Vaticanums grundsätzlich begrüßte und zur Perspektive aller Konstanzer Katholiken machen wollte. Sie sind dabei aber auch Ausdruck eines Wandels, den seine Priestergeneration durchlebte, näherhin im ökumenischen Bereich.⁶⁵

Wie das Konstanzer Konzil in den Weg der Kirche durch die Zeit theologisch eingeordnet werden kann, zeigt einer der zahlreichen Vorträge von Josef Hall.⁶⁶ Wertet man seine zu vielen Themen der Theologie gehaltenen Vorträge aus, erscheint der geistliche Religionslehrer als einer jener in der Zeit des II. Vaticanums und für dessen Rezeption nicht zu unterschätzenden profilierten Theologen „vor Ort“, die zwar in der akademischen Welt kaum Spuren hinterlassen haben, aber durch umfassendes und ausgleichendes, dabei behutsam und konsequent nach vorne gerichtetes theologisches Denken und Argumentieren die wissenschaft-

⁶⁴ Ernst Zeiser, Die unvollendete Reformation (wie Anm. 59).

⁶⁵ Vor dem II. Vaticanum kam es just im Bereich der hier virulenten Bewertung der Kirchengeschichte noch zu gewissen Spannungen zwischen Dekan Zeiser und seinem evangelischen Kollegen Friedrich Mono. Dies gilt zumindest hinsichtlich der Bewertung der Kirchengeschichte, insbesondere der Reformation, vgl. Ernst Zeiser, „Die Einheit der Kirche und die Reformation“. Unsere Antwort, in: „Suso-Blatt“, 12. November 1961 (es handelt sich um eine Kritik am Bericht des „Südkuriers“ vom 7. November 1961, wobei Adressat der Kritik durchaus Dekan Mono ist, dessen Reformationsdeutung Zeiser diejenige von Joseph Lortz gegenüberstellt).

⁶⁶ Zu Hall vgl. Martin Zeil, Josef Hall, in: FDA 106 (1986), S. 376 f.

lichen Erkenntnisse unmittelbar „an den Mann“ bzw. „an die Frau“ gebracht haben. Bereits vor Konzilsbeginn nimmt Hall grundsätzliche ekklesiologische Dimensionen des II. Vaticanums vorweg⁶⁷: Zum einen die eschatologische Perspektive, die dann wie etwa in der Kirchenkonstitution des Konzils (hier: *Lumen gentium* 48) das Kirchenverständnis prägen sollte, zweitens das, was man das Ende des konstantinischen Zeitalters bzw. die neu ermöglichte Inkulturation nennen kann⁶⁸, drittens ein Ressourcement im Durchgang durch die Geschichte insbesondere der Alten Kirche, aber auch durch die weiteren geschichtlichen Stationen. Hier nun hat das Konstanzer Konzil seine Bedeutung, das Hall einleitend heranzieht, und das just die neben der Beseitigung des Schismas und der Papstwahl dritte Aufgabe der Reform „nicht gelöst“ habe – „und 100 Jahre später ergab sich anstatt Kirchenreform die Kirchenspaltung“.⁶⁹ Vor diesem Hintergrund bezeichnet er eine ständige „Selbstreform“⁷⁰ als Wesenselement der Kirche, sofern sie „konstruktiv, im Sinne einer inneren Erneuerung“ ist.⁷¹ Insbesondere die Konzilien sieht Hall in der Folge als Ort von Reformen, die so auch vom II. Vaticanum zu erwarten sind. Indem er, auch unter dem Eindruck des historischen Erbes der Stadt, in der er wirkte, die „Kirche als lebendigen Leib, als eine sich entwickelnde Pflanze, als ein zu restaurierendes Gebäude“ versteht, das Konzil mithin als „Baubesprechung“ eines „Team[s] von

⁶⁷ Muss die Kirche reformiert werden? in: „Suso-Blatt“; 26. November 1961; „Muss die Kirche reformiert werden?“ Oberstudienrat Hall sprach vor der religiösen Arbeitsgemeinschaft Konstanz, in: „Suso-Blatt“, 15. April 1962; es handelt sich bei beiden Vorträgen wohl um mehr oder weniger identische Ausführungen – die Berichterstattung im „Suso-Blatt“ zeigt, dass Hall immer wieder Vorträge mehrfach vor wechselndem Publikum hielt. Vgl. auch: Die Aufgaben des kommenden Konzils. Oberstudienrat Hall, Konstanz, sprach vor katholischen Katechetes des Bezirkes, in: „Suso-Blatt“, 22. April 1962.

⁶⁸ „Erst zwei große Kulturepochen, die griechisch-römische und die germanisch-abendländische haben der Kirche ihre Reichtümer geschenkt. Möge zu diesen zwei geöffneten Toren das Konzil zwei weitere aufschließen!“ („Muss die Kirche reformiert werden?“ [wie Anm. 67]). Hall hofft zugleich, dass bzgl. des in der ersten Epoche grundgelegten Verhältnisses „Ostkirche–Westkirche“ das II. Vaticanum einen ökumenischen Schritt nach vorn bedeutet („Muss die Kirche reformiert werden?“ [wie Anm. 67]).

⁶⁹ „Muss die Kirche reformiert werden?“ (wie Anm. 67).

⁷⁰ „Muss die Kirche reformiert werden?“ (wie Anm. 67).

⁷¹ „Muss die Kirche reformiert werden?“ (wie Anm. 67). Hintergrund dieser Äußerungen sind Unstimmigkeiten anlässlich der Reformationsfeier 1961 (vgl. auch oben und Anm. 65).

Bauleuten“ ansieht, das ein Haus „*wohl auf vorgegebenem, unverrückbarem Fundament, aber sonst frei*“⁷² errichtet, skizziert er ein Reformprogramm des II. Vaticanums, das für ihn u. a. die Liturgie, die Mission, die Ökumene, das Kanonische Recht und die Rolle der Laien umfasst und in einem pastoral und theologisch motivierten Eingehen auf die Erfordernisse der Gegenwart gründet; dem an erster Stelle genannten Bischofsamt widmete er 1964 auch einen eigenen Vortrag⁷³, indem er nach einem Durchgang durch die Kirchengeschichte die „*papale Theorie verhältnismäßig jung*“⁷⁴ nennt – woran ja nicht zuletzt Theologie und Geschichte des Konstanzer Konzils erinnert – und für die Zukunft in Anlehnung an die Alte Kirche für mehr Kollegialität, für die Errichtung von neuen Patriarchaten und für eine biblisch orientierte Bischofswahl plädiert. Bei einem „*solch gewaltigem Reformwerk*“ wie dem des II. Vaticanums kann nach Hall nicht alles auf einmal erreicht werden, und es sei schon ein wichtiges Ergebnis, „*wenn in wesentlichen Punkten das ernste Wollen und Handeln in christlicher Liebe spürbar sei*“.⁷⁵ So erlebt die Kirche durch das II. Vaticanum nach Hall zwar möglicherweise „*den größten Umbruch des Jahrtausends*“, aber da man andererseits nicht zu viel erwarten dürfe, bringt er seine Hoffnung zum Ausdruck, „*dass bald weitere Konzile folgen, weil sie nötig werden*“.⁷⁶ Josef Hall sieht die Kirche am Vorabend des II. Vaticanums als „*zum ersten Mal stabil geworden, optisch Weltkirche*“ und „*stark genug*“,

⁷² „Muss die Kirche reformiert werden?“ (wie Anm. 67). Der „*römische Innenarchitekt*“ kann dabei übrigens aufgrund der weltweiten Ausdehnung der Kirche „*nicht überall die Zustimmung finden*“, muss doch das „*irdische Vaterhaus, die Kirche, [...] Raum für viele Völker und ihre Eigenart erhalten*“ (Die Aufgaben des kommenden Konzils. Oberstudienrat Hall, Konstanz, sprach vor katholischen Katecheten des Bezirkes, in: „Suso-Blatt“, 22. April 1962). Diese Einschätzung belegt Hall auch mit einem geschichtlichen Rückblick auf die Konzilien, in dem er das Gewicht der „*hinzukommenden germanischen Völker*“ gegenüber Rom als unterlegen einschätzt, sodass er auf Clemens Maria Hofbauer verweist, dem zufolge „*die Deutschen [...] zu Luther gegangen (sind), weil sie mit ihrer deutschen Art fromm sein wollten*“. Auch Dekan Zeiser benutzt dieses Argument im Zusammenhang mit einer Kritik am Geschichtsbild seines evangelischen Amtskollegen Mono (Zeiser, „Die Einheit der Kirche und die Reformation“ [wie Anm. 65]).

⁷³ Eckehart Honold, Die Stellung von Papst und Bischöfen. Dozent Hall sprach im Männerwerk von St. Suso, Konstanz, in: „Suso-Blatt“, 19. April 1964. „*Dass diese Frage auch Laien stark beschäftigt, zeigte die ungewöhnlich hohe Zuhörerzahl*“ bei diesem Vortrag.

⁷⁴ Eckehart Honold, Die Stellung von Papst und Bischöfen (wie Anm. 73).

⁷⁵ „Muss die Kirche reformiert werden?“ (wie Anm. 67).

⁷⁶ Die Aufgaben des kommenden Konzils (wie Anm. 67).

jetzt am Beginn des Atomzeitalters zugleich „nach neuen Horizonten“ Ausschau zu halten und sich an der Kirche der ersten Jahrhunderte zu orientieren.⁷⁷

3. Regionale Konzilswahrnehmung – ein Faktor der Konzilsrezeption

Es gehört zur Besonderheit des II. Vaticanums, dass die von ihm eröffneten weltkirchlichen Horizonte mit dem Willen einhergehen, die Eigendignität der Ortskirchen, d.h. der Diözesen, herauszustellen.⁷⁸ Wie das Konstanzer Konzil und das Erbe Wessenbergs zeigen – wobei insbesondere Ersteres keineswegs nur regionale Bedeutung hat –, konnte das II. Vaticanum mit einer regional geprägten Perspektiven- und Wahrnehmungsverstränkung einhergehen, bei der Gegenwart und Geschichte von Weltkirche und Region aufeinander bezogen wurden. Dies stellt zugleich einen Aspekt der Konzilsrezeption vor Ort dar, wie diese die Bewertung der örtlichen Kirchengeschichte beeinflusste.

⁷⁷ „Muss die Kirche reformiert werden?“ (wie Anm. 67).

⁷⁸ Vgl. Hervé Legrand, *Les évêques, les Églises locales et l'Église entière. Évolutions institutionnelles depuis Vatican II et chantiers actuels de recherche*, in: ders., Christoph Theobald (Hrsg.), *Le ministère des évêques au concile Vatican II et depuis. Hommage à Mgr Guy Herbulot*, Paris 2001, S. 201–260.

Necrologium Friburgense 2006–2010*

Verzeichnis der in den Jahren 2006 bis 2010
verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg

Vorbemerkung

Die nachfolgenden Nekrologe der Jahre 2006 bis 2010 sind jahrgangswise in alphabetischer Reihenfolge angelegt. Aufgenommen sind auch Priester, beispielsweise Ordensmänner oder Hochschullehrer, die, ohne der Erzdiözese anzugehören, hier gelebt und gewirkt haben. Zur besseren Erschließung dient das Namensregister am Schluss des Nekrologteils.

2006

Bächle Otto Alois

Geb. 13. 12. 1931 in Murg; ord. 13. 9. 1959 in der Erzabtei St. Ottilien; Missionseinsatz in Tansania 1961–1974; 1974 Pfarrverweser in Wutöschingen; 1978 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg; 1978 Pfarrer in Emmingen und Mitpastoration von Liptingen; 1984 Pfarrer in Winterlingen-Harthausen und Winterlingen-Benzingen; 1989 Pfarradministrator in Grenzach-Wyhlen; 1990 Pfarrer in Grenzach-Wyhlen; 1993 Pfarradministrator in Überlingen-Nesselwangen und Mitpastoration von Überlingen-Bonndorf; 1997 Ruhestand in Überlingen-Hödingen und Seelsorge im Krankenhaus Überlingen; 2001 Ruhestand in Grenzach; 2004 Ruhestand in Rheinfelden; gest. 21. 1. 2006 in Rheinfelden; beerd. 27. 1. 2006 in Singen-Bohlingen.

Pfarrer Bächle wurde am 13. Dezember 1931 in Murg geboren, sein Taufname war Otto Alois. Der Wunsch, Priester zu werden, war schon früh vorhanden und daher besuchte er nach der Volksschule in Bohlingen bis zur Untersekunda das Konradhaus in Konstanz. Das Abitur legte er schließlich in der Erzabtei der Mis-

* Fortsetzung zu Band 127, 2007, S. 245–385

sionsbenediktiner in St. Ottilien im Jahre 1953 ab und studierte danach acht Semester an der Philosophischen Ordenshochschule St. Ottilien und an der Universität München. Bereits 1954 hatte er die ersten Gelübde abgelegt und war 1959 in der Erzabtei St. Ottilien zum Priester geweiht worden. Er hatte den Namen Markus angenommen. Seine Primiz hielt er in Bohlingen. Zwei Jahre später, im Jahre 1961, schickte ihn seine Ordensgemeinschaft in die ostafrikanische Mission. Dort arbeitete er mit großem Eifer in der Abbatia nullius Peramiho im südwestlichen Tansania und später in der Abbatia nullius Ndanda. Er wirkte zunächst als Vikar, später als Pfarrer und zuletzt als Lehrer an einer Katechetenschule in Murumba/Mnero.

Vor allem in den letzten Jahren kam es in Tansania jedoch immer wieder zu Spannungen mit den Oberen seines Ordens und mit Mitbrüdern. P. Markus Bächle beantragte daher im Jahre 1974 zunächst eine zweijährige Beurlaubung vom priesterlichen und monastischen Dienst, mit dem Ziel, in Afrika zu bleiben und seinen Lebensunterhalt in Daressalam zu verdienen. Er verließ jedoch nicht zuletzt aufgrund einer Malariaerkrankung Afrika und kehrte in seine Heimat zurück, wo er Erzbischof Hermann Schäufele um eine Anstellung in der Erzdiözese Freiburg bat. Er wirkte zunächst als Aushilfe in Obersäckingen und danach in Minseln, da für eine Aufnahme in die Erzdiözese ein Exclausturationsreskript der Religiösenkongregation noch fehlte. Nachdem das Indult einer „exclaustatio qualificata“ aus Rom im Dezember 1974 eingetroffen war, wurde Otto Alois Bächle, wie er jetzt wieder hieß, für zunächst drei Jahre auf Probe in den Diözesanklerus der Erzdiözese Freiburg übernommen. Zu dieser Zeit war er bereits seit dem 18. November desselben Jahres als Pfarrverweser in Wutöschingen tätig. Nach Ablauf der Probezeit erfolgte zum 17. Mai 1978 die Inkardination in die Erzdiözese Freiburg, und da er auch die Prüfung für das Pfarramt erfolgreich ablegte, erhielt er zum 11. Juli 1978 seine erste selbstständige Pfarrei, St. Silvester in Emmingen, wo er am 26. November 1978 investiert wurde. Zugleich oblag ihm die Mitpastoration der Pfarrei St. Michael in Liptingen. Nach einigen Jahren äußerte Pfarrer Bächle den Wunsch nach einem neuen Wirkungsort und erhielt die Pfarreien St. Mauritius, Winterlingen-Harthausen, wo er auch wohnte, und St. Peter und Paul in Winterlingen-Benzingen zugewiesen. Die Investitur erfolgte am 13. Oktober 1984 in St. Mauritius und tags darauf in St. Peter und Paul.

Zum 1. September 1989 verzichtete Pfarrer Bächle auf die Pfarreien und übernahm als Pfarradministrator die Pfarrei St. Georg in Grenzach-Wyhlen, auf die er zum 4. November 1990 als Pfarrer investiert wurde. Nach knapp drei Jahren verzichtete er erneut auf seine Pfarrei und wurde vom Erzbischöflichen Ordinariat zum 20. August 1993 als Pfarradministrator mit dem Titel Pfarrer auf die Pfarrei St. Peter und Paul, Überlingen-Nesselwangen, angewiesen, wo ihm zugleich die Mitpastoration der Pfarrei St. Pelagius, Überlingen-Bonndorf, oblag. Als Dienstwohnung wurde ihm das Pfarrhaus in Nesselwangen zugewiesen. Im Jahre 1997 bat Pfarrer Bächle Erzbischof Oskar Saier um die Entpflichtung von den beiden Pfarreien, da sich, wie er schrieb, „die afrikanischen Jahre“ immer spürbarer zeigten. Er wollte sich zur Ruhe setzen, bot aber an, für die Seelsorge im Krankenhaus in Überlingen und für Vertretungen zur Verfügung zu stehen. Erzbischof Oskar Saier entsprach der Bitte zum 15. September 1997. Pfarrer Bächle mietete sich eine Wohnung in Überlingen-Hödingen und war noch bis zum Jahre 2000 als Seelsorger im Krankenhaus Überlingen tätig, dann ließ er sich aus gesundheitlichen Gründen auch von diesen Pflichten entbinden. Er zog im Januar 2001 zunächst nach Grenzach und im

September 2004 nach Rheinfelden, wo er am 21. Januar 2006 starb. Seine letzte Ruhe fand er in seiner Heimat Singen-Bohlingen, wo er am 27. Januar beigesetzt wurde.

Pfarrer Bächle ging es zeit seines Lebens darum, das Evangelium Christi zu verkünden, in Afrika wie in Deutschland. Er war ein begabter und beliebter Prediger und Seelsorger, der sich mit Hingabe den ihm übertragenen Aufgaben stellte. Er trat selbstsicher auf, wirkte jedoch, wie ein Vorgesetzter bemerkte, „*etwas robust in seinem Äußeren und rau in seiner Art*“. Bei seiner Arbeit kam ihm zugute, dass er schnell Zugang zu den Menschen fand und sich besonders in den kirchlichen Vereinen und der Caritas einsetzte. Jürgen Brüstle

Berle Kurt, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 21. 9. 1926 in Freiburg; ord. 12. 6. 1960 in Freiburg; 1960 Vikar in Freiburg-St. Georgen; 1961 Vikar in Breisach; 1966 Pfarrer in Oberwinden; 1977 Pfarrverweser in Freiburg-Zähringen; 1978 Pfarrer in Freiburg-Zähringen; 1992 Geistlicher Rat; 1999 Ruhestand in Freiburg; gest. 5. 5. 2006 in Bischoffingen; beerd. 12. 5. 2006 in Freiburg-Zähringen.

Kurt Berle wurde am 21. September 1926 als Sohn der Luise Berle in Freiburg geboren und am 3. Oktober 1926 auf den Namen Kurt-Wilhelm getauft. Er hegte schon früh den Wunsch, Priester zu werden, konnte diesen aber zunächst nicht erfüllen. Er machte eine kaufmännische Ausbildung und wurde 1944 zum Kriegsdienst einberufen. Nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft im November 1946 waren es erneut die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse, die dem Studium der Theologie und der Priesterweihe im Wege standen. Kurt Berle war zunächst zwei Jahre als Mesner in der Pfarrei St. Johann in Freiburg tätig, bis er 1948 in das Privatgymnasium der Pallottiner in Hersberg bei Immenstaad a. B. eintrat. Die beiden letzten Schuljahre absolvierte er bei den Pallottinern in Bruchsal und legte dort im März 1955 die Reifeprüfung ab. Im Führungszeugnis des Privatgymnasiums St. Paulusheim wird Berle als „*strebsamer, fleißiger Mensch*“ beschrieben, als „*selbstlos*“ und „*kameradschaftlich*“. Das Führungszeugnis endete mit den Worten: „*Wir können den Jungen wirklich empfehlen.*“

Zum Wintersemester 1955/56 fand Berle Aufnahme im Collegium Borromaeum und nahm an der Universität Freiburg das Studium der Theologie auf, das er im Jahre 1959 erfolgreich abschloss. Sein besonderes Interesse galt der neutestamentlichen Exegese, ein Gebiet, auf dem er auch eine Dissertation in Angriff nehmen wollte. Nach dem Abschluss seiner Studien in St. Peter im Schwarzwald wurde Kurt Berle am 12. Juni 1960 von Erzbischof Hermann Schäufele im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Am 4. Juli 1960 trat er seine erste Vikarsstelle in Freiburg-St. Georgen an und wurde zum 16. Januar 1961 als Vikar nach Breisach angewiesen, wo er fünf Jahre wirkte. In diesen Jahren bestätigte sich, was sich in der Ausbildung bereits gezeigt hatte: Berle war eifrig und strebsam, taktvoll und klug, einsatzfroh und vor allem ein begabter Prediger.

Zum 16. August 1966 übernahm er in Oberwinden seine erste selbstständige Pfarrei und wurde dort am 20. November 1966 investiert. Pfarrer Berle bewährte sich auf dieser arbeitsreichen Pfarrei ohne Vikar und ihren Filialen Niederwinden und Spitzenbach sowie der Wallfahrt auf dem Hörnleberg. Er zeigte sich aufgeschlossen

gegenüber der nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil neuen Liturgie, seine Predigten waren theologisch fundiert und zugleich modern akzentuiert. In den Jahren seines Wirkens in dieser Pfarrei ließ er an kirchlichen Gebäuden bauliche Maßnahmen und Instandsetzungsarbeiten durchführen und einen Kindergarten mit unterkellertem Pfarrsaal in Niederwinden erbauen. Er fühlte sich wohl in seiner Pfarrei, war engagiert und bei seinen Mitbrüdern beliebt und anerkannt. Aber im Jahre 1977 suchte er neue Aufgaben und bewarb sich auf die Pfarrei Breisach. Diese kannte er bereits aus seiner Vikarszeit und er liebte „*die gläubige Tradition der Breisacher Pfarrei und des Münsters mit ihrem besonderen Wert*“. Die Bewerbung war nicht erfolgreich, aber Berles Wunsch nach neuen Herausforderungen wurde Rechnung getragen, und so übernahm er zum 1. August 1977 die Pfarrei St. Blasius in Freiburg-Zähringen, wo er am 3. Dezember 1978 investiert wurde. In die Jahre seines Wirkens fiel die gelungene Renovierung der Pfarrkirche St. Blasius. Seine Arbeit honorierte Erzbischof Oskar Saier am 14. Dezember 1992, als er ihn „*in Anerkennung seines zweiunddreißigjährigen von steter Einsatzbereitschaft getragenen treuen Dienstes als Priester und in Würdigung seines engagierten fünfzehnjährigen pastoralen Einsatzes als Seelsorger der Gemeinde St. Blasius in Freiburg*“ zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte.

Im Alter von über 70 Jahren erklärte Pfarrer Berle am 9. April 1999 aufgrund seines angeschlagenen gesundheitlichen Zustandes und nach Vorgesprächen mit dem Erzbischöflichen Ordinariat den Verzicht auf die Pfarrei St. Blasius zum 30. April 1999. Obwohl er recht spät den lange gehegten Wunsch, Priester zu werden, erfüllen konnte, war er beinahe 39 Jahre als Seelsorger aktiv und verkündete das Evangelium Jesu Christi. Seinen Ruhestand verbrachte er in der Murtener Straße in Freiburg. Aufgrund seiner geschwächten Gesundheit war Pfarrer Berle immer wieder zu Klinikaufenthalten gezwungen; am 5. Mai 2006 verstarb er im Krankenhaus in Bischoffingen. Er wurde am 12. Mai 2006 auf dem Friedhof von Zähringen beigesetzt. Das Requiem zelebrierte der ihm freundschaftlich verbundene Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller.

Im Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum aus dem Jahre 1959 steht zu lesen: „*B[erle] hatte keinen leichten Lebensweg, da er die Geborgenheit der Familie weithin entbehren*“ musste. Da seine Mutter früh verstarb und er mit näheren Verwandten keinen Kontakt hatte, verbrachte er auch die Ferien im Collegium Borromaeum. Dieser Umstand und die Tatsache, dass er erst spät den Weg zum Priestertum einschlagen konnte, mögen dazu beigetragen haben, dass er sich so zielbewusst und ausdauernd seiner Ausbildung und dem priesterlichen Beruf widmete. Er war aber auch streitbar, und gerade in jüngeren Jahren machte sich sein cholerisch-melancholisches Temperament bemerkbar. Aufgrund seiner Kontaktfähigkeit und Aufgeschlossenheit, seiner beliebten und fundierten Predigten sowie seiner überdurchschnittlichen theologischen Kenntnisse war er jedoch bei Gemeindemitgliedern und Mitbrüdern gleichermaßen beliebt und geschätzt. Jürgen Brüstle

Buhl Hubert Franz, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 11. 4. 1929 in Zizenhausen; ord. 5. 6. 1955 in St. Peter; 1955 Vikar in Engen; 1955 Vikar in Weingarten bei Offenburg; 1955 Vikar in Schonach; 1959 Vikar in Karlsruhe (St. Bonifatius); 1962 Pfarrvikar in Völkersbach; 1962 Pfarrverweser in Neuthard;

28. 4. 1963 Pfarrer in Neuthard; 1972 Pfarrer in Konstanz-Litzelstetten; 1. 9. 1981 Regionaldekan Schwarzwald-Baar bis 1999; 12. 5. 1986 Geistlicher Rat; 1. 1. 2004 Ruhestand in Unterkirnach; gest. 17. 10. 2006 in Hegne; beerd. 21. 10. 2006 in Unterkirnach.

Hubert Franz Buhl wurde am 11. April 1929 als Sohn des Färbers Franz Buhl und dessen Ehefrau Ida geb. Stoppel in Zizenhausen, heute Stadt Stockach, geboren. Von 1935 bis 1940 besuchte er die Volksschule in seinem Heimatort und von 1940 bis 1944 die Realschule Stockach. Es waren harte Jahre, da der Vater bereits 1940 zum Kriegsdienst einberufen worden war. Hubert Buhl erhielt 1944 die Einberufung zum Schanzen und hielt sich acht Wochen in Breisach auf. Nach seiner Rückkehr in die Heimat konnte er nicht mehr zur Schule gehen und arbeitete als Hilfsarbeiter bei den Dornier-Werken, die in Zizenhausen eine Niederlassung hatten. Im März 1945 erfolgte die Einberufung in ein Wehrrüchtigungslager in Wahlwies und die Aufnahme in den Volkssturm. Als eines Nachts französische Panzer in das Dorf fuhren, machte er sich auf den Heimweg und arbeitete zunächst in Zizenhausen bei einem Bauern. Sein Heimatpfarrer Wilhelm Herbert nahm sich des Jungen an, unterrichtete ihn und ermöglichte die Aufnahme in das Konradihaus in Konstanz, wo er bis zum Abitur im Jahre 1950 das Suso-Gymnasium besuchte. An seiner Eignung zum Priesterberuf bestanden keine Zweifel, und der Rektor des Konradihauses schrieb über ihn: „*Hubert Buhl kann für den Priesterberuf bestens empfohlen werden.*“ Im Anschluss an seine schulische Ausbildung studierte er in Freiburg und Innsbruck Theologie und wurde am 5. Juni 1955 durch Erzbischof Eugen Seiterich in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht.

Es folgten Vikaratsstellen in Engen, Weingarten bei Offenburg, Schonach und Karlsruhe (St. Bonifatius [1959]). Mit seinem ruhigen und ausgeglichenen Wesen fand er vor allem Zugang zu Jugendlichen. In den Jahresberichten über den Vikar hieß es in der Rubrik „Vorschläge für die künftige Verwendung“: „*Überall verwendbar.*“ Zum 24. Januar 1962 wurde er als Pfarrvikar nach Völkersbach, heute Gemeinde Malsch, angewiesen und zum großen Bedauern der dortigen Gemeinde bereits zum 14. Juni desselben Jahres als Pfarrverweser nach Neuthard, heute Karlsdorf-Neuthard, angewiesen. Am 28. April 1963 wurde er als Pfarrer von Neuthard investiert. Unter der Leitung von Pfarrer Buhl wurde die Pfarrkirche in Neuthard renoviert und dabei sogleich die nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil notwendige Umgestaltung vorgenommen. Auch die Umsetzung der auf dem Konzil beschlossenen Reformen fiel dem Priester zu. Er erwarb sich auf diesem Gebiet und in der Standes- seelsorge besondere Verdienste.

Nach beinahe neun Jahren bewarb sich Pfarrer Buhl erfolgreich um die ausgeschriebene Pfarrei St. Peter und Paul in Konstanz-Litzelstetten, wurde zum 27. April 1972 zum Pfarrer ernannt und am 15. Oktober desselben Jahres investiert. Sowohl der Dekan des Dekanats Konstanz als auch der Dekan des Dekanats Bruchsal hielten Buhl für den geeigneten Mann in dieser nicht einfachen Pfarrei. Es war eine rasch wachsende Gemeinde mit damals etwas mehr als 1100 Seelen, heute gut 4000. Es gelang Pfarrer Buhl, die neuen Gemeindemitglieder zu integrieren, auch hier die Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils in die Praxis umzusetzen, eine lebendige Jugendarbeit, die Frauengemeinschaft und das Altenwerk aufzubauen. Und er, der von seinen Vorgesetzten als „*in seiner Haltung eher konservativ*“ beschrieben wurde, erwarb sich bleibende Verdienste auf dem Gebiet der Ökumene und förderte die Zusammenarbeit mit der evangelischen Auferstehungsgemeinde. Für

die damalige Zeit unüblich, wurde Hubert Buhl mit der Verwaltung einer weiteren Pfarrei beauftragt, mit Dingelsdorf (St. Nikolaus). Seelsorgerlich betreut wurde diese Pfarrei damals von Pfarrer Albert Riesterer.

Die Arbeit Hubert Buhls wurde geschätzt, und am 17. Oktober 1978 erfolgte die Ernennung zum Schulbeauftragten für das Dekanat Konstanz. Knapp drei Jahre später, zum 1. September 1981, wurde er zum Regionaldekan der Region Schwarzwald-Baar ernannt; ein Amt, das er bis zum 31. März 1999 versah. Zeitgleich mit seiner Ernennung zum Regionaldekan wurde der agile Geistliche – ebenfalls zum 1. September – auf die Pfarrei St. Jakobus, Unterkirnach, im Dekanat Villingen angewiesen. Als Regionaldekan war Pfarrer Buhl im weitesten Sinne mitverantwortlich für die Pastoralplanung in der Region Schwarzwald-Baar. Dieser Aufgabe kam er mit großem Verantwortungsbewusstsein nach und genoss dabei das Vertrauen sowohl seiner Mitbrüder und der pastoralen Mitarbeiter als auch der Pfarrgemeinderäte.

Die zahllosen Verdienste von Pfarrer Buhl würdigte Erzbischof Oskar Saier, indem er ihn am 12. Mai 1986 *„in Anerkennung seines mehr als dreißigjährigen, von großem Eifer und steter Dienstbereitschaft getragenen, priesterlichen Wirkens und in Würdigung seines umsichtigen und ausgesprochen zuverlässigen Einsatzes als Regionaldekan der Region Schwarzwald-Baar“* zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte. Trotz der enormen Arbeitsbelastung schaffte es Pfarrer Buhl, sich weiterzubilden, und so wurde er im Februar 1987 für zunächst drei Jahre zum pastoralen Praxisberater in der Erzdiözese Freiburg ernannt. Er konnte auf diese Weise seine reiche pastorale Erfahrung einbringen und leistete, wie auch als Regionaldekan, einen wichtigen Dienst für die Kirche.

Noch mehr als drei Jahre wirkte Hubert Buhl als Pfarrer in Unterkirnach. Dann, nach 48 Jahren priesterlichen Wirkens, verzichtete er auf die Pfarrei, und der damalige Diözesanadministrator, Weihbischof Paul Wehrle, nahm den Verzicht zum 31. Dezember 2003 an. Pfarrer Buhl fühlte sich in Unterkirnach daheim und blieb im dortigen Pfarrhaus wohnen. Wo es ging, half er weiterhin in der Seelsorge aus. Die Gemeinde Unterkirnach zeichnete ihren Seelsorger für seine Verdienste vor allem im sozialen Bereich im Jahre 2003 mit der Bürgermedaille aus, und mit der Gemeinde Unterkirnach feierte er im Juni 2005 auch sein goldenes Priesterjubiläum. Er blieb aber auch den Menschen seiner früheren Wirkungsstätten verbunden und feierte so im Jahre 2004 mit der Gemeinde Neuthard das Patroziniumsfest und hielt dort die Festpredigt, und noch im Mai 2006 war er Gast bei der 725-Jahr-Feier von Neuthard. Die letzten Jahre des beliebten Pfarrers waren geprägt von schwerer Krankheit, die ihn schließlich zwang, von Unterkirnach in das Altenpflegeheim Maria Hilf im Kloster Hegne umzuziehen. Dort starb er am 17. Oktober 2006 und wurde am 21. Oktober 2006 in Unterkirnach beerdigt. Die Menschen, denen Pfarrer Buhl begegnete, schätzten seine ruhige und freundliche Art, seine integrative Kraft und die Fähigkeit zur Zusammenarbeit. Der frühere Erzbischof Dr. Oskar Saier kam gleich in mehreren Schreiben auf Buhls *„konstruktive, anregende und ausgleichende Rolle [...] in der Runde der Regionaldekane“* zu sprechen. Diese Eigenschaften waren der Grund dafür, dass viele Menschen, darunter auch Mitbrüder, Pfarrer Buhl um Rat baten. Sein Wort hatte Gewicht. Jürgen Brüstle

Veröffentlichung:

- Buhl, Hubert: Blick aus dem Fenster: Erlebt, gezeichnet, beschrieben. Nürnberg (ca. 2003).

Deger Hubert

Geb. 13. 1. 1926 in Breisach; ord. 25. 6. 1951; 1951 Vikar in Löffingen; 1951 Vikar in Bruchsal-Hofpfarre; 1952 Vikar in Waibstadt; 1953 Vikar in Schutterwald; 1953 Vikar in Niederhausen; 1954 Vikar in Schutterwald; 1954 Vikar in Hettingen/Hz.; 1954 Vikar in Neufra/Hz.; 1954 Pfarrverweser in Rickenbach; 1955 Vikar in Ohlsbach; 1955 Vikar in Ewatingen; 1956 Vikar in Selbach; 1956 Vikar in Jöhlingen; 1956 Vikar in Markelfingen; 1957 Pfarrverweser in Siegelau; 1960 Pfarrverweser in Hausen vor Wald; 1988 Ruhestand in Staufen; gest. 15. 1. 2006 in Staufen; beerd. 19. Januar 2006 in Staufen.

Hubertus Deger wurde am 13. Januar 1926 als erster Sohn des damaligen Unterlehrers Hubert Deger und dessen Ehefrau in Breisach geboren. Der Vater wurde in den ersten Lebensjahren mehrfach versetzt und die Familie zog daher zunächst nach Lenzkirch, dann nach Todtnau, wo der Vater seine erste Hauptlehrerstelle antrat, und schließlich nach Grunern bei Staufen. Seine Eltern schickten den Buben nach drei Jahren in Staufen in das Kolleg St. Blasien. Von St. Blasien, das von den Nationalsozialisten geschlossen worden war, zog er nach Freiburg, um dort das Berthold-Gymnasium zu besuchen. Schließlich ging er in das elsässische Mühlhausen und besuchte das Leo-Schlageter-Gymnasium. Im Mai 1944 wurde der Junge zur Wehrmacht einberufen und kehrte erst im Juni 1945 in die Heimat zurück.

Deger setzte seine schulische Ausbildung fort und legte im Oktober 1946 an der Propädeutischen Abteilung der Universität Freiburg das Abitur ab, um sogleich im Wintersemester 1946/47 das Studium der Theologie aufzunehmen. Nach Abschluss seiner Studien und des Pastoralkurses in St. Peter wurde er mit 39 Kurskollegen am 24. Juni 1951 von Erzbischof Wendelin Rauch im Freiburger Münster zum Priester geweiht. In den folgenden Jahren versah Deger seinen Dienst als Vikar in verschiedenen Gemeinden des Erzbistums, von 1957 bis 1960 als Pfarrverweser in Siegelau und von 1960 bis 1988 als Pfarrverweser in Hausen vor Wald im Dekanat Donauschingen. Dort gehörte es zu seinen Verdiensten, die baulichen Aufgaben in Angriff genommen zu haben. Im Jahre 1988 zwangen ihn gesundheitliche Gründe, um seine Entpflichtung zu bitten, was ihm zum 1. September 1988 gewährt wurde. Er verbrachte seinen Ruhestand zurückgezogen und bescheiden in Staufen, wo er am 15. Januar 2006 starb und am 19. Januar 2006 beigesetzt wurde.

Eine Würdigung der Person Hubert Degers fällt nicht leicht, da er zeit seines Lebens an gesundheitlichen Problemen physischer und psychischer Art litt. Schon in seinem Aufnahmegesuch für das Collegium Borromaeum fällt auf, dass er eine ambivalente Persönlichkeit hatte und in seinem Wunsch Priester zu werden zunächst unsterk war. Erst nach der Zeit in der Wehrmacht und unter dem Eindruck der Kriegserlebnisse hatte sich der Entschluss gefestigt. In den Berichten der folgenden Jahre aus dem Priesterseminar in St. Peter im Schwarzwald und den Pfarreien, in denen er seinen Dienst versah, fällt auf, dass Hubert Deger ein Mann war, an dem man sich reiben konnte. Er galt als überaus eigenwillig, und wenn er eine Sache nicht für sinnvoll hielt, war er kaum dazu zu bewegen, sich ihrer anzunehmen. Ein Engagement in kirchlichen Vereinen lehnte er einmal mit der Begründung ab, er sei „*nicht dazu da, um hier den Dackel zu machen*“. Auch Anordnungen der vorgesetzten Kirchenbehörde widersetzte er sich, wenn er sie für falsch oder ungerecht hielt. Immer wiederkehrende Konflikte mit seinen Prinzipalen und auch dem Erzbischöflichen Ord-

niariat verursachten vor allem in den frühen Jahren zahlreiche Ortswechsel, die De-ger belasteten.

Aufgrund der gemachten Erfahrungen entfernte er sich im Laufe der Jahre von der Kirche, ohne jedoch an seinem Glauben zu zweifeln. Denn auch diese Charakterzüge und Eigenschaften ziehen sich durch die Berichte über Hubert Deger: Er war ein tiefgläubiger und frommer Mann, ein guter Prediger und Seelsorger, der bescheiden und zurückgezogen lebte. Er galt als hilfsbereit und entgegenkommend. Dass ihn in den letzten Jahren auch Selbstzweifel plagten und er in dem für Priester ungewöhnlichen Alter von 63 Jahren in den Ruhestand treten wollte, um „den Platz frei [zu] machen für den überzeugenderen Hirten“, ist zumindest teilweise durch seine Krankheit zu erklären.

Jürgen Brüstle

Fuchs Konrad, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 15. 10. 1897 in Dingelsdorf; ord. 1. 7. 1923 in St. Peter; 25. 7. 1923 Vikar in Konstanz (St. Stephan); 2. 5. 1925 Vikar in Mannheim (Hl. Geist); 19. 4. 1928 Koope-
rator in Freiburg (St. Martin); 23. 11. 1932 Kurat in Seebach (Dek. Achern); 27. 4. 1938 Kurat in Freiburg (Hl. Familie); 1. 4. 1941 ebd. Pfarrkurat mit dem Titel Pfar-
rer; 13. 1. 1957 Pfarrer daselbst; 22. 5. 1967 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 5. 1970
Ruhestand in Konstanz (St. Stephan); 1. 7. 2002 Pflegeheim Maria Hilf in Allensbach-
Hegne; gest. 13. 11. 2006 in Hegne, beerd. 20. 11. 2006 in Dingelsdorf.

Konrad Fuchs, Sohn des gleichnamigen Wagnermeisters und Landwirts und der Maria, geb. Baumann, wuchs zusammen mit vier Brüdern und einer Schwester in Dingelsdorf auf. Das Elternhaus war tief religiös. Da der Vater auch den Mesnerdienst versah, ließ er sich dabei häufig von seinem Sohn vertreten, der so über das übliche Ministrantenamt hinaus früh in engere Berührung mit dem gottesdienstlich-kirchlichen Leben kam. Seit seinen Kinder- und Jugendjahren von echter Frömmigkeit geprägt, reifte in ihm mehr und mehr der Wunsch, in den geistlichen Stand einzutreten. Hinzu kam, dass er aufgrund seiner schwächlichen Konstitution für einen landwirtschaftlich-bäuerlichen Beruf wenig geeignet war. Ein erster großer Wunsch ging für ihn 1909 in Erfüllung, als er nach der 5. Volksschulklasse in das Konstanzer Gymnasium eintreten durfte und Zögling im Konradihaus wurde. Wie vielen seiner damaligen Altersgenossen durchkreuzte seit 1914 die Weltpolitik auch seine Pläne: Im Zuge des Ersten Weltkriegs, in welchem er drei seiner Brüder verlor, wurde auch er nach Erreichen der Primareife 1916 zum Heeresdienst in Frankreich verpflichtet, jedoch blieb ihm infolge einer Kopfverletzung und mehrfacher Erkrankungen der unmittelbare Fronteinsatz weitestgehend erspart. Das Abitur konnte er erst im Februar 1919 ablegen.

Schon als Jugendlicher vom Geist und den Idealen der Beuroner angezogen, bat er zunächst um Aufnahme in das dortige Kloster. Wofür er sich besonders begeisterte, war die Pflege der Liturgie und des Chorals. Da aber der Novizenmeister bei Fuchs ein weit größeres Talent für die Pfarrseelsorge zu erkennen glaubte, verließ dieser Beuron und bewarb sich um Aufnahme in das Collegium Borromaeum. Er studierte Theologie in Freiburg und St. Peter und erhielt 1923, zusammen mit 34 weiteren Diakonen, in der dortigen Seminarkirche von Erzbischof Karl Fritz die Priesterweihe. Seine Vikarsjahre verbrachte er zunächst im fast heimatlich-vertrauten Konstanz,

danach im weniger beschaulichen Mannheim, wo zu den üblichen großstädtisch-sozialen Problemen auch die hohe Zahl der Pfarrangehörigen – damals allein in seiner Pfarrei mit mehr als 17 000 Seelen – kam. Aus seiner Erinnerung wusste er noch in späteren Jahren von der Vorbereitung von 270 Kindern auf einen einzigen Weißen Sonntag zu berichten. Seit 1928 in Freiburg (St. Martin) wirkend, oblagen ihm, zusammen mit zeitweilig drei weiteren Kooperatoren, die vielfältigen Aufgaben in einer typisch innerstädtischen Pfarrei: Es war nicht nur tatkräftige Mitwirkung in der außerordentlichen Seelsorge, sondern auch im Religionsunterricht, in der Krankenhausseelsorge und, nicht zu vergessen, bei den häufig anfallenden Taufen in der damals noch innerhalb der Grenzen von St. Martin gelegenen Universitäts-Frauenklinik.

Mit der Zuweisung der neu errichteten Kuratie Herz Jesu in Seebach bei Ottenhöfen war Konrad Fuchs seit 1932, wenn auch in eingeschränktem Umfang, eigenverantwortlicher Seelsorger. Was er dort während seiner nahezu sechsjährigen Tätigkeit leistete, war die bei ihm häufig gerühmte zielstrebige und einsatzfreudige Gründungsarbeit in einer erst im Entstehen begriffenen jungen Pfarrgemeinde, zugleich aber auch eine praktische Vorbereitung und Bewährungsprobe für sein eigentliches seelsorgerliches Lebenswerk: Den Auf- und Ausbau der Pfarrei Heilige Familie in der Freiburger Mooswaldsiedlung. In diesem bereits in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg mächtig aufstrebenden Neubaugebiet, wo man nach des Kuraten eigenen Worten *„noch vieles machen konnte, weil eben nicht schon alles da war“*, konnte er die ihm von Gott geschenkten Talente als Priester und umsichtiger Planer zur vollen Entfaltung bringen. Mit seinen Pfarrkindern wusste er sich eng verbunden. Nur so erklärt sich, dass er volle 32 Jahre bis zu seiner Zuruhesetzung in der Pfarrei Heilige Familie ausharrte – in Zeiten großer Armut und Not schon vor und noch mehr während des Krieges, als er bespitzelt und von der Polizei verhört wurde; in der Zeit der verheerenden Zerstörungen und vielen Todesopfer im Pfarrbezirk Betzenhausen-Mooswaldsiedlung beim Bombenangriff vom 27. November 1944; auch später in den Sechzigerjahren bei der Gründung der beiden Filialgemeinden St. Albert (Bischofslinde) und St. Petrus Canisius (Landwasser), und schließlich auch in den Jahren schwindender Glaubenskraft und eines merklichen Rückgangs der Gottesdienstbesucher. Zu solch ausdauernder Pflichterfüllung war er zweifelsohne dank seiner Willensstärke befähigt; im Letzten jedoch wurde ihm der Erfolg vornehmlich aus der seelischen Kraft seines kindlich-frommen Glaubens zuteil. Erwähnung verdient, dass er zeitweilig auch ein wertvoller Mitarbeiter in der außerordentlichen Seelsorge war, so schon seit 1942 als Bezirkspräses der weiblichen Jugend und der Jungfrauenkongregation in Freiburg.

Die sich selbst gesteckten Ziele hat Fuchs stets mit unbeirrbarer Zähigkeit verfolgt, was ihm nicht selten den Vorwurf der Starrheit einbrachte. Im Denken und Handeln war er weit mehr praktisch als theoretisch veranlagt. Eine besondere Vorliebe für ein bestimmtes theologisches Fach kannte er nicht. Was er vor allem seinen Gläubigen zu vermitteln suchte, war die ganz aus dem Geist der Liturgie heraus gestaltete Feier der Gottesdienste sowie die Pflege des Kirchengesangs, vornehmlich des Choralen. Erstaunlich lange dauerte, wie er einmal selbstironisch vermerkte, sein *„Kuratentum“* in der von ihm aufgebauten Pfarrei. Erst 1957 wurde er dort als der erste Pfarrer investiert. Noch weitere 13 Jahre blieb er seiner Gemeinde als Seelsorger erhalten, bis er 1970, im Alter von 72 Jahren, um seine Entpflichtung nachsuchte. Seinen Ruhesitz nahm er in der Pfarrei St. Stephan in Konstanz, wo er während weiterer

32 Jahre lebte und fast ebenso lange in der Pfarrseelsorge mithalf, seit 1981 in der Funktion eines Subsidiars. Er war bereits 105 Jahre alt, als er 2002 seine Wohnung in Konstanz aufgab und in das Altenpflegeheim der Barmherzigen Schwestern vom Hl. Kreuz in Hegne zog. Dort ist er am 13. November 2006 im biblischen Alter von 109 Jahren, als der älteste Priester Deutschlands und vermutlich der ganzen Welt, verstorben. In Anwesenheit zahlreicher geistlicher Mitbrüder und einer großen Gemeinde nahm der Konstanzer Dekan und Münsterpfarrer Mathias Trennert-Helwig die Begräbniszeremonien vor und hielt auch die Traueransprache.

Obwohl Konrad Fuchs seinem innersten Wesen nach den Krieg hasste, hat er doch nie verheimlicht, im Besitz von mehreren militärischen Auszeichnungen zu sein. Kirchliche Ehrungen dagegen waren denkbar selten: Erzbischof Schüefele ernannte ihn 1967 „für nahezu 30 Jahre Seelsorge in der Heiligen Familie und in besonderer Würdigung seiner Leistungen beim inneren und äußeren Aufbau dieses Seelsorgebezirkes“ zum Geistlichen Rat ad honorem. Dank seines hohen Alters und der damit verbundenen außergewöhnlichen Priesterjubiläen erfuhr er jedoch viel öffentliches Lob und Würdigung, vor allem auch in der Presse. Anlässlich seines 70. Weihetages (1993) erhielt er aus Rom eine Grußkarte mit dem Bild von Johannes Paul II. Derselbe Papst schickte ihm ein persönliches Gratulationsschreiben zum 80. Priesterjubiläum. Den mit 83 Priesterjahren Verstorbenen ehrte postum in einem Kondolenzschreiben an Erzbischof Robert Zollitsch der Präfekt der Kongregation für die Priester, Kardinal Dario Castrillón Hoyos. Das ungewöhnlich hohe Alter von Konrad Fuchs, das drei Jahrhunderte überspannte, hat gerade in seinen letzten Lebensjahren die öffentliche Aufmerksamkeit mehr geweckt als sein selbstloses Priesterleben. Er, der immer ein humorvoller und lebensbejahender Mensch war, hat rückblickend dieses lange Leben in Demut und Dankbarkeit als ein von Gott geschenktes Glück angenommen, auch hierin stets eingedenk seines Lebensmottos „*Ut in omnibus Deus glorificetur*“.

Clemens Siebler (†)

Ganter Joseph Wilhelm, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 29. 3. 1929 in Fautenbach; ord. 18. 5. 1958 in Freiburg; 1958 Vikar in Fautenbach; 1958 Vikar in Rheinfelden; 1959 Vikar in Freiburg (St. Johann); 1961 Vikar in Mannheim (St. Sebastian); 1964 Religionslehrer in Mannheim (Gewerbeschule I); 1967 Studienrat; 1970 Oberstudienrat; 1972 Studienprofessor; 1978 Gewerbeschule Baden-Baden; 1987 Geistlicher Rat ad honorem; 1991 Ruhestand in Sasbachwalden; gest. 16. 6. 2006 in Sasbachwalden; beerd. 22. 6. 2006 in Achern-Fautenbach.

Wilhelm Ganter wurde am 29. März 1929 als zweites Kind des Landwirts Albert Joseph Ganter und dessen Ehefrau Maria Theresia, geb. Sauer, in Fautenbach, heute ein Stadtteil von Achern, geboren und am 1. April 1929 auf den Namen Joseph Wilhelm getauft. Er wuchs auf dem elterlichen Hof in einem vom katholischen Geist geprägten Umfeld auf und besuchte von 1935 bis 1940 die Volksschule in seinem Heimatort. An Ostern 1940 wechselte er auf die Oberschule Achern, wo er bis zum Sommer 1944 blieb. Als der Unterricht nach dem Krieg im Frühjahr 1945 wieder aufgenommen wurde, trat er in die Untersekunda des Realgymnasiums der Heimsschule Lender in Sasbach ein und legte im Sommer 1949 das Abitur ab.

Zum Wintersemester 1949/50 immatrikulierte er sich an der Universität Freiburg, studierte zunächst drei Semester Jura und anschließend vier Semester Volkswirt-

schaftslehre. Im Sommer 1953 schloss er das Studium als Diplom-Volkswirt ab und schrieb sich an der Theologischen Fakultät ein. Zum Wintersemester 1953/54 fand er Aufnahme in das Collegium Borromaeum, und vor der Prüfungskommission der Theologischen Fakultät legte er in den folgenden drei Semestern die Zusatzprüfungen in Latein und Griechisch ab. Am 18. Mai 1958 wurde Wilhelm Ganter von Erzbischof Hermann Schäufele im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Nach einer dreiwöchigen Ferienvertretung in seiner Heimatgemeinde Fautenbach ging der Neupriester als Vikar zum 1. Juli 1958 nach Rheinfelden und zum 20. Oktober 1959 in gleicher Eigenschaft nach Freiburg, St. Johann. In dieser Zeit studierte er noch einmal ein Jahr an der Universität, um bei Professor Constantin von Dietze seine Dissertation im Fach Nationalökonomie abschließen zu können. Das Thema der Arbeit lautete *„Das Subsidiaritätsprinzip und seine Bedeutung für die [...] wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen der Gegenwart“*. Obwohl Ganter bereits während seines ersten Studiums an diesem Thema gearbeitet hatte, reichten die drei Semester nicht aus, um neben der seelsorgerlichen Arbeit noch die Doktorarbeit fertigzustellen. Zum 21. April 1961 wurde er als Vikar nach Mannheim, St. Sebastian, angewiesen und legte im September 1963 das Pfarrkonkurs-Examen ab. Wie schon im Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum zu lesen steht, entsprang Wilhelm Ganters Berufswahl *„echtem seelsorgerlichem Wollen“*, und die folgenden Vikarsjahre zeigten, dass er sich hervorragend für den Priesterberuf eignete. Er galt als offen und liebenswürdig, als vorzüglicher Priester. Er zeigte sich aber auch als sehr guter Religionslehrer; auf eigenen Wunsch wurde er im zum 15. April 1964 hauptamtlicher Religionslehrer an der Gewerbeschule I in Mannheim mit der Auflage, in einer Gemeinde als Seelsorger mitzuarbeiten. Drei Jahre später, zum 21. Juli 1967, wurde Ganter in das Beamtenverhältnis im baden-württembergischen Landesdienst übernommen und zum Studienrat ernannt. Die Ernennung zum Oberstudienrat erfolgte zum 6. Oktober 1970 und wiederum zwei Jahre später bewarb sich Ganter erfolgreich um eine Stelle als Studienprofessor und Fachberater für den katholischen Religionsunterricht an gewerblichen Schulen. Die Ernennung erfolgte zum 26. Oktober 1972. Im Jahre 1978 wechselte der Religionslehrer auf eigenen Wunsch an die Gewerbeschule Baden-Baden. Es waren vor allem familiäre Gründe, die ihn dazu bewogen, konnte er doch so in seinem Haus in Sasbachwalden wohnen und sich um seine inzwischen betagten Eltern kümmern. In Baden-Baden wirkte Wilhelm Ganter ebenso erfolgreich als Religionslehrer und Priester wie zuvor in Mannheim. Neben diesen Tätigkeiten hatte er immer wieder Pilgerreisen und Wallfahrten geleitet und begleitet. Im Jahre 1987 ehrte Erzbischof Oskar Saier daher sein Engagement und seine Leistung, indem er ihn zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte.

Zum 1. August 1991 wurde Ganter in den Ruhestand versetzt, war aber danach nicht untätig. Schon vorher hatte er sich im Altenpflegeheim St. Franziskus in Achern engagiert, war seit 1990 Mitglied im Vorstand und übernahm 1993 den Vorsitz im Verein *„Alten-Kranken-Pflegeheim“*, ohne den die Erweiterung und der Umbau des Altenpflegeheims St. Franziskus schwer vorstellbar gewesen wäre. Wilhelm Ganter starb am 16. Juni 2006 in Sasbachwalden und wurde am 22. Juni 2006 in seiner Heimat Achern-Fautenbach beerdigt.

Jürgen Brüstle

Geiger Polykarp (Hermann) OFM Cap

Geb. 14. 4. 1932 in Malsch bei Karlsruhe; ord. 24. 8. 1963 in Münster; 1964 Kaplan in der Kapuzinerpfarre Krefeld (St. Elisabeth); 1968 Kaplan in Oberhausen-Sterkrade; 1969 Kaplan in der Kapuzinerpfarre Mainz (St. Bonifaz); 1974 Provinzial der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz; 1980 Missionssekretär in Münster; 1983 Missionarstätigkeit in Indonesien; 1992 Missionssekretär in Münster; 1995 Seelsorger in Offenburg (St. Fidelis), und Regionalassistent der Franziskanischen Gemeinschaft; 1997 Spiritual der Franziskanerinnen in Gengenbach; 2003 Kloster Zell a. H.; gest. 4. 9. 2006 in Zell a. H.; beerd. 11. 9. 2006 in Zell a. H.

Da Ordensgeistliche häufig nur eine relativ kurze Zeit im Erzbistum Freiburg seelsorgerlich tätig sind, sind ihre Personalakten im Erzbischöflichen Ordinariat, sofern sie überhaupt vorliegen, meist recht dünn und enthalten wenige biografische Angaben. Lediglich mit der Hilfe der Gemeinschaft der Kapuziner in Stühlingen, besonders mittels des von Bruder Karl Löster OFM Cap verfassten Nachrufs, ist es möglich, die wichtigsten Stationen im Leben von Pater Polykarp Geiger nachzuzeichnen. Geiger wurde am 14. April 1932 in Malsch bei Karlsruhe geboren und am selben Tag auf den Namen Hermann getauft. Nach der Volksschule absolvierte er eine Schneiderlehre und entschied sich erst dann, den geistlichen Weg einzuschlagen. Ab 1953 besuchte er die Privatschule und das Internat der Kapuziner in Bensheim, wo er 1957 das Abitur ablegte. Noch im selben Jahr, am 16. September 1957, trat er in das Noviziat der Kapuziner in Stühlingen ein und legte am 17. September 1958 seine zeitliche Profess ab. Er studierte anschließend Philosophie und Theologie in Krefeld und Münster und wurde am 24. August 1963 zum Priester geweiht.

In den folgenden Jahren war Pater Polykarp in der Seelsorge tätig. Von 1964 bis 1968 wirkte er in Krefeld als Kaplan in der Kapuzinerpfarre St. Elisabeth, 1968 in Oberhausen-Sterkrade und von 1969 bis 1974 in Mainz in der Kapuzinerpfarre St. Bonifaz. Er bewährte sich, und 1974 übertrug ihm das Provinzkapitel die Sorge für die Rheinisch-Westfälische Kapuzinerprovinz, die er sechs Jahre leiten sollte. Ein Besuch in Indonesien weckte in ihm den Wunsch, sich um die dortige Kirche zu kümmern. Von 1980 bis 1983 arbeitete er als Missionssekretär in Münster und übernahm dann eine Missionsaufgabe in Indonesien. Im Mittelpunkt seines Wirkens stand die Verkündigung des Evangeliums als Befreiung durch Jesus Christus, wobei er großen Wert auf die Berücksichtigung der alten Kulturen und Traditionen legte. Als er 1992 aus gesundheitlichen Gründen nach Deutschland zurückkehren musste, wirkte er erneut als Missionssekretär in Münster, bis ihn seine Gemeinschaft 1995 in die Erzdiözese Freiburg schickte, wo er im Offenburger Seelsorgeteam von St. Fidelis erneut als Seelsorger wirkte. Zugleich betreute er bis 2005 die Franziskanische Gemeinschaft als Regionalassistent. Im Jahre 1997 übernahm er wieder eine neue Aufgabe und wurde Spiritual der Franziskanerinnen in Gengenbach. Gesundheitliche Gründe zwangen ihn im Jahre 2003 die Aufgabe abzugeben und er kehrte in das Kloster Zell a. H. zurück. Dort war er bis zuletzt als Seelsorger aktiv, initiierte Begegnungen der Franziskanischen Gemeinschaft, Seminare und wirkte auch durch schriftliche Beiträge. Trotz seiner langwierigen Krankheit kam sein Tod am 4. September 2006 überraschend. Er wurde am 11. September 2006 auf dem Zeller Klosterfriedhof beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Gumbel Roman

Geb. 15. 4. 1927 in Mannheim; ord. 5. 6. 1955 in St. Peter; 3. 8. 1955 Vikar in Karlsdorf; 4. 10. 1955 Vikar in Eschbach/Markgräflerland; 7. 12. 1955 Vikar in Waldulm; 21. 2. 1956 Pfarrvikar in Ballenberg; 11. 4. 1956 Vikar in Gernsbach; 25. 4. 1956 Vikar in Singen (Herz Jesu); 30. 4. 1957 Vikar in Breisach; 6. 9. 1960 Vikar in Karlsruhe-Beiertheim; 15. 1. 1962 Pfarrverweser in Siegelsbach; 2. 4. 1985 Pfr. ebd.; gest. 25. 10. 2006 in Bad Friedrichshall; beerd. 30. 10. 2006 in Siegelsbach.

Roman Gumbel wurde am 15. April 1927 in Mannheim als Sohn des Malermeisters Karl Gumbel und seiner Ehefrau Elise, geb. Schäfer, geboren. Bereits mit 16 Jahren wurde er zum Kriegsdienst einberufen, wurde verwundet und geriet 1945 in sowjetische Kriegsgefangenschaft, aus welcher er Ende 1946 entlassen wurde. Nachdem er das Abitur nachgeholt hatte, studierte er zunächst Volkswirtschaftslehre in Karlsruhe und nahm dann 1950 das Studium der Katholischen Theologie in Freiburg auf. Am 5. Juni 1955 weihte ihn Erzbischof Eugen Seiterich in St. Peter zum Priester. Als Vikar wirkte Roman Gumbel in raschem Wechsel nacheinander in Karlsdorf, Eschbach, Waldulm, Ballenberg, Gernsbach, Singen (Herz Jesu), Breisach und Karlsruhe-Beiertheim. Im Jahr 1962 wurde Roman Gumbel nach Siegelsbach im Kraichgau mit den Filialen Kälbertshausen und Hüffenhardt berufen, wo er dann 44 Jahre lang bis zu seinem Lebensende wirken sollte, zunächst als Pfarrverweser, ab April 1985 als Pfarrer. Neben der Gemeindegarbeit erteilte er an der Realschule in Bad Rappenau in beachtlichem Umfang Religionsunterricht.

Im Jahr vor seinem Tod durfte Roman Gumbel 2005 noch das Fest seines goldenen Priesterjubiläums feiern. In seinem Gratulationsschreiben hob Erzbischof Robert Zollitsch insbesondere Pfarrer Gumbels Förderung der kirchlichen Vereine, das gute Verhältnis zur evangelischen Schwestergemeinde sowie die hilfreiche Unterstützung seiner Mitbrüder in den Nachbargemeinden durch Vertretungen bei Gottesdiensten hervor. Am 25. Oktober 2006 starb Pfarrer Gumbel nach kurzer Krankheit und wurde am 30. Oktober 2006 unter großer Beteiligung der Siegelsbacher Bevölkerung sowie der Mitbrüder seines Weihejahrgangs in Siegelsbach zu Grabe getragen.

Joachim Fallner

Hamminger Robert

Geb. 2. 1. 1916 in Bruchsal; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 1940 Kriegsdienst; 1945 bis 1946 Kriegsgefangenschaft in Russland; 1947 Hausgeistlicher im Caritas-Kinderheim Buchenauerhof bei Wiesloch; 1949 Studium in St. Peter; 1949 Vikar in Vöhrenbach; 1949 Vikar in Bad Rippoldsau; 22. 6. 1950 Vikar in Meßkirch; 27. 7. 1951 Vikar in Ettlingen (Herz Jesu); 1952 Pfarrverweser in Waldhausen bei Buchen; 1. 5. 1955 Pfarrer ebd.; 1977 Pfarrer in Mühlhausen-Rettigheim; 1982 Ruhestand in Mannheim, bis 1986 Subsidiar in Mannheim-Neckarau (St. Jakobus); gest. 28. 3. 2006 in Mannheim; beerd. 4. 4. 2006 in Mannheim.

Robert Hamminger wurde am 2. Januar 1916 in Bruchsal geboren, als zweiter Sohn und viertes von sieben Kindern des Kaufmanns Albert Hamminger und dessen Ehefrau Elisabeth, geb. Klein. Der Stadtpfarrer von St. Peter in Bruchsal, Robert Stöckle, beschrieb die Familie als „*brav katholisch*“ und den Jungen als „*still*“. Dieser

besuchte in Bruchsal die Volksschule und danach das Gymnasium, wo er im Februar 1935 sein Abitur machte. Anschließend leistete er seinen Arbeitsdienst und ab dem Wintersemester 1935/36 studierte er dann gemeinsam mit seinem zwei Jahre älteren Bruder, dem 1988 verstorbenen Kurt Hamminger, in Freiburg und Würzburg Theologie. Am 2. April 1940 wurden die Brüder im Freiburger Münster mit 49 Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber zu Priestern geweiht. Da es sich um einen großen Kurs handelte, empfangen weitere 27 Mitbrüder in der Konviktskirche die Priesterweihe von Weihbischof Wilhelm Burger.

Es war gewiss der Wunsch Roberts und seines Bruders Kurt, in einer Pfarrgemeinde als Seelsorger tätig zu sein, doch beide wurden noch im April 1940 zum Kriegsdienst eingezogen und später als Sanitätssoldaten an die Ostfront geschickt. Beide gerieten gegen Kriegsende in russische Gefangenschaft; während Kurt erst 1949 zurückkehrte, endete Roberts Zeit in der Gefangenschaft im August 1946. Die während der Gefangenschaft erlittenen Gesundheitsschäden erforderten zunächst eine längere Erholungszeit, so dass er erst im April 1947 als Hausgeistlicher im Caritas-Kinderheim Buchenauerhof bei Wiesloch seinen Dienst aufnehmen konnte. Bis in die ersten Januartage 1949 wirkte er dort seelsorgerlich und erholte sich – unter ständiger ärztlicher Aufsicht – weiter von den während der Gefangenschaft erlittenen schweren gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Dann wies ihn das Erzbischöfliche Ordinariat an, in St. Peter das Seminarjahr ordnungsgemäß zu beenden. Zum 1. April 1949 wurde er als Vikar nach Vöhrenbach und bereits zum 8. September 1949 in gleicher Funktion nach Bad Rippoldsau angewiesen. Es folgten weitere Vikarsstellen in Meßkirch und Etlingen (Herz Jesu). Zum 22. Oktober 1952 wurde er als Pfarrverweser nach Waldhausen (Dekanat Buchen) geschickt, wo er am 1. Mai 1955 als Pfarrer investiert wurde. Robert Hamminger fühlte sich zunächst in Waldhausen nicht heimisch, *„Charakter und die Art der Bevölkerung des Odenwaldes“* schienen ihm fremd, und er wäre gern nach Mittelbaden zurückgekehrt. Aber er lebte sich ein und wirkte 25 Jahre lang segensreich in der Odenwaldgemeinde und ihren Filialen Heidersbach, Scheringen und Einbach. Er galt als eifriger Seelsorger und begabter Prediger, engagierte sich im Dekanat Buchen als Seelsorger für die Mesner und die Frauenjugend und fand durch seine ruhige und versöhnliche Art Zugang zu den Menschen. Da der pflichtbewusste Seelsorger sich in der ausgedehnten Pfarrei nicht schonte, machten sich zunehmend gesundheitliche Probleme bemerkbar. Nach Krankheit und Genesungsurlaub bemühte er sich daher um eine weniger ausgedehnte Pfarrei und übernahm zum 21. Juni 1977 die Pfarrei St. Nikolaus in Mühlhausen-Rettigheim, die bis dahin sein Bruder Kurt innegehabt hatte. Allerdings verschlechterte sich sein Gesundheitszustand, und nach nur fünf Jahren in Rettigheim verzichtete er auf seine Pfarrei und trat zum 15. August 1982 in den Ruhestand, den er in Mannheim verbrachte. Im Rahmen der ihm gegebenen Möglichkeiten konnte Pfarrer Hamminger noch seelsorgerlich wirken und wurde zum Subdiar der Pfarrei St. Jakobus in Mannheim-Neckarau bestellt, eine Funktion, die er bis 1986 ausübte. In Mannheim durfte Robert Hamminger im Jahre 2005 noch sein eisernes Priesterjubiläum feiern. Die Lesung am Tage seines Weihejubiläums lautete: *„Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben“* (Apg 4, 20). Dieses Wort galt zeitlebens auch für Pfarrer Robert Hamminger. Er starb, nachdem er die letzten Wochen im Alten- und Pflegeheim Maria Frieden in Mannheim verbracht hatte, am 28. März 2006 und wurde am 4. April 2006 auf dem Hauptfriedhof in Mannheim beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Hügel Julius

Geb. 5. 3. 1917 in Oberwittstadt (heute Stadt Ravenstein); 1936 Noviziat bei den Benediktinern in Münsterschwarzach; 1940 Kriegsdienst; 1945 bis 1946 Kriegsgefangenschaft; 1946 Austritt aus dem Orden; ord. 27. 6. 1948 in St. Peter; 1948 Vikar in Lahr (St. Peter und Paul); 1948 Vikar in Mannheim (Liebfrauen); 1952 Vikar in Kappelrodeck; 1954 Pfarrverweser in Dallau (heute Elztal); 1956 Pfarrer in Dallau; 1983 Mitpastoration von Elztal-Rittersbach; 1991 Ruhestand in Gernsbach-Reichental und Subsidiar ebd.; 1997 Ruhestand in Ravenstein-Oberwittstadt; gest. 12. 12. 2006 in Ravenstein-Oberwittstadt; beerd. 16. 12. 2006 in Oberwittstadt.

Julius Hügel war das achte und letzte Kind des Glasermeisters und Landwirts Robert Hügel und dessen Ehefrau Emma, geb. Eberhard. Als er im Jahre 1946 um die Aufnahme unter die Priesterkandidaten der Erzdiözese Freiburg bat, schrieb er, er stamme aus einem „kernkatholischen“ Elternhaus. Dieses Umfeld trug mit zu seinem Entschluss bei, den Priesterberuf zu ergreifen. Zwei seiner Schwestern traten in den Ordensstand. Während des fünften Schuljahres, der Junge besuchte zunächst die Volksschule, erhielt er von Pfarrer Alfons Walz in Oberwittstadt Lateinunterricht und trat im April 1928 in das Seminar St. Ludwig der Missionsbenediktiner von Münsterschwarzach ein. An diesem Progymnasium blieb er vier Jahre und zog dann nach Würzburg, wo er, vom Studienkolleg St. Benedikt aus, am Neuen Gymnasium die Schule besuchte. Nach dem Abitur im März 1936 leistete er seinen Arbeitsdienst und trat im Oktober 1936 in das Noviziat der Benediktiner von Münsterschwarzach ein. Im Jahre 1937 legte er die einfachen Gelübde auf drei Jahre ab und besuchte, wieder vom Studienkolleg St. Benedikt aus, die Universität Würzburg, wo er fünf Semester Theologie und Philosophie studierte.

Am 10. Mai 1940 wurde Julius Hügel zum Kriegsdienst eingezogen, zunächst als Sanitäter in Frankreich und auf dem Balkan, danach auf der Krim und im Kaukasus. Zuletzt wurde er als Infanterist eingesetzt und verwundet. Nach einem neunmonatigen Aufenthalt in der Heimat wurde er an der Westfront wieder als Infanterist eingesetzt und geriet am 14. April 1945 in französische Gefangenschaft. Am 11. Januar 1946 wurde er entlassen. Bereits während seines Studiums in Würzburg war in Julius Hügel der Wunsch wach geworden, Weltpriester zu werden, und während der Kriegsjahre überwogen diese Gedanken zunehmend. Nach Rücksprache mit seinem Abt und Exerzitien trat er am 25. Januar 1946 aus der Benediktinerabtei aus und bewarb sich um die Aufnahme unter die Priesterkandidaten der Erzdiözese Freiburg. Abt Burkhard Utz OSB, der Hügel für talentiert, strebsam und anständig hielt, unterstützte das Gesuch. Hügel setzte in Freiburg seine Studien fort und wurde am 27. Juni 1948 von Kapitularvikar Wilhelm Burger in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht.

Am 20. Juli 1948 trat Hügel seine erste Vikarsstelle in Lahr (St. Peter und Paul) an, wurde zum 29. September desselben Jahres nach Mannheim (Liebfrauen) und zum 11. Mai 1952 nach Kappelrodeck angewiesen. Er bewährte sich, sammelte Erfahrungen, fiel als guter Prediger und Pädagoge auf und zeigte eine Begabung für die Jugendarbeit. Zum 1. Dezember 1954 wurde er als Pfarrverweser nach Dallau, heute Teil der Gemeinde Elztal im Neckar-Odenwald-Kreis, angewiesen. Am 15. April 1956 wurde er auf diese Pfarrei investiert, die ihm Herausforderung und Lebensaufgabe zugleich wurde. Die besondere Schwierigkeit lag in der Dreiteilung mit den Filialorten

Neckarburken und Auerbach und der Diasporasituation. Pfarrer Hügel blieb bis zu seinem Ruhestand im Jahre 1991 in der Gemeinde und setzte zahlreiche Impulse. In allen drei Kirchen feierte er wöchentlich einen Schülergottesdienst, und es war ihm ein besonderes Anliegen, die Kinder für die „Sache Jesu“ zu gewinnen. Am Gymnasium und an der Wirtschaftsschule Mosbach unterrichtete er Religion und hielt Vorträge zur Vertiefung des Glaubenswissens. In Dallau wurde unter seiner Regie die Pfarrkirche erweitert und renoviert, in Auerbach wurde die Kirche ebenso renoviert wie auch der Betsaal im Rathaus in Neckarburken. Für einige Jahre übernahm er den Dienst des Dekanatsseelsorgers für die Frauenjugend und seit Oktober 1983 die Pastoration der Nachbarpfarrei Elztal-Rittersbach mit der Filiale Muckental.

In seinem 75. Lebensjahr und nach 43 Jahren priesterlichen Dienstes trat Julius Hügel in den Ruhestand, den er in Gernsbach-Reichental verbrachte. Dort half er als Subsidiar weiterhin in der Seelsorge aus, bis er zum 1. Oktober 1997 in seine Heimat, nach Ravenstein-Oberwittstadt zog, wo er 1998 sein goldenes Priesterjubiläum feierte. Am 12. Dezember 2006 starb er und wurde am 16. Dezember in Oberwittstadt beerdigt. Pfarrer Hügel war schriftstellerisch tätig. Er begann bereits in den 1950er-Jahren sich mit verschiedenen theologischen Problemen zu beschäftigen, aber der größere Teil der Schriften fiel in die Zeit des Ruhestandes. In der ersten Veröffentlichung ging es Hügel um die Gottesebenbildlichkeit des Menschen. Das Ergebnis erschien unter dem Titel *„Der Dreifaltige Mensch“* 1967 und wurde von Herbert Vorgrimler in den Katechetischen Blättern anerkennend besprochen. Es folgten weitere Publikationen, darunter eine Sammlung von 99 Briefen, die Hügel als Soldat in den Jahren 1944/45 an einen Freund geschrieben hatte. Mehrere kürzere Veröffentlichungen beschäftigten sich mit Themen wie „Gnade und Sünde“, „Leben“, „Leiden“, „Sterben“ und „Auferstehen“, um nur einige zu nennen. Den Schriften gemein ist, dass sie zur Vertiefung des Glaubens beitragen und als Hilfe für die praktische Seelsorge und Katechese dienen sollten. Antrieb dieser schriftstellerischen Tätigkeit war für Pfarrer Hügel, dass er *„unter dem gegenwärtigen Zustand der Kirche“*, wie er einmal schrieb, leide.

Jürgen Brüstle

Veröffentlichungen:

- Der Dreifaltige Mensch. St. Augustin 1967.
- Steine in meiner Hand. Meditationen zu Schlüsselworten des religiösen Lebens. Ravenstein-Oberwittstadt (ca. 1980).
- Lebensbrevier. Christliche Moral, was ist das eigentlich? Ravenstein-Oberwittstadt 1981.
- 250 Jahre St. Maria in Dallau. Weihe der erweiterten Kirche. Elztal-Dallau (1987).
- Das Reich. Briefe eines Soldaten und Gefangenen, 1944/1945. Gernsbach-Reichental 1992.
- Der Jünger, der nackt entflo. Gernsbach-Reichental 1995.
- Auferstehung leibhaftig: Die Glocke erzählt. Gernsbach-Reichental 1997.
- Zeichen des Widerspruchs: Zölibat und Seelsorge. Ravenstein 1997.
- Nicht sterben! Leben und verkünden. Ravenstein-Oberwittstadt 1998.
- Schlüssel zum Ganzen. Zum Jahr der Dreifaltigkeit dem Hl. Vater gewidmet. Ravenstein 2000.
- Der Schrei nach dem Priester. Ravenstein 2004.

Jauch Karl

Geb. 23. 2. 1933 in Karlsruhe; ord. 18. 5. 1958 in Freiburg; 11. 6. 1958 Vikar in Schriesheim; 5. 11. 1958 Vikar in Schönau im Wiesental; 7. 7. 1961 Vikar in Kirrlach; 15. 1. 1965 Kurat in Ispringen; 16. 10. 1973 Pfarrer in Schriesheim; 17. 10. 1990 Pfarrer in Rheinmünster-Stollhofen und Mitpastoration von Rheinmünster-Söllingen; 1. 5. 1998 Ruhestand in Wieden; gest. 5. 7. 2006 in Freiburg; beerd. 13. 7. 2006 in Wieden.

Karl Jauch wurde am 23. Februar 1933 als erster Sohn und zweites Kind des Gartenmeisters Karl Jauch und seiner Ehefrau Brigitte, geb. Burkart, in Karlsruhe geboren. Im Jahre 1936 zog seine Familie nach Mannheim-Sandhofen, wo er von 1939 bis 1943 die Volksschule besuchte. Danach trat er in das Erzbischöfliche Konvikt in Tauberbischofsheim ein und besuchte dort das Gymnasium, wo er im März 1953 die Reifeprüfung ablegte. Da es bereits in der Schulzeit sein Wunsch war, Priester zu werden, studierte er in Freiburg und München Theologie. Am 18. Mai 1958 wurde er im Freiburger Münster von Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht. Es folgten Jahre als Vikar in Schriesheim, Schönau im Wiesental und Kirrlach.

Seine erste selbstständige Stelle als Pfarrkurat der neu errichteten Kuratie Ispringen im Dekanat Pforzheim war anspruchsvoll. Hier galt es vor allem, aus Flüchtlingen und Heimatvertriebenen eine neue Gemeinde aufzubauen. Jauch bewährte sich. In der arbeitsreichen Pfarrei gelang es ihm, eine lebendige Pfarrgemeinde und die Standesseelsorge aufzubauen. Unter seiner Regie wurde bereits 1966 das Pfarrhaus fertiggestellt, und über die Kuratie hinaus engagierte er sich, indem er das Amt des Dekanatsjugendseelsorgers der Frauenjugend übernahm. Wie fruchtbar seine Arbeit war, zeigte sich nicht zuletzt daran, dass die Kuratie bereits kurz nach seinem Weggang zur Pfarrei erhoben werden konnte.

Zum 10. Oktober 1973 wurde Karl Jauch nach Schriesheim angewiesen und bereits wenige Tage später als Pfarrer investiert. Siebzehn Jahre konnte Pfarrer Jauch in der Pfarrei mit ihren Filialen Ursenbach und Altenbach segensreich wirken; er widmete sich erneut vor allem der Jugendarbeit und der Caritas. Es oblagen ihm auch bauliche Maßnahmen, wie das Gemeindezentrum in Altenbach, die Gesamtrenovation der Pfarrkirche und die Erweiterung der Gemeinderäume in Schriesheim, um nur die wichtigsten zu nennen. Erwähnenswert ist auch, dass in diese Zeit die Anfänge der Partnerschaft zur brasilianischen Gemeinde São Lucas fallen, die Pfarrer Jauch auch mit eigenen Mitteln unterstützte. Obwohl er bereits in dieser Zeit erhebliche gesundheitliche Schwierigkeiten hatte, schonte er sich nicht. Erst 1990 wechselte er auf die Pfarrei Rheinmünster-Stollhofen und übernahm auch die Pastoration der Nachbarpfarre Söllingen. Auch hier nahm er notwendige bauliche Maßnahmen wie die Außenrenovation der beiden Pfarrkirchen in Angriff. Seine Gesundheit zwang ihn, auf seine Pfarrei zu verzichten, und Ende April 1998 trat er in den Ruhestand, den er in Wieden verbrachte. Obwohl er bereits seit Jahren unter einer schmerzhaften Erkrankung litt, erklärte er sich bereit, als Pfarrer i. R. Walter Gerstenkorn aufgrund eines Unfalls im Dezember 1998 nicht mehr in Wieden zelebrieren konnte, als Subsidiar auszuhelfen. Bis zuletzt wirkte er in Wieden als Seelsorger. Pfarrer Jauch starb am 5. Juli 2006 in Freiburg und wurde am 13. Juli in Wieden beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Kauß Paul

Geb. 25. 10. 1928 in Plankstadt; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 30. 6. 1954 Vikar in Aglasterhausen; 29. 7. 1954 Vikar in Karlsdorf; 12. 11. 1954 Vikar in Unterkirnach; 20. 4. 1955 Vikar in Oppenau; 14. 10. 1958 Vikar in Mannheim (St. Elisabeth); 24. 6. 1959 Vikar in Villingen (St. Fidelis); 17. 2. 1961 Vikar in Kirrlach; 7. 7. 1961 Expositus in Dertingen; 1. 6. 1962 Kurat in Wertheim (St. Lioba); 25. 6. 1972 Pfarrer ebd. (invest. 26. 7. 1972); 22. 9. 1978 Dekan; 1. 10. 1989 Ruhestand in Forbach-Bermersbach; gest. 3. 5. 2006 in Mannheim; beerd. 12. 5. 2006 in Plankstadt.

Paul Kauß wurde am 25. Oktober 1928 als Sohn des Schlossers Karl Kauß und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Heid, in Plankstadt geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in Plankstadt und der Oberrealschule in Schwetzingen trat er 1945 in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt in Tauberbischofsheim ein, wo er 1949 das Abitur ablegte. Aufgrund seiner seit frühester Jugend verspürten priesterlichen Berufung schloss er das Studium der Katholischen Theologie in Freiburg an. Nach dem Empfang der Priesterweihe am 30. Mai 1954 durch Weibischof Eugen Seiterich – Erzbischof Wendelin Rauch war einen Monat zuvor verstorben – wirkte Kauß als Vikar in Aglasterhausen, Karlsdorf, Unterkirnach, Oppenau, Mannheim, Villingen und Kirrlach. Durch seine offene, aufgeschlossene Art vermochte er viele Menschen anzusprechen, zeigte Geschick in der Jugendarbeit und war ein gern aufgesuchter Beichtvater. Ab 1961 war Paul Kauß kurzzeitig Expositus der Expositur Dertingen bei Tauberbischofsheim, bis zu deren Aufhebung im folgenden Jahr. Er wurde daraufhin an die neu errichtete Kuratie St. Lioba in Wertheim berufen, welcher er nach dem Neubau der Kirche und der Erhebung zur Pfarrei ab 1972 als Pfarrer vorstand. In der Diaspora um Wertheim hatte er mit Bettingen, Dertingen, Dietenhan, Kembach, Lindelbach und Urphar zahlreiche Gemeinden mitzuversorgen.

Im Jahr 1978 wurde er zum Dekan des Dekanats Tauberbischofsheim gewählt. In dieser Funktion übernahm er die Organisation der Pfarrverbände und den Aufbau des Dekanatsbüros sowie der katholischen Sozialstation für die Pfarreien Wertheim, Külsheim und Freudenberg. Daneben war er Landvolkpräses, Mesnerseelsorger, Beauftragter für die pastoraltheologische Weiterbildung der Priester und geistlicher Beirat der Pfarrhaushälterinnen sowie einige Zeit Mitglied im Diözesanrat. Eine schwere Erkrankung, welche ihn an den Rollstuhl fesselte, zwang ihn 1981 zum Verzicht auf diese Ämter. Zum 30. September 1989 wurde Pfarrer Kauß von seiner Pfarrstelle entbunden und übernahm das Amt des Hausseelsorgers bei den Schwestern in Forbach-Bermersbach. Im November 1998 zog er in das Caritas-Altenzentrum Sancta Maria in Plankstadt, wo er weiterhin häufig die heilige Messe zelebrierte sowie im seelsorgerlichen Gespräch und der Sterbebegleitung wirkte. Im Jahr 2004 durfte er sein goldenes Priesterjubiläum feiern. Nach langer, schwerer Krankheit verstarb Pfarrer Kauß am 3. Mai 2006 in Mannheim. Zahlreiche Mitbrüder und Gläubige geleiteten ihn am 12. Mai 2006 zu seiner letzten Ruhestätte auf dem Friedhof in Plankstadt.

Joachim Faller

Kempf Leonhard

Geb. 22. 2. 1926 in Kippenheim; 1944 Kriegseinsatz; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Schenkenzell; 23. 7. 1952 Vikar in St. Trudpert; 20. 4. 1955 Vikar in Todtnau; 30. 4. 1957 Vikar in Bretten; 29. 10. 1957 Vikar in Mannheim (St. Elisabeth); 24. 9. 1958 Pfarrverweser in Boll bei Hechingen; 1. 8. 1959 Pfarrverweser in Bötzingen a. K.; 1. 5. 1960 Pfarrer ebd.; 16. 10. 1968 Strafanstaltspfarrer in der JVA Freiburg; 23. 3. 1971 Strafanstaltsoberpfarrer ebd.; 1. 7. 1987 Ruhestand in Breisach; 1990 Missionseinsatz in Douala/Kamerun; gest. 17./20. 12. 2006 in Breisach; beerd. 23. 12. 2006 in Breisach.

Leonhard Kempf wurde am 22. Februar 1926 als Sohn des Schmiedemeisters Albert Kempf und dessen Ehefrau Luise, geb. Himmelpach, in Kippenheim geboren, wo er ab 1932 die Volksschule besuchte. Er wuchs mit drei Brüdern und zwei Schwestern in einer treu katholischen Familie auf und hegte bereits mit zehn Jahren den Wunsch, Priester zu werden. Von diesem Wunsch ließ er sich auch durch die verführerische Ideologie des Nationalsozialismus nicht abbringen. Nach einer Prüfung wurde er zu Ostern 1939 in Freiburg in die Quinta des Gymnasiums aufgenommen und wohnte im Erzbischöflichen Konvikt. Kurze Zeit später, im Mai 1939, empfing der Junge im Freiburger Münster durch Erzbischof Conrad Gröber das Sakrament der Firmung. Die schulische Ausbildung wurde 1943 unterbrochen, als Kempf zur Heimatflak einberufen wurde, anschließend vier Monate Arbeitsdienst leisten musste und im Juli 1944 zum Heer eingezogen wurde. An der Ostfront erlitt er am 20. April 1945 eine schwere Verwundung durch einen Kniedurchschuss und Granatsplitter. Er verlor dabei das rechte Auge. Nach seiner Entlassung aus dem Lazarett trat er im September 1946 wieder in das Erzbischöfliche Konvikt ein und legte im Juli 1947 am damals so genannten „Gymnasium Freiburg“ die Reifeprüfung ab. Im Sitzenzeugnis für Kempf schrieb der Rektor des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts: *„Für theologische Fragen zeigte er eine freudige Aufgeschlossenheit. In der Jugendarbeit in Pfarrei und Hausgemeinschaft wirkte er erfolgreich mit. Seine charaktervolle reife Haltung sicherte ihm eine Führung unter den Zöglingen zu. Er ist für das Studium der Theologie wärmstens zu empfehlen.“*

In den folgenden Jahren studierte Kempf in Freiburg und Mainz Theologie und wurde am 25. Mai 1952 im Freiburger Münster mit 51 Mitbrüdern von Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht. Anschließend wurde der Neupriester auf seine erste Vikarsstelle in Schenkenzell angewiesen, einige Wochen später nach St. Trudpert, wo er knapp drei Jahre wirkte. Weitere Stationen seiner Kaplansjahre waren Todtnau, Bretten und Mannheim-Gartenstadt (St. Elisabeth). Schon von Beginn seiner Vikarszeit an erwies sich Kempf als gewissenhafter Seelsorger, der zielstrebige Arbeit leistete und die ihm anvertrauten Menschen von der Oberflächlichkeit weg in die Tiefe zu führen versuchte. Seine Arbeit war erfolgreich und am Ende seiner Vikarsjahre bemerkte sein letzter Prinzipal, Kempf sei *„eine reife Priesterpersönlichkeit“*.

Leonhard Kempf verfügte also über die besten Voraussetzungen, um als Pfarrverweser seine erste eigenständige Stelle in Boll bei Hechingen zu übernehmen. Er ging seine neue Aufgabe mit Engagement und Erfolg an. Trotzdem wurde er auf eigenen Wunsch und zum Bedauern der Gemeinde Boll bereits nach einem Jahr als Pfarrverweser nach Bötzingen a. K. angewiesen, wo er im folgenden Frühling

als Pfarrer investiert wurde. Kempf hatte um eine arbeitsintensivere Pfarrei gebeten. Bötzingen war eine Diasporagemeinde mit den Filialen Eichstetten und Oberschaffhausen und Pfarrer Kempf erwies sich als der rechte Mann am rechten Ort. Er gewann rasch das Vertrauen der Menschen und konnte fruchtbar wirken. Es entwickelte sich ein lebendiges kirchliches Leben, das zunehmend an Ansehen gewann. Über seine Gemeinde hinaus engagierte sich der zielstrebige Pfarrer als Seelsorger für die Frauenjugend im Dekanat Eendingen.

Nach neun Jahren in Bötzingen stellte sich Pfarrer Kempf einer neuen und ganz anderen Herausforderung. Er übernahm als Pfarrer im Strafvollzugsdienst die Gefangenseelsorge in der Justizvollzugsanstalt Freiburg und wurde in das Beamtenverhältnis des Landes Baden-Württemberg übernommen. Es war keine leichte Aufgabe, und sie erforderte besonderes Einfühlungsvermögen und Einsatzbereitschaft. Kempf war nicht nur Begleiter und Gesprächspartner für die Gefangenen, sondern auch für deren Angehörige. Von Enttäuschungen, die bei dieser Arbeit nicht ausblieben, ließ er sich nicht entmutigen. Im Jahre 1971 wurde er zum Oberpfarrer ernannt und wirkte insgesamt knapp 19 Jahre als Gefängnisseelsorger. Zum 1. Juli 1987 wurde er auf eigenen Wunsch in den Ruhestand versetzt, den er in Breisach verbrachte. Dort und in den umliegenden Gemeinden half er bereitwillig aus, wo immer Not am Mann war.

Pfarrer Kempf wollte sich in seinem Ruhestand nicht zurücklehnen, sondern fasste ein neues Ziel. Er wollte als Missionar nach Douala in Kamerun und stand bereits seit einiger Zeit mit dem Erzbischof von Douala, Simon Tongue, in Kontakt. Im Jahre 1990 machte er sich daher auf den Weg nach Kamerun, musste aber bald aus gesundheitlichen Gründen zurückkehren. Er half wieder in der Seelsorge in und um Breisach aus und konnte im Jahre 2002 sein goldenes Priesterjubiläum feiern. Er starb zwischen dem 17. und 20. Dezember 2006 in Breisach und wurde am 23. Dezember 2006 in Bötzingen beerdigt.

Jürgen Brüstle

Kurz Rudolf Jakob, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 18. 4. 1903 in Zuzenhausen; ord. 11. 3. 1928 in St. Peter; 19. 3. 1928 Vikar in Grünsfeld; 9. 1. 1929 Vikar in Mudau; 12. 4. 1931 Vikar in Michelbach; 5. 7. 1932 Vikar in Schwetzingen; 14. 12. 1934 Vikar in Mannheim (St. Peter); 16. 11. 1937 Pfarrkurat in Mannheim (St. Elisabeth); 26. 12. 1947 Pfarrer in Mühlhausen b. W.; 25. 11. 1969 Pfarrer in Distelhausen; 1971 Geistlicher Rat; 1. 3. 1981 Ruhestand in Tauberbischofsheim-Distelhausen, Subsidiar; Mai 1983 Ruhestand in Offenburg (Marienhaus); gest. 27. 3. 2006 in Offenburg; beerd. 31. 3. 2006 in Zuzenhausen.

Mit Rudolf Kurz starb im Jahre 2006 der zweitälteste Priester der Erzdiözese Freiburg, der im Jahre 2003 noch als aktiver Priester den fünfundsiebzigsten Jahrestag seiner Priesterweihe feiern durfte. Er wurde am 18. April 1903 als Sohn des Schuhmachermeisters Friedrich Kurz und seiner Ehefrau Josefina, geb. Hitzelberger, in Zuzenhausen, damals Amt Sinsheim, geboren. Er wuchs im Kreis seiner fünf Geschwister in seinem Heimatort auf und besuchte dort die Volksschule. Im Jahre 1913 empfing er durch Erzbischof Thomas Nörber das heilige Sakrament der Firmung. Zu Ostern 1917 wurde der Junge aus der Volksschule entlassen und von dem 1946 verstorbenen Pfarrer Joseph Andreas Eck, der auch den Anstoß zu

Studium und Priesterberuf gegeben hatte, auf das Gymnasium vorbereitet. Im September 1917 trat er in das Erzbischöfliche Konvikt in Tauberbischofsheim ein und besuchte dort von der Untertertia an das Gymnasium. Nach dem Abitur im Jahre 1923 studierte er in Freiburg Theologie und wurde am 11. März 1928 von Erzbischof Karl Fritz mit 36 Kursmitgliedern in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter zum Priester geweiht.

Die erste Vikarsstelle trat der Neupriester im Norden des Erzbistums, in Grünfeld, an und wurde rund ein Dreivierteljahr später nach Mudau angewiesen, wo er zwei Jahre blieb. Es folgten weitere Stationen in Michelbach, Schwetzingen und Mannheim (St. Peter). Vikar Kurz erwies sich von Beginn an als ein eifriger und begabter Seelsorger, der sich der Beliebtheit und Hochschätzung der Pfarrgemeinden erfreute, aber auch der Wertschätzung und des Lobes seiner Vorgesetzten. Im Jahre 1937 wurde ihm eine anspruchsvolle Aufgabe zuteil, denn er wurde als Pfarrkurat nach Mannheim, St. Elisabeth, angewiesen. Brachte die Arbeit in einer neu aufzubauenden Kuratie ohnehin besondere Herausforderungen mit sich, so war die Tätigkeit im Spannungsfeld des Weltanschauungskampfes zwischen katholischer Kirche und Nationalsozialismus zusätzlich erschwert. Pfarrkurat Kurz ließ sich von der sich ausbreitenden Begeisterung für den Ungeist des Nationalsozialismus nicht beirren. Da die Anzahl der Schüler im Religionsunterricht unter dem Einfluss der Nationalsozialisten zurückging, schaffte er es durch Hausbesuche, einige Schüler wieder zum Besuch des Religionsunterrichts zu bewegen. Überhaupt war er, solange diese möglich war, in der Standesseelsorge – und hier bei den Jungmännern – aktiv und erfolgreich.

Mannheim war das Ziel alliierter Bomber und am 4. Oktober 1943 brachte ein schwerer Treffer einen erheblichen Teil einer Kirchenwand zum Einsturz, und „nur Gottes Fügung“, so Kurz später, ließ ihn und andere den kleinen Luftschutzraum lebend verlassen. In der Kuratie konnte den Krieg hindurch erfolgreich seelsorgerliche Arbeit geleistet werden, aber nach Kriegsende galt es, den Wiederaufbau in Angriff zu nehmen. Nach zehn Jahren Aufbauarbeit in St. Elisabeth wurde Rudolf Kurz zum 26. November 1947 als Pfarrer nach Mühlhausen bei Wiesloch angewiesen und am zweiten Weihnachtsfeiertag desselben Jahres investiert. So schwer ihm der Abschied aus Mannheim fiel, kam der Neuanfang zur rechten Zeit, denn sein Elternhaus war am 27. Dezember 1944 durch Fliegerbomben zerstört, seine Mutter verschüttet worden. Sie konnte zwar lebend geborgen werden, aber sie und Kurz' Schwester hatten nun keine Bleibe mehr. Nach St. Elisabeth konnte der Priester sie nicht holen, wohnte er doch selbst im Schwesternhaus, aber in Mühlhausen konnten sie gemeinsam das Pfarrhaus beziehen.

Die neue Gemeinde stellte Pfarrer Kurz erneut vor große Herausforderungen. Dreimal musste er jeden Sonntag Gottesdienst halten, davon einmal für die Flüchtlinge in Tairnbach. In Mühlhausen war die Kirche inzwischen zu klein für die rund 3000 Katholiken, und in Tairnbach gab es kein Gotteshaus. Da die evangelische Kirche dort nicht zur Verfügung stand, wurden die Gottesdienste im Schulhaus gehalten. Unter der Leitung von Pfarrer Kurz wurde die Kirche erweitert, die Konsekration erfolgte am Cäcilienfest 1952 durch Weihbischof Eugen Seiterich. In Tairnbach konnte im Jahre 1956 eine Kapelle fertiggestellt werden. Es galt in Mühlhausen und Tairnbach nicht nur die Heimkehrer wieder in das Gemeindeleben einzubinden, sondern auch die zahlreichen Flüchtlinge. Mit seinem ausgeglichenen Charakter und seiner ruhigen, überlegten Art gelang es Pfarrer Kurz, die Gemeinde weiterzubauen

und einer veränderten Zeit entgegenzuführen. Über viele Jahre hinweg bewältigte er ein gerüttelt Maß an Arbeit: Trination, 18 Stunden Religionsunterricht, jeden Sonntag Christenlehre, Betreuung der kirchlichen Vereine und die Mission. In den Jahresberichten stand stets zu lesen: „*Hat überaus viel Arbeit.*“ Ohne die wertvolle Hilfe einer Seelsorgehelferin und Katechetin, der aus Balzfeld stammenden, 1973 verstorbenen Rosa Ronellenfitsch, wäre die Arbeit nicht zu bewältigen gewesen.

Nach 22 Jahren in Mühlhausen wurde die Arbeit für den 66 Jahre alten, inzwischen gesundheitlich angeschlagenen Geistlichen zuviel. Am Cäcilienfest 1969 verabschiedete er sich von seiner Gemeinde und übernahm im Taubertal die Gemeinde Distelhausen. Dort warteten neue Aufgaben, unter anderem die Außen- und Innenrenovierung der von Balthasar Neumann im Jahre 1731 erbauten Barockkirche, die mit der Unterstützung des Denkmalamtes durchgeführt wurde. Die Pfarrscheune ließ Pfarrer Kurz zu einem schönen und praktischen Gemeindezentrum umbauen. Erzbischof Hermann Schäufele würdigte die seelsorgerliche Arbeit des Geistlichen, seinen Eifer, seine Zielstrebigkeit und seine Grundsatztreue, indem er ihn im Jahre 1971 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte.

In Distelhausen durfte Pfarrer Kurz sein goldenes Priesterjubiläum feiern, und im Jahre 1981, nach 53 Jahren priesterlichen und seelsorgerlichen Wirkens und im Alter von 77 Jahren, zog er sich aus dem aktiven Dienst der Erzdiözese zurück. Tatsächlich verbrachte er seinen Ruhestand zunächst in Distelhausen und blieb als Seelsorger und Religionslehrer aktiv. Nachdem im Jahre 1982 seine Schwester, Emma Kurz, die ihrem Bruder 35 Jahre lang den Haushalt geführt hatte, verstarb, zog dieser in das Marienhaus in Offenburg. Er wollte dort als Hausgeistlicher noch einige Zeit wirken. Es wurden 23 Jahre, denn Pfarrer Kurz feierte auch in hohem Alter noch täglich mit den Heimbewohnern die heilige Messe und überraschte Besucher mit seiner geistigen und körperlichen Frische. Am 11. März 2006 feierte er im Marienhaus den 78. Jahrestag seiner Priesterweihe, wenig später, am 27. März desselben Jahres, starb er in der Josefs-Klinik. Er wurde am 31. März 2006 in seiner Heimat Zuzenhausen beerdigt.

Jürgen Brüstle

Lerch Heinrich

Geb. 20. 12. 1928 in Breslau; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 1954 Präfekt im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt Rastatt; 29. 7. 1954 Vikar in Lauf; 14. 10. 1954 Vikar in Heidelberg (St. Bonifatius); 3. 9. 1957 Vikar in Lörrach (St. Bonifatius); 10. 10. 1962 Kurat in Mannheim (St. Bernhard); 1. 4. 1970 Pfarrer in Mannheim (St. Bernhard); 21. 3. 1971 Pfarrer in Singen (St. Joseph); 1. 9. 1997 Ruhestand in Weil a. Rh.; 1999 Ruhestand in Singen; 2006 Ruhestand in München; gest. 22. 12. 2006 in München-Schwabing; beerd. 4. 1. 2007 in Altötting.

Heinrich Lerch wurde am 20. Dezember 1928 als erstes Kind des Gerichtssekretärs Paul Lerch und seiner Ehefrau Luise, geb. Kinner, in Breslau geboren. Er wuchs in einer Zeit auf, in der das christliche Bekenntnis mehr und mehr zur Herausforderung wurde. Aber in seiner Familie und in der Pfarrjugend St. Michael in Breslau erhielt er hierfür, wie auch für sein späteres Leben, das wesentliche Rüstzeug. In seiner Heimatstadt besuchte er die Volksschule und danach das Mathias-Gymnasium. Mit seinen Klassenkameraden wurde er gegen Ende des Krieges, er besuchte gerade

die Obertertia, als Luftwaffenhelfer einberufen und erhielt bis zum Einmarsch der russischen Armee nur noch kursorischen Unterricht. Auf dem Rückzug vor der Roten Armee wurde Lerch dem Reichsarbeitsdienst eingegliedert und geriet so nicht in russische, sondern in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er bereits im Oktober 1945 entlassen wurde. Durch die Unterstützung von Verwandten, die in Freiburg lebten, fand er Aufnahme in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt in Rastatt und nahm am dortigen altsprachlichen Gymnasium im Herbst 1947 seine Schulstudien in der Unterprima wieder auf. Nach dem Abitur im Jahre 1949 studierte er in Freiburg und Paris Theologie und wurde am 30. Mai 1954 von Weihbischof Eugen Seiterich im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Im Gymnasialkonvikt, im Collegium Borromaeum sowie im Priesterseminar in St. Peter im Schwarzwald war Heinrich Lerch durch seine rasche Auffassungsgabe, seine geistige Beweglichkeit und seinen Fleiß aufgefallen. Das Priesterseminar St. Peter schrieb ihm ins Zeugnis: *„Herr Lerch gehört zu den begabtesten Alumnen dieses Kurses.“*

Nach einem kurzen Einsatz als Präfekt am Erzbischöflichen Studienheim in Rastatt trat der Neupriester seine erste Vikarsstelle in Lauf bei Bühl an. Es folgten weitere Vikarsstellen in Heidelberg (St. Bonifatius) und in Lörrach (St. Bonifatius). In diesen Jahren erwies er sich erneut als überdurchschnittlich begabt, besonders in den Bereichen Homiletik und Katechese. Er engagierte sich unermüdlich in der Standesseelsorge und betreute in Lörrach und Umgebung die italienischen Arbeiter. Der Eifer, mit dem er sich allen Bereichen der Seelsorge widmete, wurde von seinen Prinzipalen so hervorgehoben, dass er für eine herausfordernde Aufgabe prädestiniert war. Zum 10. Oktober 1962 wurde er als Nachfolger des verstorbenen Pfarrkuraten Norbert Vierneisel an die gerade einmal drei Jahre alte Pfarrkuratie St. Bernhard in Mannheim angewiesen. Hier gelang ihm der äußere und innere Aufbau. Ein Gemeindesaal und eine Taufkapelle konnten errichtet, Glocken konnten angeschafft werden. Zugleich galt es in diesen Jahren, die vom Zweiten Vatikanischen Konzil beschlossenen Neuerungen im Gemeindeleben und in der Liturgie umzusetzen. Im Jahre 1970 wurde die Kuratie zur Pfarrei erhoben und Heinrich Lerch als erster Pfarrer investiert.

Pfarrer Lerch suchte nun eine neue Herausforderung und bewarb sich erfolgreich um die Pfarrei Singen (St. Joseph), auf die er am 21. März 1971 investiert wurde. St. Joseph war eine Arbeitergemeinde mit einem hohen Anteil ausländischer Mitbürger und einer starken Fluktuation. Die Pfarrei war schon deshalb arbeitsreich; hinzu kamen immer wieder notwendige bauliche Maßnahmen an der Pfarrkirche, dem Pfarrhaus, dem Kindergarten und anderen Gebäuden. Pfarrer Lerch übernahm den Vorsitz des Elisabethenvereins, des Trägervereins der katholischen Sozialstation und der katholischen Kindergärten in Singen und leistete hier wertvolle Arbeit. Nach 43 Jahren priesterlichen Dienstes und mehr als 26 Jahren als Seelsorger in Singen trat Pfarrer Lerch im September 1997 in den Ruhestand, den er zunächst in Weil am Rhein und von 1999 bis 2006 wieder in Singen verbrachte. In Singen, das ihm zu einer zweiten Heimat geworden war, durfte er im Jahre 2004 sein goldenes Priesterjubiläum feiern. 2006 zog er schließlich nach München, wo er am 22. Dezember desselben Jahres starb. Am 4. Januar 2007 wurde Heinrich Lerch in der Priestergruft des St.-Ruperti-Stiftes auf dem Friedhof von St. Michael in Altötting beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Nock Josef Anton

Geb. 23. 10. 1912 in Karlsruhe; ord. 19. 3. 1939 in Freiburg; 12. 4. 1939 Vikar in Kirchdorf; 20. 9. 1939 Vikar in Durbach; 4. 9. 1940 Vikar in Sinzheim; 19. 11. 1940 Vikar in Durmersheim; 12. 8. 1941 Vikar in Oberharmersbach; 1941 bis 1945 Kriegsdienst als Sanitätssoldat; 8. 8. 1945 Vikar in Ettlingenweiler; 28. 1. 1947 Vikar in Eberbach; 7. 4. 1948 Vikar in Ötigheim; 17. 9. 1952 Pfarrverweser in Neukirch; 19. 4. 1959 Pfarrer in Neukirch; 1. 7. 1994 Ruhestand in Furtwangen-Neukirch; Juli 2003 Ruhestand in Karlsruhe; gest. 2. 6. 2006 in Karlsruhe; beerd. 8. 6. 2006 in Furtwangen-Neukirch.

Josef Nock wurde am 23. Oktober 1912 als Sohn des Chauffeurs Franz Nock und seiner Ehefrau Seraphine, geb. Klumpp, in Karlsruhe geboren. Dort verlebte er seine durch die Not des Ersten Weltkriegs geprägte frühe Kindheit und besuchte zunächst das ehemalige Seminar II und später die Kant-Oberrealschule. Bereits in der Untertertia wollte er die Realschule verlassen und auf das Realgymnasium wechseln, um so in den Genuss des Lateinunterrichts zu gelangen. Hierfür wären zunächst Privatstunden notwendig gewesen, für die die Familie jedoch die Mittel nicht aufbringen konnte. Nock hatte sich jedoch entschieden, den Priesterberuf zu wählen und ging geradlinig seinen Weg. Er fand nach dem Abitur im Frühjahr 1932 Aufnahme in den Vorkurs des Collegium Borromaeum und erlernte die alten Sprachen. Anschließend studierte er in Freiburg Theologie und wurde am Josefstag des Jahres 1939 mit 35 Kursbrüdern im Freiburger Münster von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht. In seiner Predigt kam Erzbischof Conrad Gröber darauf zu sprechen, was Josef Nock und seine Mitbrüder durch die Ordination geworden waren: *„Mittler zwischen Gott und den Menschen, Diener des hochheiligen und alle Sünden sühnenden Opfers des Leibes und Blutes des Herrn, Spender der Gnade und Lehrer der Wahrheit Gottes.“* Diesen Auftrag sollte der Neupriester schließlich mehr als 60 Jahre erfüllen.

In den zwei Jahren nach seiner Priesterweihe war Josef Nock als Vikar in Kirchdorf, Durbach, Sinzheim, Durmersheim und Oberharmersbach eingesetzt. Im November 1941 zwang ihn seine Einberufung zum Kriegsdienst, seine Vikarszeit zu unterbrechen. Er diente als Sanitätssoldat bei der Luftwaffe, sorgte sich um Verwundete und Sterbende und schenkte ihnen seelsorgerlichen Beistand. Der Krieg hatte seine Familie hart getroffen, der einzige Bruder war gefallen und der Vater wurde im April 1945 tot aufgefunden, vermutlich von Besatzungstruppen getötet.

Nach seiner Heimkehr wurde Nock als Vikar in Ettlingenweiler eingesetzt, danach in Eberbach und schließlich in Ötigheim. Nachdem er sich auf diesen Stellen bewährt und im Jahre 1948 das Pfarrexamen abgelegt hatte, wurde er zum 17. September 1952 als Pfarrverweser nach Neukirch angewiesen. Nach knapp sieben Jahren wurde ihm die Pfarrei St. Andreas übertragen, die Investitur erfolgte am 19. April 1959. Beinahe 42 Jahre wirkte Pfarrer Nock in dieser Gemeinde und trat erst im Alter von 82 Jahren in den Ruhestand. Furtwangen-Neukirch war ihm zu einer zweiten Heimat geworden und so verbrachte er bis zum Jahre 2003 seinen Ruhestand in dieser Gemeinde, half weiterhin in der Seelsorge aus und konnte dort den sechzigsten Jahrestag seiner Priesterweihe feiern, das diamantene Priesterjubiläum. Die letzten Jahre des Pfarrers waren von schwerer Krankheit geprägt und im Jahre 2003 musste er in das Altenheim St. Anna in Karlsruhe umziehen, wo er sein eisernes Priester-

jubiläum feiern durfte. Auch in dieser schweren Zeit hat ihn seine Haushälterin Brunhilde Ledermann treu versorgt. Josef Nock starb am 2. Juni 2006 in Karlsruhe und wurde am 8. Juni 2006 in Furtwangen-Neukirch beerdigt. Jürgen Brüstle

Reinholdt Günter, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 28. 3. 1939 in Baden-Baden; ord. 7. 5. 1970 in Freiburg; 8. 6. 1970 Vikar in Steinbach bei Bühl; 7. 7. 1970 Vikar in Schwarzach; 16. 9. 1970 Vikar in Mosbach, St. Cäcilia; 13. 9. 1972 Vikar in Karlsruhe-Daxlanden (Hl. Geist); 13. 2. 1974 Pfarrvikar ebd.; 13. 2. 1974 Vikar in Hausach; 3. 9. 1975 Vikar in Appenweier-Urloffen; 20. 12. 1975 Pfarrer in Rheinau-Honau; 1992 Kammerer im Dekanat Offenburg; 1995 Geistlicher Rat; gest. 27. 1. 2006 in Offenburg; beerd. 1. 2. 2006 in Rheinau-Honau.

Günter Reinholdt wurde als Sohn des Justizinspektors Herbert Franz Karl Reinholdt und dessen Ehefrau Erna Adele Wilhelma, geb. Moser, am 28. März 1939 in Baden-Baden geboren und am 6. April 1939 in der dortigen Stiftskirche auf den Namen Günter Karl Cäsar getauft. Der Junge wuchs zunächst in den Kriegsjahren auf und verlor im Alter von sechs Jahren seinen Vater, der in Kriegsgefangenschaft starb. Die Mutter starb im Sommer 1959. In seiner Heimatstadt besuchte er von 1945 bis 1949 die Volksschule und danach das humanistische Gymnasium. Im Jahre 1953 wechselte er auf die höhere Handelsschule, die er bis 1955 besuchte, um danach bis 1958 eine Lehre im Glaserhandwerk zu absolvieren. Nach seiner Ausbildung arbeitete er noch ein Jahr als Geselle, dann entschied er sich, einen anderen Weg einzuschlagen und besuchte viereinhalb Jahre lang das Spätberufenen-Seminar St. Pirmin. Im Februar 1964 legte er die Reifeprüfung ab. Anschließend studierte er in Freiburg, Münster/Westfalen und Tübingen Theologie. Geprägt haben ihn in dieser Zeit die Lehrveranstaltungen von Joseph Ratzinger, dem späteren Papst Benedikt XVI. Nach dem Abschluss seiner Studien im Priesterseminar in St. Peter wurde Reinholdt am 7. Mai 1970 mit 20 Kurskameraden von Erzbischof Hermann Schöffele im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Nach zwei Vertretungsstellen in Steinbach bei Bühl und Schwarzach im Sommer 1970 wurde Günter Reinholdt im Herbst 1970 als Vikar nach Mosbach (St. Cäcilia) und zwei Jahre später nach Karlsruhe-Daxlanden (Hl. Geist) angewiesen. Nach dem Tod des Pfarrers Heinrich Kleinwegen am 13. Februar 1974 wurde Günter Reinholdt mit der Verwaltung der Pfarrei beauftragt und wirkte dort als Pfarrvikar, bis er ein halbes Jahr später als Vikar nach Hausach angewiesen wurde. Seine letzte Vikarsstelle führte ihn noch für kurze Zeit nach Appenweier-Urloffen. Kurz vor Weihnachten 1975 übernahm er die Pfarrei St. Michael in Rheinau-Honau.

Die überdurchschnittliche Begabung für seinen Beruf zeigte sich bei Pfarrer Reinholdt schon sehr früh. Im Sittenzeugnis für das Collegium Borromaeum schrieb sein Heimatpfarrer, er habe „eine sehr tiefe, ernste, ausdauernde Frömmigkeit, großes liturgisches Verständnis, ausgeprägten Willen zur tätigen Mitfeier des Gemeindegottesdienstes“. Im Priesterseminar bestätigte sich dieser Eindruck, und auch die Themen, die ihn sein Leben lang beschäftigten sollten, traten zu Tage. Im Mittelpunkt seines Interesses standen die Fragen nach einer aufgeschlossenen und zeitentsprechenden Seelsorgsarbeit und nach der heutigen Form der Verkündigung, aber auch diejenige nach der Spiritualität des heutigen Priesters. Er stand, der intellektuellen

Begabung nach, an der Spitze seines Kurses, war zielstrebig und zugleich bescheiden, hilfsbereit und gewissenhaft. Während seiner Vikarszeit zeigte sich seine besondere Begabung für die Kinder- und Jugendarbeit sowie für das Predigen. Wo immer sich eine Gelegenheit bot, suchte er Kontakt zur Gemeinde und beeindruckte dabei durch seine von spiritueller Tiefe geprägte, menschliche Art.

Seine Pfarrei war eine arbeitsintensive, nicht zuletzt weil sie sich über neun Ortschaften erstreckte, nämlich Diersheim, Freistett, Hausgareut, Holzhausen, Honau, Leutesheim, Linx, Rheinbischofsheim und Zierolshofen. Mit viel Einsatz gelang es ihm, die verstreute Gemeinde zusammenzuführen und Menschen zu einem ehrenamtlichen Engagement zu bewegen. Über seine Pfarrei hinaus engagierte sich Pfarrer Reinholdt als Vorsitzender des Caritasverbandes Kehl/Hanauerland, seit 1991 als Dekanatsfrauenseelsorger. Er wurde im Oktober 1992 zum Kammerer des Landkapitels Offenburg gewählt und war von 1992 bis 2005 stellvertretender Dekan. Im Jahre 1995 ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier *„in Anerkennung seines fünfundzwanzigjährigen treuen Dienstes als Priester sowie in Würdigung seines engagierten und selbstlosen Wirkens als Pfarrer der Gemeinde St. Michael in Rheinau und seines von umsichtiger Mitsorge geprägten Einsatzes als Kammerer des Dekanats Offenburg“* zum Geistlichen Rat ad honorem. Im Jahre 1995 nahm auch die schwere Erkrankung von Pfarrer Reinholdt ihren Anfang, die er mit Geduld mehr als zehn Jahre ertrug. Er starb am 27. Januar 2006 in Offenburg und wurde am 1. Februar 2006 in Rheinau-Honau begraben. Die Wertschätzung, die ihm seine Gemeinde entgegenbrachte, fand Ausdruck in der Todesanzeige: *„Wir nehmen in großer Dankbarkeit Abschied von einem vorbildlichen Menschen, einem theologisch kompetenten und seelsorgerlich überaus gütigen, liebenswürdigen, humorvollen und engagierten Pfarrer.“* Jürgen Brüstle

Schmiederer Josef

Geb. 20. 9. 1915 in Bad Peterstal; ord. 1. 9. 1946 in St. Peter; 3. 10. 1946 Vikar in Markelfingen; 13. 11. 1946 Vikar in Staufen; 22. 10. 1947 Vikar in Lenzkirch; 15. 12. 1949 Vikar in Karlsruhe-Rüppurr; 24. 10. 1951 Vikar in Mannheim-Neckarau; 8. 9. 1954 Kaplaneiverweser in Tiengen; 28. 9. 1955 Vikar in Forbach; 17. 11. 1955 Pfarrverweser in Pfaffenweiler bei Villingen; 20. 8. 1958 Pfarrer in Betra/Hz. (invest. 13. 8. 1961); 1. 6. 1959 Mitpastoration von Dettensee; 1.1.1995 Ruhestand in Bad Peterstal-Griesbach; Juli 2003 Ruhestand in Baden-Baden-Ebersteinburg; gest. 27. 12. 2006 in Baden-Baden; beerd. 3. 1. 2007 in Bad Peterstal.

Über die Jugendjahre von Pfarrer Josef Schmiederer ist die Aktenlage sehr dünn. Er wuchs in seinem Geburtsort Bad Peterstal auf; nach der Volksschulzeit absolvierte er das Gymnasium von 1927 bis März 1936. Im November desselben Jahres begann er sein Theologiestudium in Freiburg, das durch den Kriegseinsatz ab 1939 unterbrochen wurde. Nach kurzer amerikanischer Gefangenschaft (Mai–Juli 1945) konnte er im November 1945 sein Studium im Priesterseminar in St. Peter fortsetzen und wurde in der dortigen Seminarkirche am 1. September 1946 zusammen mit neun anderen Diakonen durch Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

In dieser auch äußerlich schweren Nachkriegszeit gab es manche hoffnungsvolle Aufbrüche, die er in seinen Vikarsjahren miterleben konnte. Diese Zeiten in Markel-

lingen, Staufen, Lenzkirch, Karlsruhe-Rüppurr, Mannheim-Neckarau, Tiengen (dort Kaplaneiverweser) und Forbach waren geprägt durch die neu beginnende Jugendarbeit, aber vor allem durch die Betreuung der Kranken und Pflegebedürftigen. Diese Arbeit hat Josef Schmiederer auch als Pfarrer weitergeführt. Als Pfarrverweser in Pfaffenweiler bei Villingen (1955–1958) bewarb er sich um die Pfarrei Betra, eine hohenzollerische Exklave bei Horb a. N., wo er dann 37 Jahre lang die seelsorgerliche Leitung und Verwaltung übernahm. Schon ein Jahr nach seinem Aufzug kam auch die Nachbarpfarrei Dettensee in seine Obhut. Dekan Gulde schrieb in einem der Visitationsberichte „mit großem Eifer betreut er die beiden Pfarreien“. Mit viel Geduld konnte er die Renovation der beiden Pfarrkirchen durchsetzen, ebenso auch die Instandsetzung der beiden Pfarrhäuser.

An den Folgen einer im Jahre 1942 erlittenen Unterschenkelfraktur, die nicht in idealer Stellung geheilt ist, hatte Pfarrer Schmiederer immer zu leiden. Mit den Jahren kamen andere Leiden dazu, so dass er 1994 um Pensionierung bat, die ihm zum 1. Januar 1995 gewährt wurde. Seine letzten Jahre verbrachte er in seiner Heimatgemeinde Bad Peterstal, wo er oft in der Seelsorge ausgeholfen hat, vor allem auf dem Kniebis. Aus Krankheitsgründen verlegte er seinen Wohnsitz im Juli 2003 in das Pflegeheim der Bühler Schwestern in Baden-Baden-Ebersteinburg. Erfüllt von der menschengewordenen Liebe Gottes starb er in der Weihnachtszeit am 27. Dezember 2006 und wurde am 3. Januar 2007 in seiner Heimat Bad Peterstal zu Grabe getragen.

Heinrich Heidegger

Schuster Norbert, Prof. Dr. theol.

Geb. 7. 12. 1958 in Karlsruhe; ord. 18. 5. 1985 in Karlsruhe; 19. 6. 1985 Vikar in Pforzheim (St. Bernhard); 5. 9. 1985 Vikar in Rheinstetten-Mörsch (St. Ulrich); 12. 8. 1987 Vikar in Pforzheim (St. Bernhard) und Keltern (Hl. Familie); 22. 9. 1988 Pfarradministrator in Kenzingen-Hecklingen; 1. 7. 1990 Pfarrer in Hecklingen (St. Andreas); 10. 7. 1992 Dr. theol.; Dezember 1996 zum Studium beurlaubt; Januar 1999 Habilitation; 1. 2. 1999 Pfarradministrator in Freiburg (St. Andreas); 1. 9. 2001 Professor für Praktische Theologie an der Katholischen Fachhochschule Mainz; gest. 12. 7. 2006 in Bad Kreuznach; beerd. 18. 7. 2006 in Kämpfelbach-Ersingen.

Norbert Schuster wurde am 7. Dezember 1958 in Karlsruhe geboren und wuchs in Kämpfelbach-Ersingen auf. Nach dem Abitur am Reuchlin-Gymnasium in Pforzheim studierte er Theologie und Philosophie in Freiburg und München. Nach der Priesterweihe schloss sich das Vikariat in Rheinstetten-Mörsch an. In Vertretung des erkrankten Pfarrers übernahm Schuster anschließend für ein Jahr die Leitung der Pfarreien St. Bernhard in Pforzheim und Hl. Familie in Keltern. Im September 1988 wurde er zum Pfarradministrator der Pfarrei Kenzingen-Hecklingen bestellt. Neben den klassischen Feldern der Gemeindepastoral legte er in Hecklingen besonderes Augenmerk auf die Arbeit mit dem Pfarrgemeinderat. Eine stärkere Übernahme von Leitungsverantwortung durch die gewählten Mitglieder des Pfarrgemeinderats sollte vor allem Maßnahmen der Gemeindebildung und -entwicklung fördern. Darüber hinaus widmete er sich der gemeindlichen Sorge um lebensbedrohlich Kranke. Dies führte u. a. zur Gründung des Vereins „Hospiz Hecklingen“. Im November 1988 wurde Schuster zusätzlich mit der Seelsorge im Kinderheim St. Anton in Riegel

betraut. Neben der Katechese und der Feier von kind- und jugendgemäßen Gottesdiensten bestand seine Aufgabe vor allem in der religionspädagogischen Weiterbildung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im gruppenpädagogischen Dienst und in der Vernetzung der seelsorglichen Grundvollzüge des Heimes mit der Pastoral der Pfarrgemeinde.

Daneben nahm er sechs Jahre lang einen Lehrauftrag für Homiletik an der Universität Freiburg wahr. Am 1. Juli 1990 wurde Norbert Schuster auf die Pfarrei Hecklingen, St. Andreas, investiert. Zu seinem Verantwortungsbereich kamen am 30. September 1990 noch die Pfarreien St. Laurentius in Kenzingen sowie St. Barbara in Kenzingen-Nordweil. Als weitere Pfarrei übernahm er im November 1992 St. Sebastian in Kenzingen-Bombach. Ein Ziel seiner Arbeit bestand darin, die vier Pfarrgemeinden der Stadt Kenzingen zur Kooperation innerhalb eines Pfarreienvverbundes zu führen und die aus diesem Prozess resultierenden Erfahrungen in die konzeptionellen Überlegungen der Bistumsleitung einzubringen. Der 1994 im Auftrag des SDR produzierte Film „*Der geteilte Pfarrer. Chance für die Gemeinde*“, stellt eine der Dokumentationen dieses Prozesses dar. Daneben bereitete er sich auf die Promotion im Fach Pastoraltheologie vor, welche er am 10. Juli 1992 erfolgreich abschloss. Ab Dezember 1996 war Norbert Schuster zur Erstellung einer Habilitationsschrift im Fach Pastoraltheologie bei Prof. Josef Müller an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg beurlaubt. Nach seiner Habilitation im Januar 1999 arbeitete er als Pfarradministrator vertretungsweise sieben Monate in der Pfarrei St. Andreas in Freiburg-Weingarten.

Seit dem Wintersemester 2001/2002 wirkte er als Professor im Fachbereich Praktische Theologie sowie in den Fachbereichen Soziale Arbeit und Pflege und Gesundheit an der Katholischen Fachhochschule in Mainz. Außerdem leitete er den Seelsorgebereich des St.-Bilhildis-Altenpflegeheims in Mainz. Seit Januar 2003 war er Mitglied in der Pastorkommission der Österreichischen Bischofskonferenz. Im September 2004 gründete er das „Istos-Institut“ für sozialwissenschaftliche und theologische Organisationsstudien. Am 12. Juli 2006 verstarb Norbert Schuster nach kurzer, schwerer Krankheit vollkommen unerwartet im Alter von nur 47 Jahren. Am 18. Juli 2006 wurde er in seiner Heimatgemeinde Kämpfelbach-Ersingen zu Grabe getragen.

Norbert Schusters Leben und Wirken war geprägt von rastloser Aktivität im Dienste der Gemeindepastoral, für welche er theoretisch als Wissenschaftler und praktisch als Seelsorger seine ganze Kraft investierte. Beeindruckend ist allein schon die Fülle seiner Veröffentlichungen, welche neben zwei Monografien die Herausgeberschaft mehrerer Sammelwerke sowie rund 90 Einzelartikel umfasst.

Darüber hinaus arbeitete Schuster seit 1987 als freier Mitarbeiter im Kirchenfunk des Südwestfunks, des Süddeutschen Rundfunks und des Deutschlandfunks. Mit mehreren Wochenzyklen „*Wort in den Tag*“, mit den sonntäglichen „*Morgenfeiern*“, den „*Anstößen*“ und „*Krankenfeiern*“ hat er bei insgesamt über hundert Anlässen für Verkündigungssendungen Texte geschrieben und gesprochen sowie die musikalische Gestaltung organisiert. Bereits vor Verleihung einer Professur war Schuster in der akademischen Lehre tätig. So nahm er Lehraufträge für Pastoraltheologie wahr an der Katholischen Fachhochschule sowie an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg und am Theologischen Institut der Universität Mannheim.

Mit Beginn des Studienjahres 1990/91 war Schuster als Ausbildungsleiter für Homiletik am Erzbischöflichen Priesterseminar in Bamberg tätig. Als Berater in pastoraltheologischen Fragen war Schuster in vielen deutschen und österreichischen Diözesen hoch geschätzt. Zu zahlreichen Veranstaltungen wurde er als Referent eingeladen. Die Rolle der „Laien“ und ihre Bedeutung in der pastoralen Arbeit hervorzuheben war ein zentrales Anliegen Schusters. Neben Werkwochen, welche die Theologie der Gemeinde zum Inhalt hatten, sah er seine Aufgabe im Vermitteln einer Theologie der Leitung und deren Umsetzung in konkrete Handlungsmaximen und Standards. Bereits in seiner Doktorarbeit hatte er sich dem Thema „*Gemeindeleitung und Pfarrgemeinderat*“ gewidmet. Daher wurde ihm, wie er schrieb, „*immer wieder deutlich, wie sehr die Arbeit mit ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen an Grenzen stößt, wenn hauptberufliche Mitarbeiter/innen in der Pastoral der Gemeinden nicht im selben Maße bereit und in der Lage sind, sich der Reflexion ihrer Situation und der Notwendigkeit von Entwicklungen zu stellen*“.

Auch während seiner Arbeit als Professor war Schuster Priester von ganzem Herzen und als solcher nebenbei in einem Altenheim, in seiner Wohnpfarre und an der Hochschule seelsorgerlich und liturgisch tätig. Die Begleitung alter und sterbender Menschen, die Themen Sterben, Tod und Trauer rückten gerade in Schusters letzten Lebensjahren in das Zentrum seines Wirkens. „*Tröstet, tröstet mein Volk!*“ (Jesaja 40, 1) war nicht nur die Überschrift seiner Probevorlesung in Mainz gewesen, sondern stand auch über dem Wirken dieses „*Fachmanns fürs Sterben*“, wie ihn sein Freund Martin Wichmann in einem Nachruf nannte. Allzu früh ereilte Nobert Schuster der Tod, mit welchem er sich in der Begleitung anderer immer wieder selbst bewusst konfrontiert hatte, und welcher nun eine umso größere Lücke hinterließ.

Joachim Faller

Publikationen (Auswahl):

- 40 Tage: Wahrnehmungen – Gedanken – Empfindungen in der österlichen Bußzeit, Waldkirch 1988.
- Zwischen Ostern und Pfingsten. Ein Lese- und Gebetbuch für 50 Tage, München 1989.
- Die Sorge um die Gemeinden, hg. v. Norbert Schuster u. Josef Müller, Waldkirch 1990.
- Gemeindeleitung und Pfarrgemeinderat: Theorie und Praxis, München 1994.
- Kirche als Beruf. Neue Wege jenseits falscher Erwartungen (Josef Müller zum 65. Geb. gewidmet), hg. v. Norbert Schuster und Ulrich Moser, Mainz 1996.
- Die Platzhalter. Erfahrungen von Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleitern, hg. v. Norbert Schuster u. Martin Wichmann, Mainz 1997.
- Theologie der Leitung. Zur Struktur eines Verbundes mehrerer Pfarrgemeinden, Mainz 2001.
- Kursbuch Management und Theologie: Führen und Leiten als spirituelle und theologische Kompetenz, Freiburg 2008 (hg. v. Heribert Gärtner).

Wagenbrenner Amandus Gerhard

Geb. 13. 8. 1922 in Rastatt; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 1952 Vikar in Ettlingen (Herz Jesu); 1952 Vikar in Lauda; 26. 11. 1952 Vikar in Ettlingen (Herz Jesu); 26. 6. 1957 Vikar in Zell i.W.; 20. 5. 1959 Pfarrvikar in Gütenbach; 2. 9. 1959 Pfarrverweser ebd.; 19. 6. 1960 Pfarrer ebd.; 2000 Mitpastoration von Furtwangen-Neukirch; 1. 3. 2006 Ruhestand in Gütenbach; gest. 17. 3. 2006 in Baden-Baden-Ebersteinburg; beerd. 22. 3. 2006 in Rastatt.

Amandus Gerhard Wagenbrenner wurde als fünftes Kind des Kirchenmalers Georg Wagenbrenner und seiner Ehefrau Hedwig, geb. Dietz, am 13. August 1922 geboren. Er besuchte in Rastatt die Volksschule und wechselte zu Ostern 1936 in die Quinta des Privatgymnasiums St. Paulusheim in Bruchsal. Nachdem die Nationalsozialisten das Gymnasium geschlossen hatten, besuchte er bis Oktober 1941 das städtische Gymnasium in Bruchsal und wurde dann zum Kriegsdienst einberufen. Sein Wunsch, Priester zu werden, konnte zunächst nicht in Erfüllung gehen. Er musste von Juni 1942 bis September 1944 an der Ostfront kämpfen, dann geriet er in Gefangenschaft und wurde im August 1945 entlassen. Die Erfahrungen des Krieges stärkten Amandus Wagenbrenner in seinem Entschluss, den geistlichen Weg einzuschlagen und sein Leben dem Herrn zur Verfügung zu stellen. Noch im November 1945 trat er in das Noviziat bei den Pallottinern in Untermerzbach ein, konnte kurz darauf seine schulische Ausbildung am Gymnasium St. Paulusheim in Bruchsal fortsetzen und im Juli 1947 mit der Reifeprüfung abschließen. Nach der zeitlichen Profess studierte Wagenbrenner am Collegium Philosophicum der Pallottiner in Untermerzbach zwei Semester Philosophie. In dieser Zeit spürte er, dass er seine Begabungen und Fähigkeiten besser als Weltpriester entfalten und einsetzen könnte, verließ daher auf eigenen Wunsch die Gesellschaft des Katholischen Apostolats und bewarb sich erfolgreich um die Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie der Erzdiözese Freiburg. Nach seinem Studium in Freiburg und dem Abschluss seiner Studien in St. Peter im Schwarzwald wurde Amandus Wagenbrenner am 25. Mai 1952 mit 51 Kurskameraden im Freiburger Münster von Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle führte den Neupriester nach Ettlingen in die Pfarrei Herz Jesu, von wo er aber nach nur einem Monat nach Lauda angewiesen wurde. Doch schon im Spätherbst 1952 kehrte er auf Wunsch der Gemeinde und des Pfarrers von Ettlingen in die Pfarrei Herz Jesu zurück. Pfarrer Leo Rüger hatte im Juli an das Erzbischöfliche Ordinariat geschrieben, Wagenbrenner habe *„sich in der kurzen Zeit seines Hierseins sehr gut eingearbeitet und eingelebt [...] und die Katholiken, die den Priester vom Glauben her beurteilen“*, würden sehr an ihm hängen. Nun bestätigte sich, was Vikar Wagenbrenners Vorgesetzte in St. Peter in ihren Bericht geschrieben hatten, Wagenbrenner sei *„ein sehr innerlicher, ernster, frommer Mensch mit ausgesprochen apostolischer Gesinnung, der alles, was er tut, mit äußerster Energie anpackt“*. Der junge Vikar gewann die Herzen der Menschen durch seine tiefgründigen Predigten, seinen Einsatz in der Ständesseelsorge, die Hausbesuche bei Alten und Kranken und aufgrund seiner pädagogischen Begabung. Wie fruchtbar seine Arbeit war, zeigte sich nicht zuletzt daran, dass er in den Jahren in Ettlingen sieben Klosterberufungen zu wecken vermochte.

Im Juni 1957 ging Vikar Wagenbrenner nach Zell i.W., wo er weitere zwei Jahre Dienst tat, und wurde im 20. Mai 1959 als Pfarrvikar nach Gütenbach angewiesen,

um dort den schwer erkrankten Pfarrverweser Klaus Hauser zu vertreten. Aus der Vertretung wurden schließlich beinahe 47 Jahre, denn aus Gütenbach wurde sehr bald der Wunsch laut, Wagenbrenner möge bleiben; und die Gemeinde fand Gehör im Erzbischöflichen Ordinariat. Im September 1959 wurde er zum Pfarrverweser bestellt und am 19. Juni 1960 als Pfarrer investiert. Im Zentrum seines Wirkens in Gütenbach stand die würdige und ansprechende Feier der Eucharistie, als Mittelpunkt des Gemeindelebens, ein guter Predigtendienst und ein guter Kontakt zu allen Menschen in der Gemeinde. In der ersten Zeit ließ Pfarrer Wagenbrenner auch die äußeren Voraussetzungen für eine lebendige Gemeinde schaffen: In den Jahren 1963 bis 1965 erhielten die Menschen in Gütenbach eine neue Pfarrkirche.

Über seine Pfarrei hinaus war Pfarrer Wagenbrenner als Schulinspektor, als Präses der Haushälterinnen im Dekanat und als Schwesternseelsorger in Furtwangen tätig. Keineswegs selbstverständlich war, dass er auch in hohem Alter noch aktiv blieb und im Alter von 78 Jahren die Aufgaben eines Pfarradministrators für die Pfarrei St. Andreas in Furtwangen-Neukirch übernahm. In seinem 84. Lebensjahr und nach 53 Jahren priesterlichen Dienstes verzichtete Pfarrer Wagenbrenner „aus alters- und gesundheitlichen Gründen“ auf seine Pfarrei und bat um die Entpflichtung als Pfarradministrator der Pfarrei St. Andreas. Allerdings wollte er weiter im Pfarrhaus wohnen bleiben und entsprechend seinen Fähigkeiten für priesterliche Dienste zur Verfügung stehen. Zum 1. März 2006 trat er in den Ruhestand, der ihm keine drei Wochen lang vergönnt bleiben sollte. Pfarrer Wagenbrenner starb am 17. März 2006 in Baden-Baden-Ebersteinburg und wurde am 22. März 2006 auf dem Waldfriedhof in Rastatt beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Weinschenk Kurt

Geb. 27. 1. 1933 in Neu-Ulm a. D.; ord. 12. 6. 1960 in Freiburg; 4. 7. 1960 Vikar in Schellbronn; 1. 8. 1960 Vikar in Rot; 25. 5. 1961 Vikar in Schwetzingen; 10. 10. 1961 Vikar in Ettlingen (Herz Jesu); 7. 4. 1962 Vikar in Kappelrodeck; 15. 5. 1963 Vikar in Bad Dürkheim; 3. 8. 1964 Vikar in Mannheim-Neckarau (St. Jakobus); 20. 1. 1966 Pfarrverweser in Langenbrücken; 10. 7. 1969 Entpflichtung; 17. 7. 1969 Suspendierung; 25. 6. 1971 Kurat in Neuberg bei Neckarsulm; 1972 Entpflichtung; 1973 Religionslehrer in Darmstadt, Diözese Mainz; 1974 Studienrat i. K.; 1975 Oberstudienrat i. K.; 1986 Pfarrer in Klein-Zimmern; 1995 Ruhestand in Dieburg; gest. 15. 10. 2006 in Dieburg; beerd. 21. 10. 2006 in Dieburg.

Kurt Weinschenk war zwar Priester der Erzdiözese Freiburg, lebte und wirkte aber seit 1973 in der Diözese Mainz, weshalb seine Personalakte im Erzbischöflichen Archiv Freiburg unvollständig ist. Trotzdem ist er wahrscheinlich einigen Menschen noch in Erinnerung, als schwieriger Charakter und Priester, aber auch als ein Mensch, der sich die Weltmission zu einem Herzensanliegen gemacht hatte. Kurt Weinschenk wurde in Neu-Ulm als Sohn des Sparkassensekretärs Georg Weinschenk und seiner Ehefrau Helene, geb. Weber, geboren. Am 19. Februar 1933 wurde er in der Garnisonskirche in Neu-Ulm auf den Namen Kurt Georg Josef getauft. Im Herbst 1937 zog die Familie nach Pforzheim, wo der Junge von 1939 bis 1943 die Volksschule besuchte und im Alter von neun Jahren in den Ministrantendienst der Herz-Jesu-Pfarrei eintrat. In dieser Zeit wurde der Wunsch, Priester zu werden, in ihm wach.

Nach der Volksschule besuchte er ab 1943 das Reuchlin-Gymnasium in Pforzheim, aber da die Familie im Februar 1945 nach Wildbad evakuiert wurde, kam er auf die dortige Oberschule, um 1949 wieder auf das Reuchlin-Gymnasium zu wechseln, wo er im März 1954 die Reifeprüfung ablegte.

Nach dem Abitur studierte Weinschenk in Freiburg Theologie, absolvierte aber auf Empfehlung des Collegium Borromaeum vor dem Abschluss seiner Studien im Priesterseminar in St. Peter noch ein katechetisches Jahr in Sinsheim. Das Urteil vor und nach diesem Jahr fiel zwiespältig aus. Zum einen war und blieb Weinschenk ein schwieriger Mensch, zum anderen hatte er charakterliche Eigenschaften, die ihn für den Priesterberuf empfahlen. Seine „gläubige und echt kirchliche Gesinnung“ konnte ihm niemand absprechen. Am 12. Juni 1960 empfing er mit 31 weiteren Diakonen im Freiburger Münster durch Erzbischof Hermann Schäufele die Priesterweihe. Zunächst wurde Vikar Weinschenk als Vertretung nach Schellbronn bei Pforzheim angewiesen, bevor er seine erste Vikarsstelle in Rot im Dekanat Wiesloch antrat. Es folgten weitere Stellen in Schwetzingen, Ettlingen (Herz Jesu), Kappelrodeck, Bad Dürrhein und Mannheim-Neckarau (St. Jakobus).

Vikar Weinschenk hatte Mühe, sich unterzuordnen und fiel besonders in Mannheim durch Unpünktlichkeit und Eigenwilligkeit auf. Trotz mehrerer Gespräche mit den Verantwortlichen im Ordinariat und der Bemühungen seines Prinzipals änderte sich am Verhalten Weinschens wenig und es kam zunehmend zu Beschwerden der Gemeinde, die auch die Schulaufsichtsbehörde erreichten. Er war als Geistlicher in St. Jakobus nicht mehr zu halten. Nach dem Pfarrkonkurs wurde Weinschenk Anfang 1966 als Pfarrverweser nach Bad Langenbrücken, St. Vitus, angewiesen. In der neuen Pfarrei traten bald ähnliche Schwierigkeiten auf wie schon an den Vikarsstellen zuvor. In Bad Langenbrücken spitzte sich die Situation jedoch zu. Es kam zu erheblichen Differenzen mit der politischen Gemeinde und später auch mit dem Pfarrgemeinderat. Selbst die überregionale Presse berichtete über die Vorgänge: „*Der Kirchenstreit wurde zum Politikum*“, wie die ZEIT 1970 schrieb, und führte schließlich zur Suspendierung des Geistlichen. Da er danach weiterhin die Eucharistie feierte und sich auch sonst seinem Bischof gegenüber ungehorsam zeigte, musste er sich vor einem kirchlichen Gericht verantworten. Das Strafverfahren bei der Rota Romana wurde 1971 im Einvernehmen eingestellt und Kurt Weinschenk von der Amtsenthebung und der allgemeinen Dienstenthebung losgesprochen.

Noch im Jahre 1971 übernahm er als Kurat die neu errichtete Seelsorgestelle Neuberg im Gebiet der Pfarrei S. Dionysius in Neckarsulm, Diözese Rottenburg. Die Anstellung erfolgte „*ad experimentum*“ für ein Jahr und wurde 1972 nicht verlängert. Von 1972 an war Kurt Weinschenk als Religionslehrer an den berufsbildenden Schulen in Darmstadt tätig und kurze Zeit auch als Seelsorger in der Kuratie Klein-Zimmern, heute Gemeinde Groß-Zimmern, tätig. Im Jahre 1995 trat er aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand, den er in Dieburg verbrachte. Im Jahre 2002 zwang ihn sein Gesundheitszustand, in das Altenzentrum St. Rochus in Dieburg umzuziehen. Er starb nach langer und schwerer Krankheit am 15. Oktober 2006 in Dieburg, wo er am 21. Oktober 2006 beerdigt wurde. Mehr als 30 Jahre lang hatte sich Kurt Weinschenk als einer der Mitbegründer im Missionskreis der Pfarrei St. Peter und Paul in Dieburg engagiert. Der Missionskreis unterstützt eine Reihe von Projekten in der südindischen Diözese Ootacamund. Die

Menschen dort verdanken dem Engagement den Bau und die Unterhaltung von Schulen und Waisenhäusern. Solange es ihm gesundheitlich möglich war, besuchte Kurt Weinschenk diese Einrichtungen und die Menschen in Indien. Jürgen Brüstle

Wik Paul Joseph, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 4. 3. 1930 in Baden-Baden; ord. 18. 5. 1958 in Freiburg; 23. 6. 1958 Pfarrvikar in Gauangelloch; 16. 7. 1958 Vikar in Elzach; 1. 4. 1960 Vikar in Schwetzingen; 27. 4. 1960 Vikar in Freiburg (Maria Hilf); 31. 10. 1965 Pfarrer in St. Peter i. Schw.; 22. 8. 1976 Pfarrer in Elzach; 1978 Mitpastoration von Oberbiederbach; 1979 Dekan des Dekanats Waldkirch; 1984 Mitpastoration von Elzach-Yach; 1986 Geistlicher Rat; 15. 5. 1987 Spiritual in der Cistercienserinnen-Abtei Lichtenthal; 1. 10. 1998 Ruhestand in St. Peter i. Schw.; gest. 11. 4. 2006 in Freiburg; beerd. 21. 4. 2006 in Baden-Baden-Lichtenthal.

Paul Joseph Wik wurde als Sohn des Stadtamtmanns Gustav Wik und seiner Ehefrau Josephine, geb. Rudolphi, am 4. März 1930 in Baden-Baden geboren. Er wuchs in einer gut katholischen, frommen Familie in seiner Heimatstadt auf, besuchte dort von 1937 bis 1941 die Volksschule und von 1941 bis 1951, unterbrochen durch einen Arbeitseinsatz während des Krieges, das humanistische Gymnasium in Baden-Baden. Von 1940 bis 1946 diente er in der Klosterkirche zu Lichtenthal als Ministrant, und sein schon früh gehegter Wunsch, Priester zu werden, wurde in diesen von nationalsozialistischem Gedankengut vergifteten Jahren gefestigt. Die Lehrer des Gymnasiums Hohenbaden nahmen seinen Wunsch ernst und erkannten Wiks charakterliche Vorzüge. Sie empfahlen ihm daher, auf die Heimschule Lender in Sasbach zu wechseln und dort seine schulische Ausbildung zu beenden. Der Junge folgte der Empfehlung, und im März 1953 legte er dort seine Reifeprüfung ab.

In den Jahren 1953 bis 1958 studierte Wik in Freiburg und München Theologie. Nach Abschluss seiner Studien in St. Peter im Schwarzwald wurden ihm und 35 weiteren Diakonen am 18. Mai 1958 im Freiburger Münster durch den damaligen Kapitelsvikar Weihbischof Hermann Schäufele die heilige Priesterweihe erteilt. Zunächst wurde er als Pfarrvikar nach Gauangelloch angewiesen und bereits einen Monat später in die Pfarrei Elzach, die später erneut sein Wirkungskreis werden sollte. Es folgten zwei weitere Vikarstellen in Schwetzingen und in Freiburg, Maria Hilf. In diesen Jahren machte Vikar Wik wichtige seelsorgerliche Erfahrungen und erwies sich als gewissenhafter, lebendiger Seelsorger, der bei den Leuten gut angesehen war. Seine Vorgesetzten schätzten seine Zuverlässigkeit und sein Engagement. Nach dem Pfarrkonkurs Ende 1963 bemühte sich Paul Wik um eine eigene Pfarrei und übernahm zum 6. September 1965 die Pfarrei St. Peter im Schwarzwald. Die Investitur erfolgte am 31. Oktober 1965. Er übernahm die Pfarrei in einer Zeit, die von zahlreichen Veränderungen im kirchlichen und gesellschaftlichen Bereich gekennzeichnet war. Im neu errichteten Dekanat Kirchzarten übernahm Pfarrer Wik die Ämter des Schuldekans und des Dekanatsfrauenseelsorgers. Pfarrer Wik war bei seiner Gemeinde beliebt und wurde über die Pfarrei hinaus geschätzt. Dekan Jakob Wenger schrieb über ihn: „*Pfarrer Wik hat als Schuldekan und Dekanatsfrauenseelsorger vorbildlich gearbeitet.*“

Nach beinahe elf Jahren suchte Pfarrer Wik eine neue Herausforderung und erhielt von Erzbischof Hermann Schäufele zum 1. Juni 1976 die Pfarrei Elzach anvertraut. Die Investitur erfolgte am 22. August 1976. Bereits zwei Jahre später wurde ihm auch die Verantwortung für die Pfarrei Oberbiederbach übertragen und im Jahre 1984 entsprach er der Bitte, die Mitpastoration der Pfarrei Yach zu übernehmen. Bereits im Jahre 1979 hatten ihn seine Mitbrüder zum Dekan des Dekanats Waldkirch gewählt und 1985 in diesem Amt bestätigt. Erzbischof Oskar Saier würdigte 1986 die Dienste Wiks, sein Engagement, sein Pflichtbewusstsein und seine umsichtige Amtsführung als Dekan des Kapitels Waldkirch und ernannte ihn zum Geistlichen Rat ad honorem.

Im Frühjahr 1987 musste Pfarrer Wik aus gesundheitlichen Gründen schweren Herzens alle Ämter niederlegen. Er selbst schrieb damals, er wolle sich aber weiterhin einsetzen, soweit seine Gesundheit es zuließe. Er übernahm daher die Stelle des Spirituals der Cistercienserinnen-Abtei Lichtenenthal, wo er einst als Ministrant Dienst getan hatte. Er füllte die Stelle des Spirituals bis 1998 aus. Auf Vorschlag der Pfarrhaushälterinnen des Dekanates Baden-Baden war er zum 6. November 1989 zum Präses der Pfarrhaushälterinnen im Dekanat bestellt worden.

Nach elf Jahren als Spiritual bei den Cistercienserinnen bat Pfarrer Wik auf ärztlichen Rat hin um seine Zuruhesetzung, was ihm zum 1. Oktober 1998 bewilligt wurde. Er verbrachte seinen Ruhestand in St. Peter und starb nach mehreren Krankenhausaufenthalten am 11. April 2006 im Hospiz Karl Josef in Freiburg. Er wurde am 21. April auf dem Klosterfriedhof der Cistercienserinnen-Abtei Lichtenenthal begraben.

Jürgen Brüstle

2007

Farrenkopf Rudolf

Geb. 26. 11. 1929 in Heidelberg; ord. 5. 6. 1955 in St. Peter; 23. 6. 1955 Vikar in Gerlachsheim; 12. 12. 1955 Vikar in Karlsruhe (St. Elisabeth); 30. 7. 1958 Vikar in Mannheim-Rheinau; 1. 9. 1959 Vikar in Heidelberg (St. Vitus); 15. 6. 1962 Pfarrverweser in Heiligkreuzsteinach; 28. 4. 1963 Pfarrer daselbst; 14. 1. 1966 Pfarrkurat in Heidelberg-Boxberg (St. Josef); 28. 5. 1972 Pfarrer daselbst; 1. 8. 2004 Ruhestand in Heidelberg; gest. 24. 12. 2007 in Heidelberg; beerd. 29. 12. 2007 in Heidelberg (Bergfriedhof).

Rudolf Farrenkopf wurde am 26. November 1929 als Sohn des Architekten Rudolf Farrenkopf und seiner Frau Elisabeth, geb. Hauck, in Heidelberg geboren. Er hatte eine schwere Kinder- und Jugendzeit zu bestehen: Schon im Alter von sechs Jahren verlor er seine Mutter und 1941 starb auch sein Vater. Durch den Beruf seines Vaters bedingt, verbrachte er seine Jugend an verschiedenen Orten. Nach dem Tod seines Vaters kam er zu seinen Großeltern nach Bruchsal, wo er auch das Gymnasium besuchte. Im Frühjahr 1945 wurde das Haus seiner Großeltern total zerstört; jetzt nahm ihn seine ältere Schwester in ihr Haus auf. Nach seinem Abitur in Bruchsal begann Rudolf Farrenkopf mit dem Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg und setzte es fort im Priesterseminar St. Peter, wo er in der Pfarr- und Seminarkirche am 5. Juni 1955 durch Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht wurde.

Seine Jahre als Vikar in Gerlachsheim, Karlsruhe (St. Elisabeth), und Mannheim-Rheinau waren geprägt von der intensiven Seelsorgearbeit in der Jugend; seine letzte Vikarsstelle war Heidelberg-Handschuhsheim, wo er bald auch zum Dekanatsjugendseelsorger bestellt wurde. Mit diesen reichen Erfahrungen wurde Rudolf Farrenkopf 1962 zum Pfarrverweser von Hl. Kreuz in Heiligkreuzsteinach ernannt, wo er ein Jahr später als Pfarrer investiert wurde.

Als 1966 ein Seelsorger für die neu errichtete Pfarrkuratie St. Paul in Heidelberg-Boxberg gesucht wurde, fiel die Wahl auf den agilen Seelsorger Farrenkopf. Als Pfarrkurat begann er in den Neubausiedlungen Boxberg und Emmertsgrund eine lebendige Gemeinde aufzubauen. Das war eine gewaltige Herausforderung, wohnten doch in diesen Siedlungen Menschen unterschiedlicher Herkunft und großer sozialer Unterschiede. Nach sechs Jahren wurde die Kuratie zur Pfarrei erhoben und Erzbischof Hermann Schäufele ernannte den rührigen Seelsorger zum ersten Pfarrer der Gemeinde.

Nicht nur, dass er schon früher als Dekanatsjugendseelsorger die Ferienkolonie St. Georg in Heiligkreuzsteinach gebaut hatte; jetzt in Boxberg konnte er mit der Zeit den gewaltigen Komplex von Kirche, Gemeindehaus, Kindergarten und Pfarrhaus errichten. So leistete Rudolf Farrenkopf Pionierarbeit in dieser schwierigen Zeit des allgemeinen gesellschaftlichen Umbruchs. Nach 38 Jahren mühevoller Aufbauarbeit ließ sich Rudolf Farrenkopf 2004 in den Ruhestand versetzen; in Erinnerung blieb er der Gemeinde als rühriger Seelsorger und Prediger, dem die Jugend besonders am Herzen lag. Eine längere schwere Krankheit führte ihn am Heiligen Abend 2007 in das ewige Reich des Friedens. Eine große Schar von Mitbrüdern und zahlreiche Gläubige feierten am 29. Dezember 2007 die Eucharistie in der St. Paulskirche in Boxberg und begleiteten den Verstorbenen zu seiner letzten Ruhestätte im Priestergrab auf dem Heidelberger Bergfriedhof.

Heinrich Heidegger

Göpfert Dieter

Geb. 17. 7. 1938 in Meppen/Ems; ord. 9. 6. 1963 in Freiburg; 2. 7. 1963 Vikar in Eigeltingen; 1. 8. 1963 Vikar in Konstanz (Hl. Dreifaltigkeit); 9. 10. 1963 Vikar in Bilingen; 3. 8. 1964 Vikar in Schutterwald; 20. 4. 1966 Vikar in Bad Dürkheim; 24. 10. 1968 Vikar in Mannheim (St. Joseph); 22. 4. 1969 Krankenhausseelsorger in Waldshut; 18. 7. 1972 Pfarrverweser in Bodman; 20. 5. 1973 Pfarrer daselbst; 1. 5. 1975 beurlaubt; 1. 8. 1977 Religionslehrer in Waldkirch i. Br.; 1978 Pfarrverweser in Denzlingen; 1. 9. 1979 Religionslehrer in Weil; 19. 8. 1981 Pfarrverweser in Walzbachtal-Jöhlingen; 5. 11. 1990 Pfarrer daselbst; 1. 9. 1996 Ruhestand in Unteruhldingen; 1. 7. 1997 Subsidiar in Deggenhausertal; gest. 6. 12. 2007 in Heiligenberg; beerd. 14. 12. 2007 in Deggenhausertal-Limpach.

Dieter Göpfert wurde am 17. Juli 1938 als Sohn des Diplom-Forstwirts Dr. Egon Göpfert und seiner Frau Margarete, geb. Dahmen, in Meppen/Ems geboren. Schon im folgenden Jahr starb sein Vater durch einen Unglücksfall, daher zog seine Mutter mit ihm und seiner Schwester nach Meersburg zu ihren Eltern. Nach dem Besuch der Volksschule und des Progymnasiums in Meersburg wechselte Dieter Göpfert auf das Humboldt-Gymnasium in Konstanz, wo er 1957 seine Abiturprüfung bestand. Nach dem theologischen Vorkurs in der Lender'schen Anstalt zu Sasbach und dem an-

schließenden Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg, München und St. Peter wurde er am 9. Juni 1963 durch Erzbischof Hermann Schäufele in Freiburg zum Priester geweiht. Seine Zeit als Vikar verbrachte er in Eigeltingen, Konstanz (Hl. Dreifaltigkeit), Bilfingen, Schutterwald, Bad Dürrheim und Mannheim (St. Joseph), wobei die pfarrlichen Dienstzeugnisse zumeist gut ausgefallen sind. Am 22. April 1969 wurde Dieter Göpfert als Seelsorger für das Krankenhaus Waldshut angewiesen, wo er zugleich auch die Seelsorge im dortigen Gefängnis und das Amt des Dekanatsjugendseelsorgers zu übernehmen hatte. Nach drei Jahren wurde er Pfarrverweser und bald auch Pfarrer in Bodman, wo er zusätzlich auch Jugendseelsorger im damaligen Dekanat Stockach wurde. 1975 wurde er krankheitsshalber für zwei Jahre beurlaubt und arbeitete zeitweilig in der Caritasbibliothek und im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg. In dieser Zeit entstand sein Buch *„Orden und Klöster im Schwarzwald und am Bodensee“* (Rombach Verlag, 2. Aufl., Freiburg 1978, heute vergriffen).

Im Jahr 1977 wurde Dieter Göpfert als Religionslehrer an den kaufmännischen und den gewerblichen Schulen und am Gymnasium in Waldkirch i. Br. eingesetzt. Trotz vollem Deputat übernahm er 1978/79 nach dem Tod von Pfarrer und Dekan Hermann Hoch als Pfarrverweser die Verwaltung der Pfarrei Denzlingen. Anschließend wurde Göpfert als Religionslehrer an das Kant-Gymnasium in Weil a. Rh. versetzt. 1980 erschien ein zweites Buch von Dieter Göpfert: *„Dorfgeschichte von Bodman“* (Rombach Verlag, Freiburg); es ist eigentlich die Chronik eines Pfarrhauses im 17. Jahrhundert, in das heutige Deutsch übertragen.

Obwohl Göpfert guten Erfolg als Religionslehrer hatte, drängte es ihn doch wieder in die Pfarrseelsorge; deshalb wurde er 1981 als Pfarrverweser auf die Pfarrei Walzbachtal-Jöhlingen angewiesen. Hier war er sehr eifrig und sorgte für die Renovation des Pfarrhauses, der Kirche, des Schwesternhauses, der Orgel wie auch der Filialkirche in Wössingen; wiederum war er tätig als Dekanatsjugendseelsorger. Zum 5. November 1990 wurde ihm die Pfarrei als Pfarrer übertragen. Krankheitsbedingt ging er 1996 in den Ruhestand und wohnte zunächst in Unterhaldingen. Weil er gebeten wurde, als Subsidiar in den Gemeinden in Deggenhauser Tal mitzuwirken, nahm er 1998 dort seinen Wohnsitz. Soweit es seine Gesundheit erlaubte, betreute er auch das Altenheim in Meersburg. In dieser Zeit entstand sein drittes Buch *„Das Bistum Konstanz“*, das auf den Vorträgen basierte, die er in diesen Gemeinden hielt. Nach einem schweren Herzinfarkt suchte er Heilung in Heiligenberg, wo er am 6. Dezember 2007 sein Leben aushauchte. Am 14. Dezember 2007 wurde Pfarrer Dieter Göpfert in Deggenhauser Tal-Limpach beerdigt.

Heinrich Heidegger

Hansmann Karl, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 7. 1. 1925 in Schutterwald; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 18. 6. 1952 Vikar in Forbach; 24. 4. 1953 Vikar in Pforzheim (St. Franziskus); 30. 7. 1958 Pfarrverweser in Limbach; 2. 9. 1959 Pfarrer daselbst; 16. 7. 1969 Pfarrer in Forbach (invest. 14. 12. 1969); 16. 9. 1986 Pfarrer in Schönwald (invest. 14. 12. 1986); 20. 11. 1992 Rektor im Schönstatt-Zentrum Marienfried in Oberkirch; 1. 10. 1999 Ruhestand in Schutterwald; gest. 5. 5. 2007 in Offenburg; beerd. 10. 5. 2007 in Schutterwald.

Karl Hansmann wurde am 7. Januar 1925 als Sohn des Zugführers Jakob Hansmann und seiner Frau Karoline, geb. Leistler, in Schutterwald geboren. Nach dem

Besuch der dortigen Volksschule ging er von Ostern 1939 bis Frühjahr 1943 auf das humanistische Gymnasium in Offenburg. Nach erlangtem Reifevermerk wurde Karl Hansmann im Mai 1943 zum Reichsarbeitsdienst und im August desselben Jahres zum Militärdienst einberufen. Noch in Jahr 1944 bat er beim damaligen Direktor des Collegium Borromaeum, Wendelin Rauch, um Aufnahme als Kandidat für das Theologiestudium. Als man ihn nach einigen Monaten auf der Offiziersschule vor die Wahl stellte, Offizier zu werden und damit auf das Theologiestudium zu verzichten (das war damals üblich!), blieb Karl Hansmann bei seinem einmal gefassten Entschluss und ging sogleich wieder zurück an die Front. Am 24. April 1945 geriet er in Italien in englische Kriegsgefangenschaft, die bis zum 12. September 1948 dauerte. In dieser Zeit konnte Karl Hansmann in einem Gefangenenlager in Ägypten die Abiturprüfung ablegen und sich im Theologenseminar des „Camp 380“ auf das Theologiestudium vorbereiten. Nach seiner Entlassung im Herbst 1948 begann er sofort mit dem Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg, wobei ihm zwei Semester „geschenkt“ wurden. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde Karl Hansmann am 25. Mai 1952 gemeinsam mit 51 Kurskollegen durch Erzbischof Wendelin Rauch im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Seine Vikarsjahre führten ihn nach Forbach im Dekanat Rastatt und ein knappes Jahr später nach Pforzheim (St. Franziskus). Diese Jahre waren prägend für ihn, vor allem die Arbeit in der Jugend und in der Kolpingsfamilie, ebenso aber auch bei den Kranken und anderen Menschen, die der besonderen Zuwendung bedurften. Im Jahr 1958 wurde Karl Hansmann die Pfarrei Limbach anvertraut. Nach elf Jahren Seelsorgearbeit stellt ihm Dekan Englert das Zeugnis aus, er sei ein guter, gewissenhafter, zeitaufgeschlossener Pfarrer und auch ein guter und angenehmer Mitbruder. Weil ihm seine erste Vikarsstelle ans Herz gewachsen war, bewarb er sich 1969 um die Pfarrei Forbach, die er in den folgenden siebzehn Jahren mit seiner tief gelebten Spiritualität prägte. 1986 war es nochmals Zeit für einen Wechsel und Karl Hansmann übernahm die Pfarrei Schönwald auf dem Schwarzwald. Im selben Jahr ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier in Anerkennung *„des von hohem Einfühlungsvermögen und stillem Engagement geprägten Wirkens als Priester und in Würdigung seiner fruchtbaren Arbeit als Seelsorger“* zum Geistlichen Rat ad honorem.

Infolge seines Alters war Pfarrer Hansmann die Pfarrei Schönwald doch bald zu viel geworden, und so bewarb er sich 1992 um die Stelle des Rektors im Schönstatt-Zentrum Marienfried in Oberkirch. Mit den Jahren meldeten sich gesundheitliche Beschwerden, so dass er zum 1. Oktober 1999 um Zuruhesetzung bat. Seinen Ruhestand verlebte er mit seiner Schwester im Elternhaus in Schutterwald. Auch hier half er nach Kräften in der Seelsorge mit, predigte bis wenige Monate vor seinem Tod in den Gottesdiensten und betreute das Altenpflegeheim St. Jakob. Nach kurzer, schwerer Krankheit starb Pfarrer Hansmann im Krankenhaus Offenburg am 5. Mai 2007 und wurde am 10. Mai 2007 in Schutterwald unter großer Beteiligung der Bevölkerung zu Grabe getragen. Er war ein Mann, *„der dem Glauben ein Gesicht gegeben hat“*, schrieb Pfarrer Böser in seinem Nachruf. Heinrich Heidegger

Hertweck Norbert

Geb. 17. 10. 1910 in Kuppenheim; ord. 7. 3. 1937 in Freiburg; 14. 4. 1937 Vikar in Lenzkirch; 25. 4. 1938 Vikar in Riedern a. W.; 24. 8. 1938 Vikar in Oberwinden; 12. 11. 1945 Vikar in Kirrlach; 26. 4. 1950 Kurat in Greffern; 13. 11. 1952 Pfarrverweser in Lausheim b. Stühlingen; 1. 2. 1953 Pfarrer daselbst; 9. 12. 1965 Pfarrer in Offenburg-Weier (invest. 23. 1. 1966); 1. 9. 1983 Ruhestand in Offenburg-Weier; 2004 Ruhestand in Offenburg (Marienhaus); gest. 16. 1. 2007 in Offenburg; beerd. 19. 1. 2007 in Kuppenheim.

Norbert Hertweck wurde am 17. Oktober 1910 als Sohn des Schneiders und Mesners Albert Hertweck und seiner Frau Cäcilia, geb. Kolb, in Kuppenheim geboren. Nach dem Besuch der Volksschule wollte er zunächst das Schneiderhandwerk bei seinem Vater lernen, doch traten mehr und mehr andere Wünsche in den Vordergrund; durch Lateinstunden bei seinem Heimatpfarrer vorbereitet, trat er Ostern 1926 in die Untertertia des Gymnasiums Rastatt ein. Nach seinem Abitur 1932 studierte er in Freiburg Philosophie und Theologie; nach dem letzten Studienjahr im Priesterseminar St. Peter wurde er am 7. März 1937 durch Erzbischof Conrad Gröber zusammen mit 62 weiteren Diakonen in Freiburg zum Priester geweiht.

Seine Vikarsjahre verbrachte er in Lenzkirch, Riedern a. W., Oberwinden und Kirrlach. Er tat sich anfangs etwas schwer mit der Jugendarbeit, was nicht verwunderlich ist während der NS-Diktatur. Umso mehr war er ein geschätzter Seelsorger, „*ein fleißiger Arbeiter*“, wie es in einem Dienstzeugnis heißt. Dies konnte man auch von ihm sagen, als er die erste eigenständige Aufgabe als Kurat in Greffern übernahm. Ende 1952 kam er nach Lausheim bei Stühlingen im damaligen Dekanat Bonndorf, wo er als Pfarrer dreizehn Jahre tatkräftig als „*Vater seiner Gemeinde*“ wirkte, wie Dekan Franz Höfele damals feststellte. Im Dezember 1965 wechselte er nach Weier bei Offenburg, das ihm zur zweiten Heimat werden sollte. Das Zweite Vatikanische Konzil war gerade abgeschlossen worden, und so stand vor ihm die Aufgabe, die Beschlüsse dieser großen Kirchenversammlung vor Ort umzusetzen. In diesem Sinn erfolgte die Renovation der Pfarrkirche 1975/76 mit der Umgestaltung des Chorraumes, so dass eine bessere „*tätige Mitfeier der Gläubigen*“ möglich wurde. Noch schwieriger war freilich, sich dem Wandel der Gemeinde zu stellen; in diesen Jahren und Jahrzehnten wurde aus der ehemals bäuerlichen Gemeinde eine Pendlergemeinde, verbunden mit dem Zuzug vieler Neubürger. Deren Integration lag dem Pfarrer ebenso am Herzen wie der Aufbau einer aktiven Jugendarbeit.

Nach 18 Jahren Pfarrertätigkeit in Weier bat Norbert Hertweck 1983 um den Eintritt in den Ruhestand. Da die Pfarrei nicht mehr besetzt werden konnte wegen des Priestermangels, blieb Pfarrer Hertweck im Pfarrhaus wohnen und war darauf bedacht, auch weiterhin in der Seelsorgsarbeit mitzuwirken. Unter großer Anteilnahme seiner Gemeinde konnte er sein goldenes und diamantenes Priesterjubiläum begehen, wozu ihm Erzbischof Oskar Saier nicht nur herzlich dankend gratulierte, sondern auch darauf hinwies, wie er noch in diesen Jahren um Taufen und Trauungen gebeten wurde, was seine Wertschätzung in der Gemeinde zeigte. Mit der Zeit nahmen die Altersbeschwerden zu, so dass er, nachdem seine Schwester Johanna Hertweck schon 2000 gestorben war, seinen Wohnsitz im Oktober 2004 in das Marienhaus zu Offenburg verlegte. Seine letzten Jahre waren gezeichnet durch seine Krankheiten; er war ans Haus gebunden. Schon liefen die Vorbereitungen zu seinem

70-jährigen Priesterjubiläum an, doch verstarb Norbert Hertweck überraschend am 16. Januar 2007 in Offenburg; am 19. 1. 2007 wurde er in Kuppenheim unter großer Anteilnahme seiner ehemaligen Gemeinde beigesetzt. Heinrich Heidegger

Hummel Albert, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 29. 4. 1923 in Sulzburg; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 30. 6. 1954 Vikar in Freiburg (St. Georgen); 29. 7. 1954 Vikar in Renchen; 6. 10. 1954 Vikar in Muggensturm; 26. 10. 1955 Vikar in Weinheim (St. Laurentius); 20. 6. 1956 Vikar in Freiburg (St. Konrad); 25. 3. 1960 Kurat in Eisenbach; 11. 1. 1967 Kurat in Freiburg (St. Elisabeth); 14. 4. 1975 Pfarrer daselbst; 16. 12. 1991 Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem; 28. 2. 1997 Ruhestand in Freiburg; gest. 19. 10. 2007 in Freiburg; beerd. 26. 10. 2007 in Heitersheim.

Albert Hummel wurde am 29. April 1923 als Sohn des Maschinenfabrikanten Anton Hummel und seiner Frau Auguste, geb. Weingand, in Sulzburg geboren. In frühen Jahren verlor er seinen Vater nach einer schweren Krankheit. In Heitersheim aufgewachsen, besuchte er dort die Volksschule. Wegen finanzieller Schwierigkeiten konnte er erst nach der 8. Klasse auf das Freiburger Bertholdgymnasium wechseln, vorbereitet durch Privatstunden im Erzbischöflichen Knabenkonvikt. Im Sommer 1942 kam der Einberufungsbefehl zur Wehrmacht. Das damals ausgestellte Abgangszeugnis galt als Reifezeugnis. Nach kurzem Einsatz in Frankreich kam Hummel im Januar 1943 an die Ostfront und geriet im September 1944 in Bessarabien in russische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst am 14. September 1949 entlassen wurde. Sein Wunsch, Priester zu werden, war so stark in ihm, dass er bereits am 22. September 1949 seinen Lebenslauf schrieb und um Aufnahme in das Collegium Borromaeum bat. Seine Studienzeit verbrachte er in Freiburg und im Priesterseminar St. Peter und wurde am 30. Mai 1954 in Freiburg durch Weihbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht.

Seine Vikarsjahre verbrachte er in Freiburg (St. Georg), Renchen, Muggensturm, Weinheim und Freiburg (St. Konrad). Seine Prinzipale stellten ihm stets ein sehr gutes Zeugnis aus, weil er mit seinem stillen Humor und seiner Freundlichkeit den Menschen – Jung und Alt – zugetan war; in den verschiedenen Pfarreien betreute er die Kolpingsfamilien und die männliche Jugend. Von den Folgen seiner Hungerjahre in der Kriegsgefangenschaft redete er nicht, von den sonstigen schlimmen Erfahrungen in jenen Kriegsjahren sehr wenig.

Am 25. März 1960 wurde Albert Hummel als Kurat nach Eisenbach im Dekanat Neustadt versetzt. In der erst seit fünf Jahren bestehenden Kuratie musste er die Gemeinde aufbauen, Menschen zusammenführen, was ihm mit seiner freundlichen, zuvorkommenden Art gut gelungen ist. Es war eine gute Einübung für die kommende Aufgabe, die ihm mit der Bestellung zum Kuraten für die neu errichtete Kuratie St. Elisabeth in Freiburg zum 11. Januar 1967 aufgetragen wurde. Hier galt es, die Gläubigen, die zuvor zu drei verschiedenen Pfarreien gehörten, zusammenzubringen, Gruppen aufzubauen und ein eigenständiges Pfarrleben zu etablieren – und zwar auf der Grundlage der Beschlüsse des Zweiten Vatikanums und der Würzburger Synode. Dass ihm hier ein gutes Stück Arbeit gelungen ist, zeigt, dass die Kuratie zum 14. Januar 1975 zur Pfarrei erhoben wurde; so konnte dann Albert Hummel am 14. April 1975 auf diese Pfarrei investiert werden. Die folgenden Jahre waren weiter-

hin geprägt durch ein gutes Hören auf die gesellschaftlichen Entwicklungen, die nicht immer leicht im kirchlichen Leben aufzufangen waren. Eine Anerkennung seiner Arbeit fand Albert Hummel durch die Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem am 16. Dezember 1991. Wurde noch das silberne Jubiläum der Pfarrei 1992 groß gefeiert, lag auf dem Fest zum 30-jährigen Bestehen der Pfarrei bereits ein Schatten. Die kirchliche Entwicklung brachte es mit sich, dass die beiden Pfarreien St. Konrad und St. Elisabeth zusammengelegt werden mussten. Weil Pfarrer Hummel diesen Schritt nicht mehr mitvollziehen konnte, bat er um den Eintritt in den Ruhestand, der ihm zum 28. Februar 1997 gewährt wurde. Wie vereinbart, blieb er in seinem Pfarrhaus wohnen und wirkte weiterhin als Subsidiar in der Seelsorge mit. Über die Pfarrarbeit hinaus war er jahrelang Definitor im Stadtdekanat; das Amt des Dekanatsaltenseelsorgers behielt er noch über seine Pensionierung hinaus. Albert Hummel starb am 19. Oktober 2007 in Freiburg und wurde am 26. Oktober 2007 in Heitersheim beigesetzt.

In seinen letzten Lebensjahren musste Pfarrer Hummel noch eine tiefe Krise bestehen. Es drohte nicht nur der Verkauf des Pfarrhauses, sondern auch die Schließung „seiner“ Kirche, weil die notwendigen Renovierungen nicht zu bezahlen waren. Er sah sein Lebenswerk zerstört. Er konnte zwar in seinem Pfarrhaus wohnen bleiben, auch nach dem Tod seiner Haushälterin, Frau Zink, aber er konnte es nicht erwinden, dass „seine“ Kirche St. Elisabeth sogar profaniert wurde. Er sah nur noch das Äußere und nicht mehr die Saat, die er in seiner Gemeinde ausgesät hatte und die weiterlebt in den Menschen, die er begleitet und geprägt hatte. Dass die Saat aufgegangen ist, wurde auch deutlich im Verabschiedungsgottesdienst in Freiburg und bei seiner Beisetzung auf dem Friedhof in Heitersheim. Möge er nun schauen dürfen, was er geglaubt und verkündet hat.

Heinrich Heidegger

Kampa P. Christian MSF

Geb. 3. 2. 1959 in Krupski Młyn/Polen; ord. 12. 6. 1985 in Kazimierz Biskupi als Angehöriger der Ordensgemeinschaft der Missionare der Heiligen Familie (MSF); 1985 Kaplan in Rzeszów; 1987 Ökonom der Ordensprovinz in Kazimierz Biskupi; 1991 Pfarrer und Rektor in Wielki Klińc (Hl. Familie [bei Danzig]); 1. 9. 2000 Mitglied der Kommunität in Bisingen; 2001 Sprachkurs und pastorale Mitarbeit in Freiburg (St. Josef); 1. 9. 2001 Vikar in der SE Billigheim; 20. 11. 2001 Kooperator daselbst, 1. 9. 2004 zusätzlich Kooperator in Schefflenz; 1. 9. 2006 Pfarradministrator in Grosselfingen und Leiter der SE Bisingen-Grosselfingen; 27. 1. 2007 gest. in Bisingen; 31. 1. 2007 Requiem daselbst; beerd. 5. 2. 2007 in Żernica (Polen).

P. Christian Kampa wurde am 3. Februar 1959 in Kruski Młyn in Polen als Sohn des Christian Kampa und seiner Frau Hildegarda, geb. Kluba, geboren; durch die Eltern besaß er die deutsche Staatsangehörigkeit. Als Angehöriger der Ordensgemeinschaft der „Missionare der Heiligen Familie“ wurde er am 12. Juni 1985 in Kazimierz Biskupi zum Priester geweiht. Nach der Weihe arbeitete er zunächst als Kaplan in der ordenseigenen Pfarrei in Rzeszów. Von 1987 bis 1991 war er Ökonom im Ordenspriesterseminar in Kazimierz Biskupi. Anschließend wurde Pater Kampa Pfarrer in Wielki Klińc, wo er reiche pastorale Erfahrungen sammeln konnte. Wegen des andauernden Priestermangels ersuchte das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg die Lei-

tung der polnischen Provinz der „Missionare von der Heiligen Familie“ um Patres für die Seelsorge in unserer Erzdiözese. Da Pater Kampa die deutsche Staatsangehörigkeit besaß, wurde er hierfür freigestellt. Zunächst ergänzte er in einem Sprachkurs in Freiburg seine Deutschkenntnisse und wurde zeitgleich zur Vorbereitung auf den pastoralen Dienst in unserem Erzbistum zur Mitarbeit in der Freiburger Pfarrei St. Josef berufen.

Nach Abschluss des Sprachkurses wurde Pater Kampa als Vikar in der SE Billigheim im Dekanat Mosbach eingesetzt. Er arbeitete sich schnell in die hiesige pastorale Arbeit ein, so dass er alsbald zum Kooperator ernannt wurde, wie er dann auch bald den schulischen Religionsunterricht erteilte. Ab dem 1. September 2004 kam auch die Pfarrei Schefflenz, St. Kilian, zur Seelsorgeeinheit. Zum 1. September 2006 wurde Pater Kampa zum Leiter der SE Bisingen-Grosselfingen im Dekanat Zollern bestellt. In kurzer Zeit hat er durch seine Frohnatur das Vertrauen der Pfarrangehörigen gewonnen, so dass es für alle ein großer Schock gewesen ist, als Pater Kampa am 27. Januar 2007 einen tödlichen Herzinfarkt erlitt. Zeit seines Lebens hat er versucht, seinen Primizspruch zu leben: *„Seine Geschöpfe sind wir, in Christus dazu geschaffen, in unserem Leben die guten Werke zu tun, die Gott im Voraus bereitet hat“* (Eph 2, 10). Am 31. Januar 2007 verabschiedeten sich im Requiem die Gläubigen der SE Bisingen-Grosselfingen von ihrem Pfarrer und die Geistlichen des Dekanats Zollern von ihrem Mitbruder; beigesetzt wurde Pater Kampa in seiner Heimat Żernica in Polen am 5. Februar 2007.

Heinrich Heidegger

Kirchgäßner Bruno, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 14. 12. 1911 in Karlsruhe; ord. 22. 3. 1936 in Freiburg; 10. 4. 1936 Vikar in Oberachern; 1. 10. 1937 Vikar in Freiburg-Haslach; 6. 3. 1940 Vikar in Mannheim-Feudenheim; 5. 8. 1944 Rektor in Mannheim (Jugendheim); 15. 8. 1946 Religionslehrer in Mannheim (Handelslehranstalten); 1. 9. 1951 Religionslehrer in Konstanz (Handelsschule); 11. 9. 1959 zusätzlich Studentenseelsorger am Technikum (bis 1965); 1975 Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem; 1975 Ruhestand in Konstanz; 1. 11. 1984 Subsidiar in Konstanz, Hl. Dreifaltigkeit und Konstanz (St. Bruder Klaus); gest. 15. 3. 2007 in Konstanz; beerd. 26. 3. 2007 in Konstanz (Hauptfriedhof).

Bruno Kirchgäßner wurde am 14. Dezember 1911 als Sohn des Finanzamtmannes und späteren Ministerialrats Albert Kirchgäßner und seiner Frau Maria, geb. Vollmer, in Karlsruhe geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in Durlach ging er zunächst auf das dortige Gymnasium; nach dem Umzug seiner Eltern nach Karlsruhe besuchte er das seinerzeit so genannte „Gymnasium Karlsruhe“. Nach dem Abitur im Jahr 1931 folgten seine philosophisch-theologischen Studien in Freiburg und Fribourg (Schweiz). Es folgte das Studienjahr im Priesterseminar St. Peter; am 22. März 1936 wurde Kirchgäßner durch Erzbischof Conrad Gröber im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Seine relativ lange Vikarszeit verbrachte Bruno Kirchgäßner in Oberachern und in Freiburg-Haslach, um dann ab März 1940 in Mannheim-Feudenheim seinen Dienst zu tun. Wie unterschiedlich können die Dienstzeugnisse seiner Prinzipale sein! Hieß es in Freiburg-Haslach noch, er tue *„sich schwer mit der wilden Jugend“*, so bescheinigte ihm in Mannheim der damalige Dekan, Prälat Bauer, *„seine außer-*

ordentlichen Erfolge in der Jungmänner- und Kinderseelsorge“. Aufgrund seiner Fähigkeit im Umgang mit den Jugendlichen wurde Bruno Kirchgäßner 1944 zum Rektor des Jugendheims in Mannheim ernannt, was ja in jener Zeit des Nationalsozialismus nicht ungefährlich war, wenn man seinen Standpunkt und die Position der Kirche verteidigte. Als nach dem Krieg der Religionsunterricht auch in den weiterführenden Schulen wieder aufgebaut werden konnte, wurde Bruno Kirchgäßner zum hauptamtlichen Religionslehrer an den Handelslehranstalten in Mannheim berufen. Seine Sprachbegabung und seine wissenschaftlichen Interessen, insbesondere was die Bibelexegese und die Archäologie angeht, befähigten ihn zum Lehrer der Jugend. Wie schwierig das allerdings war, zeigt sich daran, dass er schon als Student um Dispens für das Lesen jener Fachbücher bitten musste, die auf dem damaligen Index der verbotenen Bücher standen – und dies alle drei Jahre, auch als Vikar.

Im September 1951 wechselte Bruno Kirchgäßner auf eigenen Wunsch nach Konstanz, wo er bis zu seinem Ruhestand im Jahr 1976 tätig war. Seine Leistung als Religionslehrer fand ihre Anerkennung darin, dass er 1953 in den Staatsdienst übernommen, zum Studienrat und 1959 zum Oberstudienrat ernannt wurde. Bruno Kirchgäßner beschränkte sich nicht auf den schulischen Religionsunterricht. Sehr bald kümmerte er sich als Dekanatsjugendseelsorger um die männliche Jugend, hielt Schulungen und Einkehrtage für die Abschlussklassen. Von 1959 an übernahm er auch die Aufgabe eines Studentenpfarrers an der Staatlichen Ingenieurschule in Konstanz. Seine zutiefst pastorale Gesinnung zeigte sich auch in seiner steten Bereitschaft, in der allgemeinen Seelsorge in den verschiedenen Pfarreien mitzuhelfen, was er auch nach seiner Pensionierung weiterhin tat, als Subsidiar in den Pfarreien Hl. Dreifaltigkeit und St. Bruder Klaus bis 2001. In Anerkennung seiner Leistungen im schulischen Religionsunterricht sowie in der außerschulischen Jugend- und Studentenseelsorge, verlieh ihm 1975 Erzbischof Hermann Schäufele den Titel eines Geistlichen Rates ad honorem. Trotz seiner Beschwerneisse im Alter konnte er in wachem und dankbarem Geiste 2006 sein 70-jähriges Weihejubiläum feiern. In den Abendstunden des 15. März 2007 starb Geistlicher Rat Bruno Kirchgäßner in Konstanz und wurde am 26. März 2007 im Familiengrab auf dem Konstanzer Hauptfriedhof beigesetzt.

Heinrich Heidegger

Kölble Hans, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 20. 1. 1915 in Kappel a. Rh.; ord. 29. 3. 1952 in Paderborn für die Diözese Dresden-Meißen; Mai 1952 Vikar in Kamenz; Januar 1954 Vikar in Greiz; Januar 1955 Vertretung in Lengenfeld/Vogtland; Mai 1955 Lokalkaplan in Frau-reuth/Sachsen; Januar 1957 Pfarrvikar in Seiffhennersdorf/Oberlausitz; 16. 1. 1959 Pfarrer in Falkenstein/Vogtland; 1. 7. 1981 Ruhestand, Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem; 13. 8. 1981 Ruhestand in Oberkirch-Stadelhofen; 16. 9. 1981 Subsidiar daselbst; 6. 2. 2007 Ruhestand im Vincentius-Pflegeheim Oppenau; gest. 2. 10. 2007 in Oppenau; beerd. 7. 10. 2007 in Oberkirch-Stadelhofen.

Hans Kölble wurde am 20. Januar 1915 als Sohn des Landwirts Johann Kölble und seiner Frau Annemarie, geb. Andlauer, in Kappel a. Rh. geboren. Nach dem Besuch der dortigen Volksschule ging er auf das Bertholdgymnasium in Freiburg, wo er 1936 seine Reifeprüfung ablegte. Nach dem damals üblichen halben Jahr Arbeitsdienst

begann er sein Theologiestudium an der Philosophisch-Theologischen Akademie in Paderborn, weil das Collegium Borromaeum in Freiburg überfüllt war und er dort keinen Studienplatz bekommen hatte. Deshalb entschied er sich, in die mitteldeutsche Diaspora zu gehen und bewarb sich erfolgreich als Priesteramtskandidat in der Diözese Meißen. So konnte er im Herbst 1937 weiterhin in Paderborn sein Studium fortsetzen, wohnend im Leoninum mit den anderen Meißner Theologen. Im Januar 1940 wurde Hans Kölble allerdings zur Luftwaffe eingezogen und war ab 1942 bis zum Kriegsende bei der Sanitätsflugbereitschaft 2 eingesetzt. Im Mai 1945 kam er zunächst in tschechische Kriegsgefangenschaft und wurde anschließend den Amerikanern übergeben, die ihn – wie viele andere – den Russen überließen; so war er bis zum 13. Dezember 1949 in sowjetischer Gefangenschaft.

Im Frühjahr 1950 nahm Hans Kölble sein Studium in Paderborn wieder auf und wurde am 29. März 1952 durch Erzbischof Lorenz Jäger in Paderborn für die Diözese Meißen zum Priester geweiht. Sein erster Einsatzort als Kaplan war Kamenz in Sachsen. Im Januar 1954 wurde er nach Greiz versetzt; wegen einer offenen Tbc musste er von April 1954 bis zum Jahresende pausieren. Versuchsweise übernahm er im Januar 1955 eine Vertretung für einen erkrankten Pfarrer in Lengenfeld im Vogtland, anschließend war er Lokalkaplan in Fraureuth bei Werden in Sachsen. Von Januar 1957 bis Januar 1959 war er Pfarrvikar in Seiffhennersdorf/Oberlausitz. Am 16. Januar 1959 wurde Hans Kölble die Pfarrei Falkenstein im Vogtland übertragen, die er 22 Jahre lang betreute. Zu seiner Versetzung in den Ruhestand am 1. Juli 1981 schrieb ihm der Meißner Diözesanbischof Gebhard Schaffran, *„dass es ihm [als Pfarrer] dort besonders gelungen ist, Gemeinde aufzubauen. Ihre Kirche und Ihr stets offenes und gastfreundliches Pfarrhaus sind weiterhin bekannt geworden und gaben Zeugnis für die Menschen über Ihre Pfarrei hinaus“*. In Anerkennung seiner Tätigkeit verlieh ihm Bischof Schaffran den Titel „Geistlicher Rat h. c.“.

Weil Kölble im Ruhestand seelsorgerlich tätig bleiben wollte, zog er in das Pfarrhaus Oberkirch-Stadelhofen und wurde alsbald zum Subdiakon für diese Gemeinde bestellt. Über zwei Jahrzehnte wirkte er hier segensreich, bis er aus Altersgründen seinen Dienst mehr und mehr einschränken musste. Im Februar 2007 übersiedelte er in das Vincentius-Pflegeheim in Oppenau, wo er am 2. Oktober 2007 starb. Seine Beerdigung war in Oberkirch-Stadelhofen am 7. Oktober 2007, unter großer Beteiligung der Bevölkerung, der Vereine und der Geistlichkeit. Heinrich Heidegger

Müller Leonhard

Geb. 27. 7. 1927 in Ünglert (Mudau-Donbach); ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 23. 6. 1954 Vikar in Bietigheim; 3. 10. 1956 Vikar in Tauberbischofsheim; 12. 2. 1959 Vikar in Karlsruhe-Durlach; 1. 12. 1960 Pfarrverweser daselbst; 11. 2. 1961 Pfarrvikar in Reilingen; 22. 10. 1961 Pfarrer daselbst; 3. 5. 1990 Pfarrer in Mosbach-Neckarelz; 1. 8. 2001 Ruhestand in Elztal-Rittersbach, zugleich Subdiakon in der SE Fahrenbach; gest. 4. 8. 2007 in Elztal-Rittersbach; beerd. 10. 8. 2007 in Mudau-Donbach.

Leonhard Müller wurde am 27. Juli 1927 als Sohn des Bauern Josef Müller und seiner Frau Agnes, geb. Merkert, in Ünglert bei Mudau geboren. Schon während der Volksschulzeit erwachte in ihm der Wunsch, Priester zu werden, so dass er

sich mit Privatstunden in Latein bei seinem Pfarrer auf das Gymnasium vorbereitete. Ab dem Herbst 1942 wohnte er im Erzbischöflichen Knabenkonvikt in Freiburg und besuchte bis zur Einberufung in den Reichsarbeitsdienst (RAD) das dortige Bertholdgymnasium. Im Sommer 1944 wurde er zum RAD eingezogen und hatte dann das Glück, nach der Entlassung bei der Einberufungsbehörde vergessen worden zu sein, so dass er das Kriegsende zuhause erleben konnte. Von Herbst 1945 bis Sommer 1949 absolvierte er das Gymnasium in Tauberbischofsheim, wo er im dortigen Konvikt wohnen konnte.

Nach den philosophisch-theologischen Studien in Freiburg und im Priesterseminar St. Peter wurde Leonhard Müller mit 38 Mitbrüdern am 30. Mai 1954 durch Weihbischof Eugen Seiterich in Freiburg zum Priester geweiht. In den folgenden Jahren war er Vikar in Bietigheim, Tauberbischofsheim und Karlsruhe-Durlach; an seiner letzten Stelle wurde ihm wegen des Pfarrerwechsels für einige Wochen die Verwaltung der Pfarrei anvertraut. Im Februar 1961 wurde Leonhard Müller zunächst als Pfarrvikar nach Reilingen angewiesen, wo er am 22. Oktober 1960 auf die Pfarrei investiert wurde. Mit dem Zweiten Vatikanum bekam die Seelsorge neue Akzente. Pfarrer Müller ging behutsam, aber zielsicher vor, gleich, ob es sich um die Liturgie handelte oder um den Aufbau der Mitarbeit der Laien im Pfarrgemeinderat und in den anderen Gremien. Welches Vertrauen er gewonnen hatte, zeigt sich in der Berufung in den Personalrat des Oberschulamtes, aber auch als Dekanatsmännerseelsorger und Sprecher des Pfarrverbandes Hockenheim.

Auf Wunsch von Erzbischof Oskar Saier wechselte Pfarrer Müller im Mai 1990 nach Mosbach-Neckarelz. Er stellte sich dieser neuen Herausforderung, wissend, dass Neckarelz im Lauf der letzten Jahre durch den Zuzug von Neubürgern eine große Veränderung erfahren hatte. Auch hier war Pfarrer Müller stets bereit, über die Gemeindegemeinschaft hinaus sich den Dekanatsaufgaben zu stellen; so war er Mentor des Diakonatskreises und Dekanatsaltenseelsorger. Neben der Seelsorgsarbeit darf nicht vergessen werden, wie Leonhard Müller sich um den Zustand der kirchlichen Gebäude kümmerte. Schon in Reilingen gab es genügend zu tun: Renovation des Pfarrhauses, der Pfarrkirche, Bau einer neuen Orgel, eines Kindergartens, eines Jugendheimes. In Neckarelz war es nicht nur die Renovation des Kindergartens St. Josef; es war vor allem der Bau eines ökumenischen Gemeindezentrums im Wohngebiet Waldsteige, aber auch die Innenrenovation der Pfarrkirche, der Neubau der Bernhardshütte auf dem Jugendzeltplatz in Tauberbischofsheim-Dittwar sowie Renovierungsarbeiten an anderen kirchlichen Gebäuden.

Als Pfarrer Müller im August 2001 in den Ruhestand ging, war es für ihn selbstverständlich, die Verwaltung der Pfarrei als Pfarradministrator nochmals für fünf Wochen zu übernehmen, bis der neue Pfarrer seine Stelle antreten konnte. Auch am neuen Wohnsitz in Elztal-Rittersbach setzte er als Subdiar in der SE Fahrenbach die Seelsorgsarbeit fort, soweit es seine Kräfte zuließen; er blieb auch weiterhin Mentor des Diakonatskreises und Dekanatsaltenseelsorger. Da die Altersbeschwerden und Krankheiten zunahmen, beendete er im Sommer 2006 seine Tätigkeit als Subdiar und die andere priesterliche Arbeit. Kurz nach seinem 80. Geburtstag starb Pfarrer Müller in Elztal-Rittersbach am 4. August 2007 und wurde am 10. August 2007 in Mudau-Donbach unter großer Beteiligung seiner Mitbrüder und Gläubigen zu Grabe getragen.

Heinrich Heidegger

Riedlinger Helmut, Dr. theol., Universitätsprofessor, Prälat

Geb. 17. 2. 1923 in Bohlingen bei Singen; ord. 10. 10. 1951 in Rom; 29. 10. 1952 Vikar in Breisach; 3. 11. 1953 Freistellung zur Promotion; 12. 12. 1956 Promotion zum Dr. theol. in Freiburg; 15. 4. 1956 Repetitor am Collegium Borromaeum; 21. 4. 1958 Wissenschaftlicher Assistent am Dogmatischen Seminar der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br.; 27. 2. 1963 Habilitation für das Fach Dogmatik ebd.; 20. 3. 1963 Ernennung zum Dozenten, 1. 5. 1963 Einweisung in eine Dozentenstelle ebd.; 23. 6. 1964–31. 3. 1988 Ordinarius für Dogmatik und Theologische Propädeutik ebd.; 1968–1988 Direktor des Raimundus-Lullus-Instituts ebd.; 1971/72 Dekan der Theologischen Fakultät; 26. 3. 1979 Päpstlicher Ehrenprälat; 1981–1988 nichtresidierender Domkapitular des Metropolitankapitels Freiburg; seit 1988 Ehrendomherr ebd.; gest. 14. 5. 2007 in Freiburg; beerd. 22. 5. 2007 auf dem Hauptfriedhof in Freiburg.

Helmut Riedlinger wurde am 17. Februar 1923 als ältestes Kind des Buchhalters Hermann Riedlinger und seiner Ehefrau Hilda, geb. Riedmann, in Bohlingen bei Singen geboren. Seine jüngeren Geschwister hießen Euphemia, Adalbert und Maria. Seit 1929 besuchte er die dortige Volksschule. Da er eine Neigung zum Priesterberuf verspürte, wurde er ab Ostern 1933, wie zur damaligen Zeit häufig, von seinem Heimatpfarrer Alfons Beil (vgl. *Necrologium Friburgense 1951–1955*, FDA 77 [1957], S. 235) durch Lateinstunden auf den Besuch des Gymnasiums vorbereitet. An Ostern 1936 wurde er in die 4. Klasse des Schlageter-Gymnasiums (heute Heinrich-Suso-Gymnasium) in Konstanz aufgenommen und wohnte im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt St. Konradhaus. Am 20. März 1941 legte er als Klassenbester die Reifeprüfung ab und stellte einen Tag später das Gesuch um Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese Freiburg. Die Zeitverhältnisse jedoch brachten es mit sich, dass er nicht sogleich mit dem Theologiestudium beginnen konnte, sondern zunächst in Polen seine halbjährige Dienstzeit beim Reichsarbeitsdienst ableisten musste. Zum Wintersemester 1941/42 konnte er ins Collegium Borromaeum eintreten und an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg das Theologiestudium beginnen. Im April 1942 jedoch wurde er eingezogen und hat die restliche Zeit des Zweiten Weltkriegs als Soldat erlebt, die meiste Zeit in Frankreich, wo er an Weihnachten 1942 in der Kathedrale von Coutances in der Normandie, deren Türme er zu vermessen hatte, die Orgel spielte. Zuletzt war er in Italien. Dort wurde er im April 1945 von Partisanen gefangen genommen und entging nur knapp der Exekution. Er fand Unterschlupf bei Pfarrer Giuseppe Zambon in Bassano del Grappa, der ihm auch half, sich nach Rom durchzuschlagen, wo er im August 1945 als Alumnus in das Pontificium Collegium Germanicum et Hungaricum aufgenommen wurde. Im internen Sprachgebrauch des Kollegs wurden die Neuzugänge unmittelbar nach dem Krieg, die auf ähnlich abenteuerlichen Wegen wie Riedlinger dorthin kamen und das Wiederaufblühen der Institution sicherten, als „Vorsehungsgermaniker“ bezeichnet. Riedlinger absolvierte an der Päpstlichen Universität Gregoriana das dort übliche dreijährige Philosophie- und vierjährige Theologiestudium, welche er 1948 bzw. 1952 mit dem jeweiligen Lizentiat abschloss. Am 10. Oktober 1951 wurde er in der Kirche des Kollegs zusammen mit Georg Hüßler, der 1946 ins Germanicum gekommen war, von Erzbischof Luigi Traglia, dem Vicegerente di

Roma, d. h. dem Stellvertreter des für die Diözese Rom zuständigen Kardinalvikars, zum Priester geweiht. Wie die im Germaniker-Korrespondenzblatt jener Jahre veröffentlichten Verzeichnisse belegen, hat Riedlinger im Kolleg als Organist gewirkt und so verantwortungsvolle Ämter bekleidet wie dasjenige des für die Einführung der neuen Alumnus zuständigen „Oberduktors“ und das des Vizepräsidenten bzw. Präsidenten der „Herz-Jesu-Akademie“, deren Aufgabe es ist, das außeruniversitäre Bildungsprogramm im Kolleg zu gestalten. Aus letzterer Tätigkeit ist auch seine früheste Veröffentlichung hervorgegangen, ein mit H. R. gezeichneter Bericht über die von der Akademie im Studienjahr 1948/49 durchgeführten Veranstaltungen. Dass Riedlinger, der nicht nur musizierte, sondern sich auch in der Aquarellmalerei übte, eine künstlerische Ader hatte, wird auch in zwei weiteren Veröffentlichungen jener Jahre deutlich, in denen er Kunstwerke beschreibt und deutet: Zum einen die neue Kirche des Germanicums, in der er die Priesterweihe empfangen wird, und zum anderen die Ausmalung eines Aufenthaltsraums im 6. Stock des Kollegs mit Ansichten aus den Herkunftsländern der Alumnus durch den Kunstmaler von Luschkow-Lapat. Beide sind mit H. R. gezeichnet, einem Akronym, das in dieser Zeit nur auf Helmut Riedlinger passt.

Nach seiner Rückkehr aus Rom wurde er 1952 Vikar in Breisach und vertiefte dort seine seelsorglichen Erfahrungen, die er bereits in Rom nach der Priesterweihe als für die Hausangestellten des Germanicum zuständiger Kurat sammeln konnte. 1953 wurde er zum Weiterstudium freigestellt und begab sich in die strenge Schule des bedeutenden Erforschers mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Philosophie und Theologie Prälat Professor Friedrich Stegmüller (Necrologium Friburgense 1981–1985; FDA 106 [1986], S. 291–296). In drei Jahren hat er auf ausgedehnten Forschungsreisen über 100 handschriftliche, in deutschen, englischen, französischen, italienischen und polnischen Bibliotheken aufbewahrte Kommentare mittelalterlicher Autoren zum Hohen Lied untersucht und daraufhin befragt, wie diese die Braut des biblischen Buches typologisch auf die Kirche hin auslegen. 1956 wurde er auf der Basis dieser mit der damaligen Höchstnote „*eximia cum eruditione*“ bewerteten Untersuchung zum Dr. theol. promoviert. Die umfangreiche Dissertation erschien zwei Jahre später im Druck: *Die Makellosigkeit der Kirche in den lateinischen Hoheliedkommentaren des Mittelalters* (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters 28, 3). Münster Westf. 1958. Nach seiner Promotion wirkte Riedlinger bis 1958 als Repetitor am Collegium Borromaeum, anschließend als Assistent am Dogmatischen Seminar der Universität. Dort war 1957 von Friedrich Stegmüller das noch heute bestehende, 1982 offiziell in „*Arbeitsbereich Quellenkunde der Theologie des Mittelalters*“ umbenannte Raimundus-Lullus-Institut gegründet worden. Dieses hat die Aufgabe, das umfangreiche in lateinischer Sprache überlieferte Werk des katalanischen Religionsphilosophen und Laientheologen Raimundus Lullus (1232–1316) zu edieren. Da es bereits eine groß angelegte Edition aus dem 18. Jahrhundert gibt, die nach ihrem Entstehungsort benannte Editio Moguntina, welche jedoch hauptsächlich Werke der frühen und mittleren Phase dieses Autors enthält, hatte Stegmüller die geniale Idee, seine Edition mit den letzten, bislang noch unveröffentlichten Werken zu beginnen, um im Laufe der Zeit die heutigen wissenschaftlichen Kriterien nicht mehr genügende durch die aktuelle Ausgabe zu ersetzen. Riedlinger fielen die Werke zu, die Lull während seines letzten Aufenthalts in Paris in den Jahren 1309/1310 verfasst hat. Dazu musste er wiederum umfangreiche Hand-

schriftenstudien betreiben. Er edierte jedoch nicht nur die genannten Werke, sondern untersuchte auch die darin zum Ausdruck kommende Stellung Lulls zur Aristotelesrezeption an der Universität Paris zu Beginn des 14. Jahrhunderts, die gemeinhin als Pariser Averroismus bezeichnet wird. Diese in lateinischer Sprache verfasste Untersuchung (*Quomodo artium magistri Parisienses saeculo decimo quarto ineunte erga fidem christianam se habuerint disquisitio*) hat er bei der Freiburger Theologischen Fakultät als Habilitationsschrift eingereicht. 1963 wurde er aufgrund dieser Arbeit von der genannten Fakultät für die Fächer Dogmatik und Theologiegeschichte habilitiert. Die Habilitationsschrift erschien als Einleitung zum ersten der beiden von ihm edierten Bände innerhalb der *„Raimundi Lulli Opera Latina“*. Während dieser erste Band, Bd. 5 der Gesamtausgabe, 1967 noch in Palma de Mallorca erschien, kam der zweite, Bd. 6, 1978 bei Brepols in Turnhout heraus. Da die Drucklegung in Mallorca sich als äußerst langwierig gestaltete, nahmen die Herausgeber gerne das ihnen von Eligius Dekkers (1915–1998), dem Abt der Abtei St. Peter in Steenbrugge, unterbreitete Angebot an, die Raimundus-Lullus-Ausgabe in der von diesem begründeten und herausgegebenen angesehenen Reihe *„Corpus Christianorum Continuatio Mediaevalis“* herauszubringen. Riedlingers zweiter Band machte den Anfang. Mittlerweile ist die Freiburger Lullus-Edition auf 34 Bände angewachsen.

1964 wurde Riedlinger Ordinarius für Dogmatik an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg. 1968 übernahm er von seinem 1967 durch einen Schlaganfall in seinen wissenschaftlichen Aktivitäten behinderten Lehrer Stegmüller die Direktion des Raimundus-Lullus-Instituts, deren Alltagsgeschäft er jedoch wenig später an Professor Alois Madre (Necrologium Friburgense 2001–2005; FDA 127 [2007], S. 313–315) und nach dessen Pensionierung 1980 an Professor Charles H. Lohr SJ delegierte. Dem Herausbergremium der Freiburger Lullus-Edition, die er mit stetem Interesse begleitete, gehörte er bis zu seinem Tod an. Die „Maioricensis Schola Lullistica“ (Palma de Mallorca) hat Riedlinger wegen seiner Verdienste um die Lullus-Forschung am 25. Januar 1968 zum Magister ernannt. Wer eine knappe Zusammenfassung des Lull'schen Denkens in deutscher Sprache sucht, kann sie in dem meisterlichen Stichwort „Lullus“ finden, welches er für die „Theologische Realenzyklopädie“ (Bd. 21, 1991, S. 500–506) verfasst hat, noch kürzer in dem Artikel „Raimundus Lullus“, den Riedlinger für die dritte Auflage des „Lexikons für Theologie und Kirche“ (Bd. 8, 1999, Sp. 810f.) beige-steuert hat, seiner letzten Veröffentlichung überhaupt.

Dass Riedlinger nicht nur ein hervorragender Mediävist, sondern ein systematischer Theologe mit weit gespannten Interessen war, zeigt seine Antrittsvorlesung zum Thema *„Geschichtlichkeit und Vollendung des Wissens Christi“*, die er am 1. Juni 1965 hielt, und die unter demselben Titel in erweiterter Form als Band 32 der Reihe *„Quaestiones disputatae“* (Freiburg–Basel–Wien 1966) erschien. Im Vorwort bringt er seine Wahrnehmung der damaligen Umbruchsituation klar zum Ausdruck: *„Die vorliegende ‚Quaestio disputata‘ versucht, in der Weise zu fragen, die uns das Zweite Vatikanische Konzil ermöglicht und aufgetragen hat. Solches Fragen ist schwer, weil untergründig wohl mehr aus den Fugen geraten ist, als an der Oberfläche erscheint. Auch wer in anscheinend wenig erschütterten Innenbereichen des kirchlichen Glaubens ernsthaft zu fragen beginnt, wird bald bemerken, daß jahrhundertlang geläufige Antworten nicht mehr ausreichen und bei allem Respekt vor der Überlieferung vieles neu zur Sprache zu bringen ist“* (S. 5). In späteren Jahren seiner akademischen

Lehrtätigkeit trat, angeregt durch eine intensive Beschäftigung mit dem Denken des französischen Jesuiten und Paläontologen Pierre Teilhard de Chardin (1881–1955), der Dialog mit den Naturwissenschaften immer mehr in den Vordergrund seines theologischen Interesses. 1981 gründete Riedlinger zusammen mit dem Freiburger Biologen Professor Carsten Bresch eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe, in deren weit über Freiburg hinaus beachteten Seminaren Theologen und Naturwissenschaftler einen regen Austausch pflegten. Zu dem 1990 von ihm zusammen mit Carsten Bresch und dem evangelischen Theologen Sigurd Martin Daecke herausgegebenen Band „*Kann man Gott aus der Natur erkennen?*“, der den Untertitel trägt: „*Evolution als Offenbarung*“ und als Band 125 der „*Quaestiones disputatae*“ erschien, hat Riedlinger mit der ihm eigenen Gründlichkeit einen umfangreichen Beitrag zu den Anfängen und der bleibenden Bedeutung einer „natürlichen Theologie“ beigesteuert (S. 24–61).

In seinen Lehrveranstaltungen hat Riedlinger mehrere Theologengenerationen geprägt und viele Schülerinnen und Schüler zur theologischen Abschlussprüfung, zum Diplom, zur Promotion und zur Habilitation begleitet. In seinen Vorlesungen und zahlreichen Veröffentlichungen hat er sich vor allem darum bemüht, den christlichen Glauben in seinem inhaltlichen Reichtum wie in seiner spirituellen Tiefe zu entfalten. In seinen Schriften kann man durchgängig das Bemühen um Ganzheit und Einheit bemerken. Gerade das zentrale Anliegen, eine über die historisch-kritische Exegese hinausgehende geistliche Schriftauslegung theologisch zu begründen, macht dies deutlich. Geht es dabei doch darum, in der Vielheit der Auslegungsweisen die Einheit der Schriftauslegung zu wahren bzw. wiederzugewinnen. Leider blieb der für das groß angelegte „Handbuch der Dogmengeschichte“ geplante Faszikel „Hermeneutik bis Schleiermacher“, den die Herausgeber Helmut Riedlinger anvertrauten, der dafür eine umfassende Bibliografie anlegte, ungeschrieben. Auch kein anderer hat sich bisher darangewagt. Für die Epoche des Mittelalters existiert immerhin eine konzise Darstellung in Riedlingers Beiträgen zu dem Artikel „Bibel“ im „Lexikon des Mittelalters“ (Bd. 2, 1981, Sp. 45–58, 62–65). In der Einführung zu dem im Vorfeld des 500. Geburtstags von Martin Luther erschienenen Buch: „*Das Magnifikat. Verdeutscht und ausgelegt durch D. Martin Luther*“ (Freiburg–Basel–Wien 1982, S. 1–29) gibt Riedlinger eine weitere Kostprobe. Es gelingt ihm hier, Luthers Auslegung in den weiten Horizont nicht nur der biblischen Exegese, sondern auch der Marienverehrung einzuordnen und Bezüge zur Gegenwart herzustellen. Dass er das Thema einer Gesamtdarstellung der christlichen Hermeneutik weiterverfolgt hat, belegen zahlreiche Veröffentlichungen in den 80er-Jahren. Diese Teile zu einem Ganzen zusammenzufügen war ihm jedoch nicht vergönnt.

Ein sich durch alle Arbeiten Riedlingers durchhaltender Schwerpunkt seines Schaffens, sei es bei der Erforschung der mittelalterlichen Mariologie, der Gedankenwelt des Raimundus Lullus oder Teilhard de Chardins, sei es bei der theologischen Begründung der Schriftauslegung, war das Thema der christlichen Mystik. Um deren Erforschung wie Aktualisierung eine tragfähige Basis zu geben, hat er 1985 zusammen mit der Eichstätter Mystikforscherin Margot Schmidt die Reihe „*Mystik in Geschichte und Gegenwart. Texte und Untersuchungen. Abteilung I. Christliche Mystik*“ begründet, in der mittlerweile 19 Bände erschienen sind, zuletzt: Ramon Llull/Raimundus Lullus, *Das Buch über die heilige Maria/Libre de sancta Maria*. Katalanisch – deutsch, hrsg. von Fernando Domínguez Reboiras, Stuttgart-Bad Cannstatt 2005.

So etwas wie eine mystische Ader des ausgewiesenen Mystik-Kenners Riedlinger tritt zutage, wenn er an zentralen Stellen seines Werkes darauf hinweist, dass das Geheimnis Gottes beim Nachdenken darüber nicht geringer wird, sondern immer deutlicher hervortritt (Vgl. *„Vom Schmerz Gottes“*, Freiburg–Basel–Wien 1983, S. 17). Oder wenn er sagt, dass *„der Theologie nicht so sehr das üppige, sondern eher das sparsame, vom geistlichen Schweigen umgebene, beseelte und erfüllte Reden entspricht“* (Zur buchstäblichen und mystischen Schriftauslegung Bonaventuras, in: Grundfragen christlicher Mystik, hrsg. von Margot Schmidt, Stuttgart-Bad Cannstatt 1987, S. 139 bis 156, hier S. 141). In den körperlichen Gebrechen der letzten Lebensjahre, vor allem einem zermürbenden Tinnitus, hat Riedlinger durchlitten, was er in gesünderen Jahren formulierte: *„Wo uns die Ohnmacht unseres Sagens nicht bis ins Mark erschüttert und in die Abgründe des Schweigens versinken läßt, kann – wenn kein Wunder geschieht – die Offenbarung des Schmerzes in der seligen Liebe Gottes nicht ankommen“* (Vom Schmerz Gottes, a. a. O., S. 118).

Dieser *„reductio in mysterium“* entspricht, dass Helmut Riedlinger neben seiner Forscher- und Lehrtätigkeit immer Seelsorger geblieben ist, der in der regelmäßigen Feier des Geheimnisses des Glaubens den Mittelpunkt seines Wirkens fand. Solange es seine Gesundheit erlaubte, half er in der Freiburger Pfarrei St. Martin und in der italienischen Gemeinde in Emmendingen mit. Dabei beschränkte er sich nicht auf die Feier der Liturgie, sondern stand den Menschen mit Rat und Tat zur Seite. Der Laienbewegung *„Legio Mariae“*, die er in Rom kennen gelernt hatte, blieb er zeitlebens verbunden. Anfang 1954 wurde er geistlicher Leiter des Präsidiums St. Cyriak, d. h. der Gruppe in der Pfarrei St. Cyriak in Freiburg-Lehen. 1964–2002 war er geistlicher Leiter des Comitiums Freiburg, d. h. der Gruppierung, welche die gesamte Erzdiözese Freiburg umfasst. Mitglieder der *„Legio Mariae“*, zuletzt Frau Katharina Reichartz, haben Riedlinger bis zu seinem Tod betreut, auch nachdem sein Gesundheitszustand die Aufgabe der eigenen Wohnung in der Poststraße und den Umzug ins Heiliggeiststift notwendig machte.

Riedlingers Verdienste wurden vielfach gewürdigt. Papst Johannes Paul II. hat ihn 1979 zum Päpstlichen Ehrenprälaten ernannt. Die Priester unter den Professoren der Theologischen Fakultät haben Riedlinger 1979–1988 als Mitglied in den Priesterrat der Erzdiözese Freiburg entsandt. Dem Freiburger Metropolitankapitel gehörte er 1981–1988 als nichtresidierender Domkapitular an, seit 1988 als Ehrendomherr. Zu seinem 75. Geburtstag wurde er von Kollegen, Schülern und Freunden mit einer umfangreichen Festschrift geehrt, die den bezeichnenden Titel trägt: *„Von der Suche nach Gott.“* In diesem bündelt sich das theologische Wirken Riedlingers wie in einem Brennglas.

Peter Walter

Umfassendes Schriftenverzeichnis:

- Fernando Domínguez Reboiras, Publikationen von Helmut Riedlinger, in: Von der Suche nach Gott. Helmut Riedlinger zum 75. Geburtstag, hrsg. von Margot Schmidt und Fernando Domínguez Reboiras (Mystik in Geschichte und Gegenwart I 15). Stuttgart-Bad Cannstatt 1998, S. 755–768.

Ergänzungen:

- Herz-Jesu-Akademie, in: Korrespondenzblatt für die Alumnus des Collegium Germanicum et Hungaricum 56 (1949), S. 24–26.

- Zur Gestalt unserer Kirche, in: Korrespondenzblatt für die Alumnen des Collegium Germanicum et Hungaricum 57 (1950), S. 1–17.
- Ein Meister am Werk, in: Korrespondenzblatt für die Alumnen des Collegium Germanicum et Hungaricum 58 (1951), S. 41–45.
- Art. Odo v. Cheriton. In: LThK³, Band 7 (1998), Sp. 977.
- Art. Raimundus Lullus. In: LThK³, Band 8 (1999), Sp. 810f.

Podcast:

- Maria im Geheimnis Gottes: Vortrag gehalten am 10. Dezember 1978 in der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg. Freiburg: Universitätsbibliothek, 2012 (Universitätsbibliothek, Rede des Monats). http://podcast2.ruf.uni-freiburg.de/ub/casts/audio/reden/069_riedlinger.m4a

Literatur:

- Rainer Isak: Art. Riedlinger, Helmut, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 30 (2009), Sp. 1131–1135.

Rothermel Walter

Geb. 13. 5. 1948 in Östringen; ord. 7. 5. 1978 in Freiburg; 6. 6. 1978 Vikar in Achern; 28. 7. 1979 Vikar in Bad Krozingen; 7. 2. 1979 Vikar in Villingen (Münster); 1. 9. 1980 Pfarrverweser in Krautheim-Gommersdorf; 1. 6. 1987 Pfarrer in Mannheim (Guter Hirte [invest. 8. 5. 1988]); 18. 9. 1995 Pfarrer in Östringen (St. Cäcilia); 1. 11. 2006 Ruhestand in Wiesloch; gest. 2. 10. 2007 in Speyer; beerd. 6. 10. 2007 in Östringen.

Walter Rothermel wurde am 13. Mai 1948 als Sohn des Bäckers Hans Rothermel und seiner Frau Elisabeth, geb. Nagel, in Östringen geboren. Nach dem Umzug der Familie nach Bad Mingolsheim besuchte er dort die Volksschule, anschließend die Handelsschule in Bruchsal. In diesen Jahren wuchs in ihm der Wunsch, Priester zu werden. So musste er sich im Späterufenenseminar St. Pirmin in Sasbach auf das Abitur vorbereiten. Nach dem Abitur im Jahr 1971 konnte er die philosophisch-theologischen Studien in Freiburg aufnehmen. Nach dem Studium und der pastoral-theologischen Ausbildung im Priesterseminar St. Peter folgte ein Diakonatsjahr in Bietigheim. Im Praktikumsbericht schrieb der damalige Pfarrer Bernhard Pfaff: „*Das Diakonatsjahr von Herrn Walter Rothermel war für unsere Gemeinde ein echter Gewinn, und für mich als Pfarrer brachte es auch nach der Zeit der Einarbeitung eine wirkliche Entlastung.*“ Am 7. Mai 1978 empfing Walter Rothermel zusammen mit 17 Diakonen im Münster zu Freiburg durch Erzbischof Oskar Saier die Priesterweihe.

Als Neupriester wurde Walter Rothermel zunächst zur Aushilfe nach Achern angewiesen und kam dann als Vikar nach Bad Krozingen und anschließend in die Münsterpfarre Villingen. In dieser kurzen Vikarszeit bewährte er sich in all den vielen Bereichen der Seelsorge. Schon nach zwei Dienstjahren kam er als Pfarradministrator nach Krautheim-Gommersdorf, wo er zugleich die Pastoration der Nachbarpfarreien Krautheim-Klepsau und Schöntal-Winzenhofen mit zu übernehmen hatte; 1987 hatte er für eine begrenzte Zeit auch die Pfarrei Krautheim (St. Marien) wegen Krankheit des Pfarrers zu betreuen. Dekan Landwehr hob im Dienstzeugnis

vom Jahr 1987 insbesondere seinen „sehr guten“ Predigtendienst hervor, aber auch seine Katechese sowie seine Befähigung für Kirchenmusik und Liturgie: So hatte er als Dekanatspräses die Sorge um die Kirchenmusik und die Kirchenchöre in den Pfarreien mitzutragen.

Im Jahr 1987 bewarb sich Pfarrer Rothermel um die Pfarrei Guter Hirte in Mannheim, zu der auch die Filialgemeinde Blumenau gehörte; am 8. Mai 1988 wurde er investiert. Nach sieben Jahren aufopferungsvoller Arbeit wollte er nochmals eine neue Aufgabe übernehmen und bekam sie als Pfarrer seiner Geburtsstadt Östringen. Doch im Sommer 2006 traf ihn ein Schlaganfall, der ihn aus seiner gewissenhaften pastoralen Arbeit herausriss. Weil keine wesentliche Besserung seines Gesundheitszustandes zu erwarten war, musste er um Zuruhesetzung eingeben, die ihm zum 1. November 2006 gewährt wurde. Er wohnte bei seiner Schwester in Wiesloch, doch die Krankheit verschlimmerte sich zusehends. So musste er die Klinik in Speyer aufsuchen, wo er am 2. Oktober 2007 starb. Am 6. Oktober 2007 wurde er unter großer Beteiligung von Mitbrüdern und Gläubigen in Östringen zu Grab getragen. Heinrich Heidegger

Rudolf Oskar, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 27. 6. 1915 in Ebenheid/Wertheim; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 1. 10. 1940 Vikar in Schopfheim; 27. 6. 1944 Vikar in Ettlingen (Herz Jesu); 9. 1. 1947 Vikar in Mannheim (Obere Pfarrei); 25. 11. 1947 zugleich Krankenhausseelsorger im Städtischen Krankenhaus; 18. 5. 1952 Pfarrverweser in Berolzheim; 15. 5. 1955 Pfarrer daselbst; 15. 3. 1960 Pfarrer in Weil am Rhein (St. Peter und Paul [invest. 22. 5. 1960]); 19. 10. 1974 Pfarrer in Freiburg-Ebnet (invest. 6. 12. 1974); 1983 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 9. 1983 Ruhestand in Bühl-Waldmatt, zugleich Subdiar in Bühl-Neusatz; April 2004 Ruhestand im Erich-Burger-Heim in Bühl; gest. 28. 5. 2007 in Bühl; beerd. 1. 6. 2007 in Bühl.

Oskar Rudolf wurde am 27. Juni 1915 als Sohn des Hauptlehrers Heinrich Rudolf und seiner Frau Henriette, geb. Schenkel, in Ebenheid bei Wertheim geboren. Nach dem Besuch der dortigen Volksschule und der von Reihen im Amt Sinsheim, wohin der Vater versetzt worden war, ging Oskar Rudolf aufs Gymnasium in Heidelberg. Für einige Zeit besuchte er das Studienkolleg in Münsterschwarzach, ging dann jedoch nach vier Jahren wieder nach Heidelberg zurück. Bei den St.-Georgs-Pfadfindern engagierte er sich sehr stark und wurde sogar Bezirks-Feldmeister. Nach dem Abitur 1935 begann er mit den philosophischen und theologischen Studien in Freiburg und Münster; zwischenzeitlich war er im Sommer 1938 beim Reichsarbeitsdienst in Neudorf bei Bruchsal. Vom Wehrdienst wurde er zurückgestellt, sodass er am 2. April 1940 in der Konviktskirche in Freiburg durch Weihbischof Wilhelm Burger zum Priester geweiht werden konnte. Weil die Zahl von 76 Diakonen zu groß war für eine Feier, teilte man die Weiekandidaten in zwei Gruppen; die einen wurden im Münster durch Erzbischof Conrad Gröber geweiht, die zweite Gruppe mit 27 Diakonen in der Konviktskirche. Die Weihe wurde vorgezogen, weil den Diakonen die rasche Einberufung zur Wehrmacht drohte, was bei vielen auch eintrat. Oskar Rudolf hatte Glück, er war einer der wenigen, die vom Kriegsdienst befreit waren.

Nach einer kurzen Phase der Weiterbildung im Priesterseminar St. Peter wurde er zum 1. Oktober 1940 als Vikar nach Schopfheim angewiesen; im Jahr 1944 folgte sei-

ne Vikarszeit in Ettlingen (Herz Jesu). Von den Pfadfindern geprägt, versuchte er vor allem nach dem Krieg die Jugendarbeit neu aufzubauen, was ihm nicht immer das Lob seines verängstigten Chefs einbrachte. So folgte ab 1947 noch eine Zeit als Vikar in der Oberen Pfarrei in Mannheim, wo er alsbald auch zusätzlich noch Seelsorger im Städtischen Krankenhaus wurde. 1952 konnte er seine erste selbstständige Stelle als Pfarrverweser in Berolzheim antreten, wo er sich rasch in die Pfarrseelsorge einarbeitete; auf Dekanats Ebene betreute er das Männerwerk und die weibliche Jugend. 1960 bewarb sich Pfarrer Rudolf um die Pfarrei St. Peter und Paul in Weil a. Rh. Auch hier wirkte er überaus segensreich. Als Erster Vorsitzender des Caritasverbandes für den Kreis Lörrach war ihm die Sorge um den zeitgemäßen und tatkräftigen Bruderdienst im Kapitel Wiesental anvertraut.

Gesundheitliche Gründe zwangen Pfarrer Rudolf 1974 in die kleinere Pfarrei St. Hilarius in Freiburg-Ebnet zu wechseln. Hier galt es, die vielen Neuzugezogenen zu einer lebendigen Gemeinschaft mit den Alteingesessenen zu verbinden; eine geglückte Gesamtrenovation der Pfarrkirche und die Erweiterung des Kindergartens sind bleibende Zeichen seines tatkräftigen Einsatzes. In Anbetracht seiner fruchtbaren seelsorgerlichen Arbeit ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier 1983 zu seinem Geistlichen Rat ad honorem. Wegen gesundheitlicher Probleme bat Pfarrer Rudolf im selben Jahr um die Versetzung in den Ruhestand und zog nach dessen Gewährung nach Bühl-Waldmatt. Weil er als Seelsorger weiterhin arbeiten wollte, wurde er Subsidiar für die Pfarrei Bühl-Neusatz. Auch in der näheren und weiteren Umgebung war er stets zur Aushilfe bereit. Als in Bühl der Krankenhauseelsorger P. Keller 1987 starb, war er bereit, auch diese Arbeit auf sich zu nehmen, die zu einem erneuten Schwerpunkt seines Wirkens wurde und zwar so sehr, dass er im Dekanat als „Baumeister“ der Altenseelsorge gegolten hat. 17 Jahre lang betreut er seelsorgerlich die Kranken im Krankenhaus Bühl, bis er zum 1. April 2004 diese Tätigkeit aufgegeben hat. Zugleich zog er aus gesundheitlichen Gründen in das Erich-Burger-Heim in Bühl, wo er bis kurz vor seinem Tod täglich zelebrierte. Mit großer Freude feierte er 2005 sein eisernes Priesterjubiläum. Pfarrer Rudolf starb am 28. Mai 2007 in Bühl und wurde am 1. Juni 2007 auf dem dortigen Stadtfriedhof begraben. Heinrich Heidegger

Schmitt Franz, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 10. 3. 1916 in Karlsruhe; ord. 22. 12. 1940 in Bautzen für die Diözese Dresden-Meißen; Vikar in Chemnitz; 19. 6. 1941 Haft als politischer Gefangener; Kriegsdienst; 1945–1948 Lagerpfarrer in St. Etienne; 1948 Vikar in Chemnitz; 1952 Pfarrvikar in Johannegeorgenstadt; 1960 Pfarrer in Großenhain; Geistlicher Rat; 1982 Ruhestand in Bruchsal; gest. 31. 10. 2007 in Bruchsal; beerd. 7. 11. 2007 in Bruchsal.

Franz Schmitt wurde am 10. März 1916 in Karlsruhe geboren. Aufgewachsen in Bruchsal, besuchte er das dortige Gymnasium. Schon 1928 trat er dem Bund Neudeutschland bei und engagierte sich als Gruppenführer. Nach dem Abitur 1938 begann er mit dem Studium der Philosophie und der Theologie in Freiburg und Paderborn. Weil er als Seelsorger in der Diaspora wirken wollte – in unserer Erzdiözese gab es in jenen Jahren einen Überfluss an Vikaren – ließ er sich am 22. Dezember 1940 in Bautzen durch den Meißner Diözesanbischof Petrus Legge zum Priester weihen. Seine erste Vikarsstelle war in der Pfarrei St. Nepomuk in Chemnitz. Weil Franz

Schmitt immer in Kontakt blieb mit seiner alten Schülergruppe – auch während seiner Studienzeit und als Kaplan – wurde er in die dortigen Verwicklungen mit der Gestapo miteinbezogen. Der Schülerbund Neudeutschland war bereits im Sommer 1938 verboten worden, er organisierte sich aber im Geheimen unter dem Namen „Christopher“. Über diese Vorkommnisse bekam die Gestapo Wind, weshalb dann auch Kaplan Schmitt am 16. Juni 1941 verhaftet wurde. Nach einer Haft zunächst im KZ Maltheuren bei Brüx (Tschechei) und einer zehnmonatigen Gefängnisstrafe wurde er als „Zwangsfreiwilliger“ in den Kriegsdienst entlassen. Als Sanitätssoldat wurde er in Finnland schwer verwundet. Gegen Kriegsende geriet er in französische Kriegsgefangenschaft, wo er nach einer Weile als Lagerpfarrer im Kriegsgefangenenlager in St. Etienne sich seelsorgerlich um die Kameraden annahm.

Nach seiner Entlassung 1948 kehrte Franz Schmitt nicht in seine badische Heimat zurück, sondern ging wieder an seine erste Vikarsstelle in Chemnitz, das zur sowjetischen Besatzungszone gehörte. Es folgte dann ab 1952 sein Einsatz als Pfarrvikar in der Pfarrei St. Petrus Canisius in Johannegeorgenstadt und anschließend – 1960 – wurde er Pfarrer der Pfarrei St. Katharina in Großenhain/Sachsen. In dieser so schwierigen Situation, in einer atheistisch geprägten Gesellschaft lebend, stand er den Menschen als Seelsorger zur Seite. *„Wir stellen uns eindeutig auf das Bild von der kleinen Herde ein“*, schrieb er in den 70er-Jahren. *„Das bedeutet geringere Zahl, aber größere Tiefe. Vielleicht liegt hier überhaupt der Weg.“* Für Pfarrer Schmitt war es ein Glücksfall, dass seine Angehörigen und Freunde in Bruchsal ihn in diesen Jahren auf vielfache Weise unterstützten. In Anerkennung seiner verdienstvollen Arbeit verlieh ihm Bischof Reinelt den Titel eines Geistlichen Rates ad honorem.

Im Jahr 1982 bat Pfarrer Schmitt seinen Bischof um Versetzung in den Ruhestand, was ihm auch gewährt wurde. Jetzt zog es ihn wieder in seine alte Heimat Bruchsal. Zunächst wohnte er im Pfarrhaus der nicht mehr besetzten Pfarrei St. Peter, bald darauf wurde er als Subsidiar in der Pfarrei Liebfrauen eingesetzt, wo er noch segensreich wirken konnte. Mit geschwächter Gesundheit konnte er noch 2005 sein eisernes Priesterjubiläum feiern. Franz Schmitt starb in Bruchsal am 31. Oktober 2007 und wurde auf dem dortigen Friedhof am 7. November 2007 begraben. Bezeichnend für sein ganzes Leben war ein Satz aus dem Neujahrsgruß 1948 als Lagerpfarrer in St. Etienne, der auf seiner Todesanzeige geschrieben stand: *„Gott gab uns nicht einen Geist der Zaghaftigkeit, sondern der Kraft [2 Tim 1, 6]. Er legte in uns nein das Bild seiner eigenen gewaltigen Stärke. Wir müssen wie ER sein, furchtlos und klar, recht sein und das Recht tun im selbstlosen Dienst an allem Edlen und Heiligen.“*

Heinrich Heidegger

Schwalke Johannes, Apostolischer Protonotar

Geb. 10. 1. 1923 in Dietrichswalde/Ostpreußen; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg für die Diözese Ermland; 5. 7. 1951 Vikar in Muggensturm; 5. 3. 1952 Vikar in Mannheim (St. Elisabeth); 21. 9. 1955 Vikar in Konstanz (St. Gebhard); 22. 12. 1955 Vikar in Reilingen; 11. 4. 1956 Vikar in Pforzheim (St. Antonius); 7. 5. 1958 Pfarrverweser in Schellbronn; 29. 4. 1965 Kurat in Wertheim-Bestenheid; 13. 5. 1970 Pfarrer in Neu-lußheim; 14. 11. 1973 Assistent des Apostolischen Visitators für die Ermländer in Münster; 11. 3. 1975 Apostolischer Visitator daselbst; 10. 1. 1998 Ruhestand in Daun;

1. 4. 1999 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg; gest. 29. 10. 2007 in Daun; beerd. 5. 11. 2007 in Daun.

Johannes Schwalke wurde am 10. Januar 1923 als Sohn des Volksschullehrers Johannes Schwalke und seiner Frau Agnes, geb. Dombrowski, in Dietrichswalde in Ostpreußen geboren. Nach der Volksschule besuchte er das Gymnasium in Rößel. Nach dem Abitur studierte er zunächst Medizin an der Universität Königsberg und wurde dann Ende 1942 zur Wehrmacht eingezogen. Als Sanitäter war er in den Lazaretten und Hauptverbandsplätzen eingesetzt. Im November 1944 geriet er in englische Kriegsgefangenschaft in Belgien, aus der er im Juni 1946 entlassen wurde.

Sein Vater war bereits im Jahr 1940 gestorben. 1945 musste seine Mutter ihre Heimat verlassen und bekam bei Verwandten in Heitersheim eine neue Bleibe. Glücklicherweise fand Johannes Schwalke alsbald seine Mutter; auf diese Weise kam er in unsere Erzdiözese. Nach Ablegung der Ergänzungsprüfungen in Griechisch und Hebräisch begann er im April 1947 mit dem Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg und wurde nach dem Studienjahr im Priesterseminar St. Peter am 24. Juni 1951 im Freiburger Münster durch Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht, allerdings für die Diözese Ermland. Seine Vikarsjahre verbrachte er in Muggensturm, Mannheim (St. Elisabeth), Konstanz (St. Gebhard), Reilingen und Pforzheim (St. Antonius). In all diesen Gemeinden bewährte er sich mit seiner besonderen Begabung für Predigt, Katechese und Jugendarbeit. Aus einem Antrag um Beihilfe zur Anschaffung eines Mopeds im Jahr 1955 ersieht man das damalige Arbeitspensum eines Vikars: 17 Wochenstunden Religionsunterricht an vier verschiedenen Schulen, Krankenbesuche im Krankenhaus und Sanatorium und die übliche Arbeit in den Jugendgruppen. Als Kurat war er sieben Jahre in Schellbronn bei Pforzheim eingesetzt, zugleich u. a. auch als Dekanatsseelsorger für die CAJ. Im Zeugnis schrieb Dekan Geiger, er sei *„ein wertvoller Mitarbeiter im Kapitel, aufgeschlossen auch für moderne Seelsorgsmittel“*.

Im April 1965 wurde Johannes Schwalke als Kurat nach Wertheim-Bestenheid angewiesen, eine Gemeinde, die durch den Zuzug von Heimatvertriebenen schnell gewachsen ist. Mit dem gleichen Schicksal als Heimatvertriebener behaftet, konnte Johannes Schwalke alsbald eine lebendige Gemeinde aufbauen und auch zeigen, dass Gott letztlich die Heimat ist. Auch hier war er im Dekanat für die Arbeitnehmer, das damalige Werkvolk, verantwortlich. Im Mai 1970 übernahm er die Pfarrei Neulußheim und setzte dort drei Jahre lang seine Seelsorgsarbeit fort. Doch dann kam eine neue Herausforderung. Als Priester für die Diözese Ermland geweiht, wurde Johannes Schwalke im Jahr 1973 gebeten, in den Seelsorgsdienst für die Ermländer zu wechseln. Nach Absprache mit Erzbischof Hermann Schäufele schied er aus dem Dienst unserer Erzdiözese aus und wurde zunächst als Pfarrer im Ermlandhaus in Münster eingesetzt. 1974 wurde er zum Konsistorialrat ernannt und damit Assistent des Apostolischen Visitators für die Ermländer, Prälat Paul Hoppe. Als Nachfolger für Prälat Hoppe ernannte ihn Papst Paul VI. am 11. März 1975 zum Apostolischen Visitator für die in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Priester und Gläubigen aus der Erzdiözese Ermland. In diesem Dienst rieb er sich auf, sowohl in der Einzelseelsorge wie auch in der Mitarbeit in den verschiedenen Gremien der Vertriebenen.

Da er auch Mitglied der Deutschen Bischofskonferenz war, brauchte er nach den Gepflogenheiten die entsprechenden Titel, so dass er vom „einfachen“ Prälaten

schließlich auch zum Apostolischen Protonotar ernannt wurde. Mit Vollendung des 75. Lebensjahres bat Prälat Schwalke um Zuruhesetzung. Er nahm seinen Altersruhesitz im Seniorenheim Regina Protmann in Daun, wo er weiterhin als Seelsorger nach Kräften mitwirkte. Weil er mit unserer Diözese eng verbunden war, bat er um die Inkardination, die ihm zum 1. April 1999 gewährt wurde. 2001 konnte er das goldene Priesterjubiläum feiern, wozu ihm Erzbischof Oskar Saier in einem eigenen Schreiben für sein geglücktes Priesterleben dankte. Am 29. Oktober 2007 starb Prälat Schwalke in Daun. Bei seiner Beerdigung in Daun am 5. November 2007 wurde nochmals deutlich, wie vielen Menschen Johannes Schwalke ein wichtiger Begleiter und Wegweiser zur Begegnung mit Jesus Christus geworden ist.

Heinrich Heidegger

Seifermann Otto, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 12. 4. 1925 in Lauf; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Freiburg (St. Johann); 23. 7. 1952 Vikar in Hechingen; 1. 7. 1955 Vikar in Freiburg (St. Urban); 21. 10. 1958 Pfarrverweser in Impfingen, gleichzeitig Spiritual am Gymnasialkonvikt in Tauberbischofsheim; 12. 4. 1959 Pfarrer in Impfingen; 1. 9. 1967 Pfarrer in Baden-Baden (St. Bernhard [invest. 15. 10. 1967]); 1984 Geistlicher Rat ad honorem; 14. 9. 1992 Seelsorger im Mütterkurheim Bad Peterstal-Griesbach; 1. 9. 2000 Ruhestand daselbst; 1. 1. 2001 Subsidiar daselbst; 21. 4. 2005 Ruhestand im Vinzentiushaus in Oppenau; gest. 18. 3. 2007 in Oppenau; beerd. 23. 3. 2007 in Baden-Baden.

Otto Seifermann wurde am 12. April 1925 als Sohn des Pflegers Otto Seifermann und seiner Frau Maria Maria Magdalena, geb. Ronellenfitch, in Lauf geboren. Weil die Familie 1930 nach Achern übersiedelte, besuchte Otto Seifermann die dortige Volksschule bis zur 4. Klasse und anschließend das Gymnasium der Heimschule Lender in Sasbach, das aber wenige Jahre später in eine Oberschule umgewandelt wurde. Nach dem Abitur 1943 bat er, bereits zum Reicharbeitsdienst eingezogen, um Aufnahme in das Collegium Borromaeum, um Theologie studieren zu können, doch wurde er im selben Jahr zur Wehrmacht eingezogen. Bereits am 1. September 1944 geriet er in amerikanische Gefangenschaft, die er in den USA und in England verbrachte. Im englischen Theologenlager Colchester bei London konnte er Griechisch und Hebräisch lernen und in die Theologie eingeführt werden. Nach seiner Heimkehr im August 1947 begann er im folgenden Jahr mit dem Studium der Theologie in Freiburg und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 25. Mai 1952 im Freiburger Münster zusammen mit 51 Mitbrüdern durch Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht.

Nach einer kurzen Vertretung in Freiburg (St. Johann) begann seine Vikarszeit in Hechingen; dieser folgte seine Tätigkeit in Freiburg (St. Urban), wo er überall prägende Erfahrungen sammeln konnte. Im Jahr 1958 wurde ihm die Pfarrei Impfingen anvertraut, wo er schon nach wenigen Monaten investiert wurde. Zusätzlich zur Pfarreiarbeit wurde ihm die verantwortungsvolle Aufgabe eines Spirituals und Beichtvaters am Erzbischöflichen Studienheim St. Michael in Tauberbischofsheim übertragen. Außerdem übernahm er auf Dekanatsebene das Amt des Präses der KAB, damals Werkvolk genannt, und führte auch regelmäßig Brautleutewerkwochen auf der Gamburg durch. 1967 übernahm Pfarrer Seifermann die Verantwortung für die Pfarrei St. Bernhard in Baden-Baden. Durch seine väterliche Güte und Menschen-

freundlichkeit prägte er die große Pfarrgemeinde. Zu den seelsorgerischen Aufgaben kamen hinzu die Renovierung der Bernhardskirche und der Dreieichenkapelle beim Alten Schloss. Sein Blick und seine Sorge gingen über die Pfarrgrenzen hinaus als Vorsitzender des Bezirks Caritasverbandes, aber auch für die Menschen in der ehemaligen DDR wie die im Heiligen Land hatte er ein offenes Ohr.

So wurde er Ritter des Ordens vom Heiligen Grab, Komturei Baden-Baden (St. Bernhard). Für diese vielen Arbeiten verlieh ihm 1984 Erzbischof Oskar Saier den Titel eines Geistlichen Rates ad honorem; für seine Verdienste um die Verehrung des seligen Markgrafen Bernhard von Baden wurde ihm die Würde eines Ehrendomherrn der Kirche Santa Maria della Scala in Moncalieri zuteil. Infolge seiner angeschlagenen Gesundheit verzichtete Otto Seifermann 1992 auf seine geliebte Pfarrei und übernahm die Seelsorge in der Kurklinik St. Anna in Bad Griesbach sowie in der Vinzenz-von-Paul-Fachklinik in Bad Peterstal. Zum 1. September 2000 bat er seinen Bischof um Versetzung in den Ruhestand; als Subsidiar blieb er weiterhin in den beiden Pfarreien tätig, soweit es seine Kräfte zuließen. Doch zunehmende körperliche Leiden zwangen ihn 2005, in das Vinzentiusheim in Oppenau umzuziehen, wo er die letzten Jahre in der Schule des leidenden Herrn verbrachte. Sein Primizspruch *„Siehe, ich komme, Deinen Willen zu tun, o Herr“* (Hebr. 10, 7) prägte zeitlebens sein priesterliches Leben. Am 18. März 2007 wurde er von seinem Leiden erlöst und starb in Oppenau. Seine letzte Ruhestätte fand er am 23. März 2007 im Priestergrab auf dem Baden-Badener Stadtfriedhof.

Heinrich Heidegger

Stadelmann Karl-Heinz, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 22. 3. 1938 in Donaueschingen; ord. 3. 6. 1962 in Freiburg; 30. 6. 1962 Vikar in Hornberg; 9. 8. 1962 Vikar in Forst; 10. 1. 1963 Vikar in Bonndorf/Schw.; 19. 11. 1964 Vikar in Stetten a. k. M.; 1. 8. 1966 Vikar in Baden-Oos; 15. 5. 1971 Pfarrverweser in Fischbach (Villingen); 6. 6. 1971 Pfarrer in Emmingen-Liptingen; 11. 1. 1978 Pfarrverweser in Blumberg; 18. 9. 1983 Pfarrer in Wald; 16. 8. 1993 Subsidiar in Meßkirch; 1. 11. 1996 Kooperator in Bräunlingen; 1. 7. 2004 Ruhestand in Bräunlingen-Döggingen; gest. 25. 9. 2007 in Bräunlingen-Döggingen; beerd. 28. 9. 2007 in Donaueschingen-Allmendshofen.

Erst recht spät in seinem Leben, an seiner letzten beruflichen Station, scheint Karl-Heinz Stadelmann das für ihn ideale Wirkungsfeld gefunden zu haben. Als Kooperator in der Pfarrei Bräunlingen, mit Wohnsitz im Pfarrhaus zu Döggingen, konnte er seelsorgerlich wirken, ohne als Pfarrer oder gar Leiter einer Seelsorgeeinheit die ganze Last der Personal- und Verantwortungsverantwortung für eine Gemeinde tragen zu müssen. Zugleich konnte er als „freier“ Mitarbeiter des Erzbischöflichen Archivs Freiburg endlich ungehindert seiner großen, früh entdeckten, aber zuvor nie wirklich ausgelebten Leidenschaft nachgehen und *„bei der Aufarbeitung der Pfarreiarchive unserer Erzdiözese“* mithelfen, wie es in seiner Beauftragung vom 11. September 1996 hieß. *„Über sein seelsorgerisches Engagement hinaus“*, schrieb die Zeitung „Schwarzwälder Bote“ in einem Bericht anlässlich seiner Pensionierung am 30. Juni 2004, *„hat sich Pfarrer Stadelmann aber längst einen weit über die Pfarrgemeinde hinaus reichenden Ruf einer geschätzten Kapazität als Archivar und Geschichtsforscher erworben.“* In der Tat ordnete und verzeichnete Stadelmann, der diese Tätigkeit schon

früher, wann immer ihm Zeit dafür blieb, ausgeübt hatte, gut 20 Pfarr- und Dekanatsarchive. Darunter waren so umfangreiche und komplexe Bestände wie die Pfarrarchive von Bräunlingen, Donaueschingen (St. Johann), und Meßkirch oder das Dekanatsarchiv Meßkirch. Üblicherweise brachte er bei diesen Arbeiten nicht nur die Archive in mustergültigen und vorbildlichen Zustand – wobei ihm sein schon während des Studiums aufgefallener überragender Fleiß sehr zupasskam –, sondern ordnete und strukturierte stets auch die laufende Schriftgutverwaltung neu anhand einer von ihm selbst ausgearbeiteten Fortschreibung der amtlichen „*Registraturordnung für Pfarr- und Stiftungsakten*“ von Gustav Adolf Beh. In der Erschließungstiefe der Archivbestände ging er meist weit über das übliche Maß hinaus, indem er beispielsweise Anniversarbücher oder Beraine edierte und kommentierte, historische Pfarrchroniken transkribierte und auswertete oder alphabetische Register zu den Kirchenbüchern anlegte. Sein vielleicht ambitioniertestes Projekt, das im intellektuellen Anspruch wie in der dafür investierten Zeit die Grenzen gewöhnlicher Archivarbeit restlos sprengte, war die Dokumentation der Tätigkeit des aus Südtirol stammenden Donaueschinger Pfarrverwesers Joseph Wolf, der in der Zeit des „Badischen Kirchenstreits“ massiven Anfeindungen ausgesetzt war und Repressalien bis hin zur Ausweisung aus Baden erdulden musste, weil er in seiner alltäglichen Arbeit konsequent und unerschrocken die romtreue Kirchenpolitik von Erzbischof Hermann von Vicari vertrat, gegen heftige Widerstände der kommunalen und staatlichen Obrigkeit wie eines Teils seiner Pfarrgemeinde. Die geplante Biografie Wolfs konnte Stadelmann nicht mehr fertigstellen, aber die umfassende kommentierte Quellensammlung zum „Fall Wolf“ liefert gleichwohl einen gewichtigen Beitrag zur Freiburger Bistumsgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Stadelmann stammte aus Donaueschingen, wo er gemeinsam mit seiner jüngeren Schwester in einer finanziell nicht auf Rosen gebetteten, gut katholischen Familie aufwuchs. Sein Vater, ein Schuhmachermeister, musste seinen Beruf aus Gesundheitsgründen bald aufgeben und arbeitete dann als „Kassenbote“ bei der Stadt Donaueschingen. Stadelmann besuchte das Gymnasium in seiner Heimatstadt und entdeckte aufgrund seines Engagements in der Pfarrei schon bald die Berufung zum Priestertum. Bei der Aufnahme ins Collegium Borromaeum hegte der untersuchende Arzt gewisse Zweifel daran, ob Stadelmann die erforderliche körperliche Robustheit mitbrachte – bei einer Körpergröße von 165 cm wog er gerade einmal 47 kg – doch die 1961 im Skrutinalbericht gestellte Prognose wollte von dergleichen Bedenken nichts wissen: *„In einer guten Familie [der Onkel ist Pfarrer, eine Tante Ordensschwester] und in enger Verbindung mit der Pfarrei als Ministrant und Gruppenführer ist St[adelmann] in seinen Beruf hineingewachsen [...] Wissenschaftlich ist St[adelmann] guter Durchschnitt, fleißig und strebsam. Charakterlich ist er ein stiller, guter und lauterer Mensch. Obwohl er sich äußerlich etwas unscheinbar oder fast schüchtern gibt, ist er energisch und kann auch schwierige Aufgaben meistern [...] Man hat den Eindruck, daß er mehr leisten wird, als es den äußeren Anschein hat.“*

Ein etwas deutlicherer Hauch von Skepsis klingt in der Charakteristik an, die ein Jahr später die Vorsteher des Priesterseminars aktenkundig machten: *„Es bleibt abzuwarten, ob Herr Stadelmann entsprechend seinen guten Anlagen zur Entfaltung kommt. Er ist ordentlich begabt, im Religiösen vorbildlich, willig, pünktlich und hervorragend fleißig. Aber bis jetzt ist seine Persönlichkeit noch ungenügend entwickelt. Er fühlt sich trotz mancher früherer Erfolge in der Jugendarbeit noch recht unsicher.“*

Hinzu kommt, dass er körperlich zart und schnell erschöpft ist. In rauen Klassen wird er sich schwer durchsetzen [...] Posten: Vorerst einfachere, vor allem leichtere Schulverhältnisse.“

Eine gewisse Unsicherheit, die sich auch in seinem mitunter etwas linkisch wirkenden Auftreten zeigte, blieb Pfarrer Stadelmann sein ganzes Leben über erhalten. Gleichwohl verlief seine priesterliche Karriere zunächst geradlinig und in geordneten Bahnen. Nach neun Jahren als Vikar und Pfarrverweser übernahm er 1971 mit Emmingen-Liptingen erstmals eigenverantwortlich eine Pfarrei und wechselte 1978 als Pfarradministrator nach Blumberg. „Geprägt von der Aufbruchstimmung“ des Zweiten Vatikanums, wie Erzbischof Robert Zollitsch anlässlich der Pensionierung schrieb, galt Stadelmanns Einsatz *„dem Bemühen, die Vorgaben des Konzils in die Tat umzusetzen [...] Das Wort Gottes als Quelle, aus der alle leben, aufgeschlossen, zeitgemäß und verständlich zu verkünden, sei es in Predigten, in der Katechese, im schulischen Religionsunterricht und bei vielen anderen Gelegenheiten“*, war ihm *„ein Herzensanliegen“*. Doch die Arbeit setzte ihm zu und machte ihn krank, so dass er sich 1981 erstmals in einer psychosomatischen Klinik in stationäre Behandlung begeben musste. 1983 war er so weit genesen, dass er mit Wald in Hohenzollern wieder eine eigene Pfarrei übernehmen konnte, wobei ihn der damalige Personalreferent Robert Zollitsch dringend bat, fortan unter ärztlicher Beobachtung zu bleiben: *„Sei gegebenenfalls auch bereit zu einer stationären Behandlung, wenn der Arzt das für besser erachtet.“*

Knapp zehn Jahre lang meisterte Stadelmann die Arbeit und fand dabei, wie Generalvikar Fridolin Keck am 11. Mai 2004 anlässlich der bevorstehenden Pensionierung konstatieren konnte, durch seine *„eigene Erfahrung von Krankheit und Leid [...] in besonderer Weise Zugang zu den Menschen, denen Schweres aufgetragen war“*. Im Jahr 1992 jedoch wurde ihm die Verantwortung zuviel – zeitweilig betreute er nebenbei noch seine kranke Haushälterin – und er sah sich der Arbeit in Wald endgültig *„gesundheits- und kräftemäßig nicht mehr gewachsen“*. Nachdem er gut zwei Jahre als Subsidiar in Meßkirch gewirkt hatte, fühlte sich Stadelmann im Herbst 1995 gesund genug, um wieder eine Pfarrei zu leiten. Doch im Erzbischöflichen Ordinariat hatte man mittlerweile die Idee entwickelt, er könne *„im Raum Freiburg einen umgrenzten Seelsorgeauftrag“* übernehmen, der ihm genügend Freiraum lasse, *„im Erzbischöflichen Archiv in unserem Hause mitzuarbeiten“*, um seine *„umfassende Erfahrung“* und sein *„großes Geschick in der Archivarbeit für die Erzdiözese nutzbar zu machen“*. In etwas modifizierter Form umgesetzt wurde dieser Plan schließlich durch die am 11. September 1996 ausgesprochene Anweisung nach Döggingen, mit der *„des weiteren der Auftrag verbunden [ist], im Einvernehmen mit dem stellvertretenden Leiter unseres Archivs [...] bei der Aufarbeitung der Pfarrreiarhive unserer Erzdiözese mitzuhelfen“*. Mit dieser Arbeit, in der er völlig aufgehen konnte, fuhr Karl-Heinz Stadelmann auch über seine Pensionierung hinaus fort, förmlich bis zum letzten Atemzug: Er entschlief friedlich beim morgendlichen Breviergebet, umgeben vom erst teilweise geordneten und verzeichneten Schriftgut eines Pfarrarchivs.

Christoph Schmider

Publikation:

- Der Wolf, der nicht mit den Wölfen heulen wollte. Josef Wolf, Pfarrverweser in Donaueschingen (1853–1860), ein Ultramontaner im badischen Kirchenstreit. [Döggingen 2006].

Vögele Siegfried, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 24. 4. 1929 in Ersingen bei Pforzheim; ord. 7. 6. 1959 in Karlsruhe; 1. 7. 1959 Vikar in Rastatt; 4. 8. 1959 Vikar in Dauchingen; 15. 9. 1959 Vikar in Furtwangen; 10. 6. 1964 Vikar in Karlsruhe (St. Stephan); 25. 10. 1967 Pfarrer in Markdorf; 1. 5. 1978 Mitpastoration von Markdorf-Hepbach; 18. 10. 1978 Pfarrer in Hockenheim; 4. 10. 1989 Pfarrer in Karlsruhe-Grötzingen; 16. 12. 1993 Geistlicher Rat ad honorem; 9. 9. 2002 Ruhestand in Karlsruhe; gest. 23. 2. 2007 in Karlsruhe; beerd. 3. 3. 2007 in Karlsruhe.

Siegfried Vögele wurde am 24. April 1929 als Sohn des Fleischbeschauers Bernhard Vögele und dessen Ehefrau Maria, geb. Volz, in Ersingen bei Pforzheim geboren. Die Taufe erfolgte am 28. April 1929 durch Kaplan Ludwig Kieser in Ersingen. Krieg und Krankheit waren die Ursache dafür, dass Vögele den Priesterberuf erst spät ergreifen konnte. Er besuchte von 1935 bis 1940 die Volksschule und trat danach in die Oberrealschule Pforzheim ein, die jedoch kriegsbedingt im Herbst 1944 schließen musste. Im Januar 1946 führte er seine Ausbildung im privaten Lehrerseminar der „Brüder der christlichen Schulen“ in Maria Tann fort, wo er seine Berufung zum Priestertum erkannte. Er trat daher im Herbst 1947 in das Spätberufenenseminar der Pallottiner in Hersberg bei Immenstaadt a. B. ein, musste aber sein Studium bereits im März 1948 wegen einer schweren Erkrankung unterbrechen. Erst im April 1950 konnte er seine Studien am Privatgymnasium St. Paulusheim in Bruchsal wieder aufnehmen, wo er im Frühjahr 1953 die Reifeprüfung ablegte. Er fand Aufnahme als Priesteramtskandidat der Erzdiözese Freiburg, musste aber erneut seine Studien aus gesundheitlichen Gründen unterbrechen und konnte erst im Jahre 1958 seine theologische Abschlussprüfung ablegen. Es war seiner Zielstrebigkeit und Ausdauer zu verdanken, dass Siegfried Vögele sein Ziel doch noch erreichte; der Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum hob Vögeles Eignung für den Priesterberuf hervor: *„V[ögele] ist ein wertvoller Mensch. Er ist gut begabt und kann klar und kritisch denken. Dazu kommt sein ausdauernder Fleiß [...] Die Haltung im Haus war von echtem Verantwortungsbewusstsein getragen, klar und eindeutig. Man kann sich auf V[ögele] verlassen. Er sagt, was er denkt und steht zu übernommenen Pflichten. Aufgaben führt er selbstständig und zuverlässig durch. Das religiöse Leben ist gediegen und pflichtbewusst.“* Das Zeugnis des Priesterseminars St. Peter bestätigte dieses Urteil, und nach Abschluss seiner Studien wurde der inzwischen dreißigjährige Siegfried Vögele am 7. Juni 1959 in Karlsruhe mit neun Mitbrüdern, darunter der ebenfalls aus Ersingen stammende und 2004 verstorbene Karl Georg Häring, zum Priester geweiht.

Nach kurzen Vertretungen in Rastatt (St. Alexander) und Dauchingen bei Villingen kam er zum 15. September 1959 als Vikar nach Furtwangen. Hier zeichnete er sich als guter Prediger aus und bewährte sich, als er zeitweise die Pfarrei als Pfarrverweser verwalten musste. Sein Vorgesetzter schrieb in seinem Dienstzeugnis knapp: *„Überall verwendbar; guter, gereifter Seelsorger.“* Zum 10. Juni 1964 trat Siegfried Vögele seine zweite Vikarstelle in Karlsruhe (St. Stephan) an. Er blieb drei Jahre und bewarb sich 1967 erfolgreich um die Pfarrei Markdorf, wo er am 25. Oktober 1967 seinen Dienst antrat und am 10. Dezember 1967 investiert wurde. Zu seiner arbeitsreichen Pfarrei kam 1978 noch die kleine Pfarrei Markdorf-Hepbach hinzu. Als Vikar und Pfarrer war es Vögele ein Anliegen, die Beschlüsse des Zweiten

Vatikanischen Konzils und der Gemeinsamen Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland in seinen Gemeinden umzusetzen, das Leben der Kirche und der Gemeinden zu erneuern. Entsprechend der Empfehlung der Synode, ungefähr alle zehn Jahre eine neue Stelle zu übernehmen, bewarb er sich 1978 um eine andere Pfarrei und wurde zum 18. Oktober 1978 nach Hockenheim angewiesen. Die Investitur erfolgte am 29. Oktober 1978. Wieder blieb Vögele seinem Grundsatz treu und wechselte nach etwas mehr als zehn Jahren die Pfarrei. Er trat am 4. Oktober 1989 seinen Dienst in Karlsruhe-Grötzingen an und wurde am 29. Oktober 1989 investiert. Hier blieb er, bis er am 9. September 2002 in den Ruhestand trat.

In den Gemeinden, in denen Vögele seinen Dienst versah, bleibt er als ein Mensch in Erinnerung, der aus dem Glauben und in kritischem Einvernehmen mit der Kirche lebte. Er war ein beliebter Seelsorger mit einem eigenwilligen und unverwechselbaren Stil und ermutigte Laien in ihrer Mitverantwortung. Neben der seelsorgerlichen Arbeit in seinen Gemeinden engagierte er sich als diözesaner Geistlicher Beirat für die Pfarrhaushälterinnen. Erzbischof Oskar Saier würdigte die Verdienste Vögeles 1993 und ernannte ihn zum Geistlichen Rat ad honorem. Im Herbst 2001 bat Vögele in der ihm eigenen Weise um seine Zuruhesetzung zum September 2002: *„Ich war – und bin noch – sehr gern Pfarrer. Aber mit 73 gehe ich auch gern in den Ruhestand. Darf ich um baldige Rückantwort bitten?“* Erzbischof Saier entsprach dieser Bitte und nahm Vögeles Verzicht auf die Pfarrei Karlsruhe-Grötzingen an. Nach 43 Jahren priesterlichen Dienstes wurde er in den Ruhestand versetzt. Er tat in den folgenden Jahren noch Dienst im Dekanat Karlsruhe und half aus, wo er konnte. Nach längerer Krankheit starb Siegfried Vögele in Karlsruhe am 23. Februar 2007 und wurde am 3. März 2007 in Karlsruhe-Grötzingen beerdigt. Jürgen Brüstle

Völker Franz Anton, Geistlicher Rat ad honorem, Ehrendomherr, Monsignore

Geb. 25. 1. 1912 in Birkendorf; ord. 27. 3. 1938 in Freiburg; 27. 4. 1938 Vikar in Wyhl; 28. 12. 1938 Vikar in Waldkirch; 23. 10. 1940 Vikar in Mannheim (Untere Pfarrei); 21. 10. 1942 Vikar in Villingen (Münsterpfarrei); 15. 9. 1945 Rektor des Caritasverbandes in Mannheim; 1. 8. 1953 Pfarrer in Mannheim-Seckenheim (St. Ägidius); 22. 2. 1970 Stadtdekan von Mannheim; 1. 10. 1970 Pfarrer in Mannheim (Heilig Geist); 18. 12. 1972 Geistlicher Rat ad honorem; 21. 3. 1975 Ehrendomherr in Freiburg; 26. 3. 1979 Monsignore; 15. 10. 1983 Vicarius Oeconomus in Mannheim-Lindenhof (St. Josef); 26. 3. 1985 Ruhestand in Mannheim; gest. 20. 8. 2007 in Mannheim, beerd. 24. 8. 2007 in Mannheim.

Als Franz Völker im Jahre 1982 aus dem Amt des Stadtdekans in Mannheim verabschiedet wurde, würdigten Vertreter der beiden Kirchen in Deutschland, der jüdischen Gemeinde, der Kommunal- und Landespolitik sein segensreiches Wirken in der Seelsorge und der Caritasarbeit. Als sich Monsignore Völker bei seinen Gästen für die anerkennenden Worte bedankte, sagte er bescheiden: *„Wir haben nie unser Äußerstes getan, sondern nur das, was in unseren Kräften steht. Denn unserem Tun haftet immer das Unvollkommene an.“* Bei allem, was er erreicht hatte, blieb Völker bescheiden und setzte sich zugleich weiterhin für die Belange derer ein, die Hilfe brauchten.

Franz Völker kam am 25. Januar 1912 in Birkendorf bei Bonndorf im Schwarzwald als dritter von vier Söhnen des Postverwalters Georg Völker und der Cäzilia, geb. Isele, zur Welt. Der Vater fiel bereits am 1. November 1914 als Soldat in Flandern, und da die junge Witwe die Dienstwohnung der Post in Birkendorf räumen musste, zog sie mit ihren Kindern zurück in ihre Heimat auf den elterlichen Hof nach Mahlberg. Der Bruder, der den Hof hätte übernehmen sollen, fiel ebenfalls im Ersten Weltkrieg. Die Mutter musste daher mit ihrer ledigen Schwester Anna den landwirtschaftlichen Betrieb führen und so die Ausbildung ihrer vier Kinder sichern. Dreien ermöglichte sie ein Studium. Der älteste Sohn, Ferdinand, studierte Forstwissenschaft, der zweite erlernte den Schlosserberuf und war Landwirt. Beide fielen als Offiziere im Jahre 1942 in Russland. Franz Völkers jüngerer Bruder, Georg, wurde als Soldat verwundet und kehrte nach langer Kriegsgefangenschaft in Russland wohlbehalten zurück. Er praktizierte später als Arzt in Gutach im Breisgau. Franz Völker selbst besuchte zunächst die Volksschule und von 1923 bis 1932 das Realgymnasium in Ettenheim. Nach dem Abitur studierte er Philosophie und Theologie in Freiburg und in Münster, und nach Abschluss seiner Studien in St. Peter im Schwarzwald wurde ihm und 68 Mitbrüdern am 27. März 1938 im Freiburger Münster von Erzbischof Conrad Gröber die Priesterweihe erteilt.

Seine erste Stelle trat der junge Vikar am 27. April 1938 in Wyhl an und wurde zum 28. Dezember 1938 als Vikar nach Waldkirch angewiesen. Knapp zwei Jahre später, zum 23. Oktober 1940, kam er als Vikar nach Mannheim in die Untere Pfarrei und somit in die Stadt, in der er mehr als 60 Jahre seines Lebens wirken sollte. Zunächst wurde er aber zum 21. Oktober 1942 nach Villingen angewiesen, wo er bis Kriegsende blieb. Als Vikar hatte er sich bewährt, gewissenhaft und zuverlässig gearbeitet und hatte sich ferner in der Jugendarbeit ausgezeichnet, was ihm bis 1945 auch mehrfach Schwierigkeiten mit der Gestapo einbrachte. Ein weiterer Schwerpunkt seiner Arbeit lag im Bereich des Sozialen; das alles blieb der Bistumsleitung nicht verborgen, so dass sie ihn nach Kriegsende fragte, ob er zum 1. September 1945 das Amt des Mannheimer Caritasrektors übernehmen wolle. Schwerpunkt seiner Arbeit sollte es sein, die kirchliche Sozialarbeit in Mannheim aus dem Nichts neu aufzubauen. Das war keine leichte Aufgabe in einer Stadt, die weitgehend zerstört war. Es galt, die unzähligen Hilfesuchenden zu versorgen, Speisungen, Ferienlager für tuberkulosekranke Kinder und anderes zu organisieren. Franz Völker unternahm mit einem alten Lieferwagen Touren in das Umland von Mannheim und in den Odenwald, um von Bauern Lebensmittel zu erbetteln, die er dann in Mannheim verteilte. Im ehemaligen Mädchenheim der Jutespinnerei in Sandhofen entstand das erste Caritasheim, das er mit viel Engagement und Improvisationsvermögen realisierte. Wein wurde gegen Möbel getauscht und diese wiederum gegen Baumaterial. Er scheute auch nicht davor zurück, persönlich Backsteine zu klopfen, die für einen Neubau der Caritas-Geschäftsstelle benötigt wurden.

Die von ihm 1951 eingerichtete Erziehungsberatung als Teil des Caritasverbandes war eine der ersten in der Bundesrepublik. Der begabte Jugendseelsorger, inzwischen auch Dekanatsjugendseelsorger, hatte die Notwendigkeit einer psychologischen Beratung erkannt. Er war in diesen Jahren, wie Erzbischof Robert Zollitsch anlässlich seines 95. Geburtstages schrieb, als Rektor des Caritasverbandes Mannheim „*ein wichtiger ‚Motor‘ des Wieder- und Neuaufbaus sozialer Infrastrukturen und Hoffnungsträger für viele Menschen*“. Als Pfarrer Völker am 1. August 1953 die Pfarrei

St. Ägidius in Mannheim-Seckenheim übertragen wurde, stand er erneut vor großen Aufgaben. Es galt, die zerstörte Kirche wieder aufzubauen, ein Gemeindehaus und zwei Kindergärten wurden ebenso errichtet wie ein Freizeithaus für die Jugend in Löhrbach und eine Nebenkirche. Völker meisterte die anstehenden Aufgaben und war über seine Pfarrei hinaus in der Seelsorge aktiv. Die Jahresberichte dieser Zeit beschreiben ihn als einen frohen Menschen mit einer „angeborenen Güte“, opferwillig und mit einem guten Organisationstalent. Für seine Arbeit in der Caritas – seit 1957 war er Vorsitzender des Caritasverbandes in Mannheim – wurde er von den städtischen Behörden geachtet und geschätzt, weil er die Caritas lebte.

Am 22. Februar 1970 wählte die Kapitelskonferenz der Mannheimer Geistlichen Pfarrer Völker zum Stadtdekan von Mannheim; um seiner Aufgabe besser gerecht werden zu können, wollte er auf eine zentraler gelegene Pfarrei wechseln. Er bewarb sich erfolgreich um die Pfarrei Heilig Geist in Mannheim-Seckenheim. Die Investitur erfolgte am 15. November 1970. Später, im Herbst 1983, übernahm Pfarrer Völker vorübergehend auch die Seelsorge und die Verantwortung für die Gemeinde St. Josef in Mannheim-Lindenhof. Im Dezember 1972 würdigte Erzbischof Hermann Schäufele die Verdienste von Pfarrer Völker und ernannte ihn zum Geistlichen Rat ad honorem. Es folgten weitere Ehrungen und Aufgaben. Im Mai 1973 wählten die Geistlichen der Region Unterer Neckar Franz Völker als Vertreter für den Priesterrat und im März 1975 ernannte ihn sein Erzbischof „in Würdigung seiner dreißigjährigen Wirksamkeit in der Stadt Mannheim als Rektor des Caritasverbandes und als Pfarrer in den Pfarreien Mannheim-Seckenheim und Mannheim, Heilig Geist“, zum Ehrendomherrn der Metropolitankirche zu Freiburg. Ferner war Pfarrer Völker engagiert in verschiedenen Vorständen kirchlicher Organisationen und Wohlfahrtseinrichtungen. Er war Kuratoriumsmitglied der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Mannheim-Ludwigshafen und der Ökumene in Mannheim stellte er sich sachlich-offen. Lange Jahre gehörte er dem Jugendwohlfahrtsausschuss der Stadt Mannheim an. Die Städtepartnerschaften Mannheims mit dem französischen Toulon und dem walisischen Swansea füllte er im kirchlichen Bereich mit Leben aus.

Immer wieder wurde Pfarrer Völker für seine Verdienste geehrt. Im Februar 1979 wurde er mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet, und schon einen Monat später ernannte ihn Papst Johannes Paul II. zum Päpstlichen Kaplan, zum Monsignore. Die Stadt Mannheim verlieh ihm im Dezember 1982 den Ehrenring der Stadt und die französische Stadt Toulon ehrte ihn an Pfingsten 1984 mit der Medaille d'Or. Im Februar 1985 verzichtete Franz Völker unter Hinweis auf sein Alter und seine nachlassende Gesundheit nach 47 Jahren priesterlichen Dienstes in der Erzdiözese Freiburg auf seine Pfarrei, und Erzbischof Oskar Saier nahm den Verzicht zum April 1985 an. Ganz zur Ruhe setzte sich Pfarrer Völker jedoch nicht. Er behielt den Vorsitz des Caritasverbandes inne (bis 1990) und übernahm die Seelsorge im damals neuen Josef-Bauer-Haus, einem Altenwohn- und Pflegeheim, wo er selbst Wohnung nahm. Im Jahre 1996 durfte er erleben, wie das von ihm initiierte und nach ihm benannte Franz-Völker-Haus, eine Anlage für betreutes Wohnen, eingeweiht wurde. Völker beschrieb das Konzept 1999 in einem Interview: „Die Leute leben so selbstständig wie möglich. Aber es ist sofort Hilfe da, wenn sie gebraucht wird.“ Sein Ziel war es, in Mannheim weitere Einrichtungen dieser Art zu schaffen und er gründete deshalb 1994 eigens eine Stiftung. Das dafür notwendig Kapital von 20 000 DM

brachte er selbst ein. Inzwischen wurden weitere Häuser erworben und umgebaut. Im April 2003 feierte Pfarrer Völker sein eisernes Priesterjubiläum und im Jahre 2007 seinen 95. Geburtstag. Er starb am 20. August 2007, nach 69 Jahren priesterlichen Dienstes in Mannheim. Das feierliche Requiem am 24. August 2007 wurde von Stadtdekan Karl Jung geleitet, anschließend wurde er auf dem Mannheimer Hauptfriedhof beigesetzt. Jürgen Brüstle

Wannenmacher Sebastian

Geb. 21. 5. 1909 in Rangendingen/Hz.; ord. 31. 3. 1935 in Freiburg; 25. 4. 1935 Vikar in Sigmaringen; 3. 7. 1936 Vikar in Heidelberg (Jesuitenkirche); 1941–1945 Kriegsdienst als Sanitäter und Dolmetscher; 19. 10. 1945 Vikar in Konstanz (Münster); 6. 1. 1948 Gefängnispfarrer in Mannheim und Heidelberg; 1. 6. 1972 Ruhestand in Mannheim; 1988 Ruhestand in Rangendingen; gest. 24. 9. 2007 in Haigerloch, beerd. 28. 9. 2007 in Rangendingen.

Sebastian Wannenmacher wurde am 21. Mai 1909 als sechstes von acht Kindern des Landwirts Johannes Wannenmacher und seiner Ehefrau Kreszentia, geb. Dieringer, geboren. Er besuchte zunächst die Volksschule in Rangendingen. Im Jahre 1922 schickte ihn sein Vater auf die Realschule in Kirnach-Villingen, die er bis 1926 besuchte. Danach trat er in die Lender'sche Lehranstalt in Sasbach bei Achern ein und legte im Frühjahr 1930 die Reifeprüfung am Ludwig-Wilhelm-Gymnasium in Rastatt ab. Noch im selben Jahr nahm er seine philosophisch-theologischen Studien an der Universität Freiburg auf. Nach Abschluss seiner Studien in St. Peter im Schwarzwald wurde er mit 40 Mitbrüdern am 31. März 1935 im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg durch Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarstelle trat Wannenmacher zum 25. April 1935 in Sigmaringen an und wechselte zum 3. Juli 1936 nach Heidelberg an die Jesuitenkirche. In diesen Jahren erwies sich der junge Vikar als gediegener und zuverlässiger Charakter, als frommer und gewissenhafter Priester, „für das solide und ruhige seelsorgerliche Arbeiten sehr geeignet“, wie ein Vorgesetzter schrieb. Im Mai 1940 wurde Sebastian Wannenmacher zum Kriegsdienst einberufen, diente zunächst als Sanitätsoldat und erhielt dann eine Ausbildung in einer Sprachkompanie, wo er die italienische Sprache erlernte. In den folgenden Jahren tat er Dienst als Dolmetscher für die deutsche Spionageabwehr. Nach kurzer englischer Gefangenschaft kehrte er im September 1945 in die Erzdiözese zurück und wurde zum 19. Oktober 1945 als Vikar nach Konstanz an die Münsterpfarre angewiesen. Nach gut zwei Jahren erfolgreicher Arbeit in der Gemeindegeseelsorge übernahm Wannenmacher zum Januar 1948 das Amt eines Anstaltspfarrers für die Strafanstalten in Mannheim und Heidelberg sowie für die Jugendarrestanstalt in Wiesloch. Hier begegnete er menschlicher Not in einer auch für ihn neuen Form, und es war ihm wichtig, nicht nur Ansprechpartner für die Gefangenen, sondern auch für deren Angehörige zu sein. Bei seiner Arbeit kam ihm zugute, dass er während seiner Heidelberger Zeit einige Semester Psychologie studiert hatte.

Die Erfahrungen, die er in seinen knapp 25 Jahren als Anstaltsseelsorger sammelte, schlugen sich in seinen Büchern nieder. Er setzte sich in seinen Schriften mit den Ursachen von Kriminalität und dem Thema Jugendkriminalität auseinander, aber

auch mit Möglichkeiten, mit Depression und Angst fertig zu werden. Wannemacher selbst schrieb einmal, seine Bücher wie „Das Leben als Herausforderung – Mit dem Leben fertig werden“ seien aus seiner „*Arbeit an und mit unglücklichen, schwierigen Menschen erwachsen*“. Seine Gedanken und Erkenntnisse zu den Themen, die ihn beschäftigten, machte er in Vorträgen bekannt. Zum 1. Juni 1972 trat Sebastian Wannemacher in den Ruhestand, blieb aber nicht untätig. Nun hatte er Zeit, seine Gedanken zusammenzutragen und zu veröffentlichen. Er war ferner in der Umgebung von Mannheim, besonders in Mannheim-Käfertal und im dortigen Kinderheim, in der Seelsorge aktiv. Im Jahre 1988 zog es ihn in seine alte Heimat Rangendingen im Dekanat Zollern zurück. Auch hier war er in der Seelsorge aktiv und feierte im März 2005 den siebzigsten Jahrestag seiner Priesterweihe. Am 24. September 2007 verstarb Sebastian Wannemacher im Altenpflegeheim Sankt Josef in Haigerloch, wo er seine letzten Tage verbracht hatte. Er wurde am 28. September 2007 in seiner Heimatgemeinde Rangendingen beigesetzt. Er war zuletzt der älteste und dienstälteste Priester der Erzdiözese. In einem Schreiben an Erzbischof Oskar Saier fasste Wannemacher in einem Satz zusammen, worauf es ihm bei seiner Arbeit ankam: *„Es war immer mein Ziel, Menschen, die es schwer mit sich und dem Leben haben, zu helfen, mit dem Leben gut fertig zu werden.“* Jürgen Brüstle

Schriften (Auswahl):

- Lebe und liebe die Wahrheit. Leutesdorf am Rhein 1978.
- Was geht im Menschen vor? Leutesdorf am Rhein 1980.
- Wie finde ich zu mir selbst? Leutesdorf am Rhein 1981.
- Der Einfluss des Geistes auf Leib und Leben. Leutesdorf am Rhein 1983.
- Das Gefängnis – Eine Hochschule für Menschenkenntnis. Leutesdorf am Rhein 1985.
- Das Leben als Herausforderung: Mit dem Leben fertig werden. Leutesdorf am Rhein 1989.

Weber Anton sen.

Geb. 6. 11. 1942 in Karlsruhe; ord. 15. 5. 1969 in Freiburg; 13. 6. 1969 Vikar in Karlsruhe-Durlach-Aue; 14. 7. 1969 Vikar in Hornberg; 1. 7. 1972 Geistlicher Leiter der KJG im Erzb. Seelsorgeamt Freiburg; 10. 11. 1976 Pfarrverweser in Burladingen; 20. 10. 1989 Mitarbeiter im Geistlichen Zentrum Sasbach; 1. 6. 1991 Kurseelsorger in Bad Dürrheim; gest. 3. 2. 2007 in Villingen; beerd. 9. 2. 2007 in Burladingen.

Anton Weber kam am 6. November 1942 als Sohn des Kaufmanns Franz Weber und dessen Ehefrau Theresia, geb. Schmid, zur Welt. Er wuchs im Kreis von vier Geschwistern in einer christlich geprägten Familie auf. Sein älterer Bruder Bernhard wählte ebenfalls den Priesterberuf und ist u. a. Spiritual im Kloster Maria Hilf in Bühl. Von 1948 bis 1953 besuchte Anton Weber die Nebeniusschule in Karlsruhe und wechselte dann auf das humanistische Bismarckgymnasium, wo er 1963 die Reifeprüfung ablegte. Anschließend studierte er in Freiburg und Würzburg Theologie und schloss seine Ausbildung in St. Peter im Schwarzwald ab. Weber gehörte zu den vier Freiwilligen, die erstmals ein Diakonatsjahr absolvierten, um so Gemeindeerfahrung zu sammeln. Er verbrachte das Jahr in Karlsruhe (St. Hedwig). Am 15. Mai 1969 wur-

de Anton Weber mit 14 Mitbrüdern, darunter die Weihbischöfe Rainer Klug und Paul Wehrle, durch Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarstelle trat er bereits zum 13. Juni 1969 in Karlsruhe-Durlach-Aue an und wurde zum 14. Juli 1969 nach Hornberg angewiesen. Hier zeigte sich sein besonderes Geschick in der Jugendarbeit, was auch dem Ordinariat in Freiburg bekannt wurde. Zum 1. Juli 1972 wurde Anton Weber daher Geistlicher Leiter der Katholischen Jungen Gemeinde (KJG) im Seelsorgeamt in Freiburg. Er übernahm dieses Amt zu einer Zeit, die von Konflikten der KJG auf der einen und der Deutschen Bischofskonferenz auf der anderen Seite geprägt war. Sogar die Auflösung der KJG war im Gespräch. Den jungen Menschen der KJG ging es um ein Gemeindeverständnis, das vom Pfarrprinzip abwich, um Demokratisierung in einem fundamentalistischen Sinn und um die Gleichberechtigung der Geschlechter. Aber ihre Mitglieder waren auch in der Friedensbewegung aktiv und Anton Weber selbst war ebenfalls Pazifist, aktiv in der Bewegung Pax Christi und ein engagierter und kritischer Zeitgenosse. Sein Engagement führte damals zu Spannungen zwischen ihm und Erzbischof Hermann Schäufele, zu einer Zeit, als die „Angelegenheit Filsinger“ (vgl. Die ZEIT vom 17. 12. 1976) hohe Wellen schlug. Weber, der zum 10. November 1976 die Pfarrei Burladingen übernommen hatte, wollte auch als Gemeindepfarrer noch die unter dem Motto „*Nicht schweigen – Handeln*“ geplante Großveranstaltung mit vorbereiten, was der Freiburger Erzbischof jedoch ablehnte. Schließlich beugte er sich den Anweisungen seines Erzbischofs und widmete sich ganz seiner neuen Pfarrei. Die zwölf Jahre auf der Alb sah er später „*als Mitte seines priesterlichen Lebens*“.

Nach einigen Jahren hatte Pfarrer Weber zunehmend gesundheitliche Schwierigkeiten und musste 1988 schließlich die Pfarrei Burladingen verlassen. Nach einem Aufenthalt in St. Trudpert im Münstertal wurde er zum 20. Oktober 1989 zur Mitarbeit am Geistlichen Zentrum in Sasbach angewiesen. Diese Stelle war für Weber von Vorteil, konnte er doch so stufenweise, wie seine Kräfte es erlaubten, mitarbeiten und sich auf den Wiedereinstieg in die allgemeine Seelsorgearbeit vorbereiten. Zudem konnte er sich hier seiner Leidenschaft, der Auslegung der Heiligen Schrift widmen. Weber, der bekannt war für seine kritischen Fragen und seine Diskutierfreudigkeit, lag die Arbeit im Geistlichen Zentrum der Erzdiözese. Zum 1. Juni 1991 wurde Pfarrer Weber als Kurseelsorger nach Bad Dürkheim angewiesen. Dort oblag ihm die Seelsorge an den Kur- und Feriengästen, besonders in den Kurkliniken und Sanatorien. Schwerpunkte seiner Arbeit waren Gesprächsrunden mit Patienten, persönliche Glaubensgespräche, Beratung in Lebensfragen, Gottesdienste, Vorträge und musische Veranstaltungen. Die Offenheit für ökumenische Kontakte war selbstverständlich. Weber initiierte die ökumenische Bibelwoche, die dann jährlich stattfand und bot alle Veranstaltungen gemeinsam mit der evangelischen Kurseelsorge an. „*Wir fragen nicht, ob katholisch oder evangelisch*“, sagte er 1991.

Weber war ein engagierter Pfarrer. Im Januar 1995 rückte Anton Weber für Dekan und Geistlichen Rat Bernward Ringelmann als Vertreter in den Priesterrat der Erzdiözese Freiburg. Im Juli 1998 wurde er wiedergewählt. Pfarrer Weber war damit Mitglied in einem den Erzbischof in Priesterfragen und Fragen der Seelsorge beratenden Gremium. Darüber hinaus brachte er sich in den Pfarrgemeinderat in Bad Dürkheim ein und engagierte sich auf Diözesanebene in der Pax-Christi-Bewegung. Er setzte sich sehr dafür ein, die Erinnerung an den Märtyrerpriester und Pazifisten Max Josef

Metzger lebendig zu halten und hinterließ eine umfangreiche Quellen- und Dokumentensammlung zu dessen Leben und Wirken. Im Jahre 2005 erkrankte Anton Weber an Krebs, brachte sich aber nach wie vor mit großem Engagement in die Kurseelsorge ein, zu einer Zeit als in der Kurseelsorge Stellen gestrichen worden waren und seine Arbeitsbelastung noch zugenommen hatte. Als sich sein Gesundheitszustand verschlechterte, wurde er in das Krankenhaus in Villingen eingewiesen, wo er am 3. Februar 2007 verstarb. Er wurde auf eigenen Wunsch in Burladingen, seiner einzigen Pfarrei, am 9. Februar 2007 beigesetzt. Vor seinem Tod hatte er geschrieben: „Priester bin ich überall, Pfarrer war ich nur in Burladingen.“ Jürgens Brüstle

Weber Herbert Alois

Geb. 10. 7. 1949 in Fautenbach bei Achern; ord. 4. 5. 1975 in Donaueschingen; 4. 6. 1975 Vikar in Meßkirch; 19. 8. 1975 Vikar in Markdorf; 4. 8. 1977 Vikar in Pforzheim (Liebfrauen); 1. 6. 1978 Erzb. Sekretär; 11. 9. 1980 Pfarrverweser in Karlsruhe (Heilig Kreuz); 12. 9. 1982 Pfarrer ebd.; 1. 1. 1999 Kooperator ebd.; 1. 10. 1999 Kooperator in Sinsheim; gest. 8. 8. 2007 in Heidelberg; beerd. 16. 8. 2007 in Achern-Fautenbach.

Herbert Weber kam am 10. Juli 1949 als zweites von sechs Kindern des Landwirts Anton Weber und dessen Ehefrau Maria, geb. Bohnert, in Fautenbach bei Achern zur Welt. Er besuchte in seinem Heimatort die Volksschule, bat aber in der fünften Klasse Ortpfarrer Richard Schmitt, ihm Lateinstunden zu geben, da er bereits den Wunsch hegte, Priester zu werden. Im April 1961 wechselte er in die Quinta der Heimschule Lender in Sasbach und legte dort im Juni 1968 die Reifeprüfung ab. Noch im selben Jahr nahm er, wie schon vor ihm sein Bruder Anton, in Freiburg das Studium der Theologie und der Philosophie auf, verbrachte das externe Jahr in Münster und wurde am 4. Mai 1975 mit sieben weiteren Diakonen von Erzbischof Hermann Schäufele in Donaueschingen zum Priester geweiht. Er galt als der intellektuell begabteste Schüler seines Kurses.

Zum 4. Juni 1975 trat Weber eine Vertretungsstelle in Meßkirch an und zum 19. August 1975 seine erste Vikarstelle in Markdorf (St. Nikolaus) beim ebenfalls 2007 verstorbenen Pfarrer Siegfried Vögele. Zum 4. August 1977 trat er seine zweite Vikarstelle in Pforzheim, Liebfrauen, an, wo er ein knappes Jahr blieb. Er hatte sich in Markdorf und in Pforzheim in der Seelsorge und als Religionslehrer am Reuchlin-Gymnasium bewährt. Im Juni 1978 ernannte Erzbischof Oskar Saier den jungen Vikar, den er noch aus St. Peter kannte, zum Erzbischöflichen Sekretär. Nach zwei Jahren zog es Herbert Weber jedoch wieder in die Gemeindegeseelsorge zurück. Zum 11. September 1980 ging er als Pfarrverweser nach Karlsruhe, Heilig Kreuz, und wurde dort am 12. September 1982 als Pfarrer investiert. Insgesamt fast 20 Jahre wirkte Herbert Weber segensreich in der Diasporagemeinde und erteilte ferner Ethikunterricht an der Landespolizeischule Karlsruhe.

Gesundheitliche Probleme zwangen ihn, im Dezember 1998 seinen Verzicht auf die Pfarrei zu erklären. Nachdem er noch ein Dreivierteljahr als Kooperator in der Pfarrei Heilig Kreuz gewirkt hatte, wurde er als Kooperator nach Sinsheim angewiesen. Dort, und in der zum 1. Januar 2002 errichteten Seelsorgeeinheit Sinsheim, tat er seinen Dienst bis zum Frühsommer 2007. Herbert Weber nahm seine Aufgaben stets

gewissenhaft und voller Verantwortungsbewusstsein wahr. Er war ein hervorragender und beliebter Prediger, dessen Auslegung der Heiligen Schrift geschätzt wurde. Im Jahre 2004 wurde bei ihm eine schwere Krebserkrankung festgestellt, die ihn zwang, seinen Dienst im Juni 2007 ganz aufzugeben. Er starb am 8. August 2007 in Heidelberg und wurde am 16. August 2007 in seiner Heimat Achern-Fautenbach beerdigt.

Jürgen Brüstle

2008

Bauer Hans

Geb. 5. 11. 1914 in Lahr; ord. 17. 12. 1939 in Freiburg; 17. 1. 1940 Vikar in Lautenbach i. R.; 8. 5. 1941 Vikar in Mannheim (St. Josef); 1941 bis 1949 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 27. 1. 1950 Vikar in Bad Griesbach; 19. 4. 1950 Vikar in Freiburg (St. Georgen); 10. 12. 1952 Vikar in Greffern; 1. 3. 1953 Pfarrkurat in Greffern; 28. 3. 1966 Pfarrer in Greffern; 15. 11. 1986 Ruhestand in Forst und Subsidiar ebd.; Mai 1999 Ruhestand in Philippsburg; gest. 16. 5. 2008 in Philippsburg; beerd. 23. 5. 2008 in Rheinmünster-Greffern.

Hans Bauer wurde am 5. November 1914 als jüngerer von zwei Söhnen des Lithografen Johann Bauer und dessen Ehefrau Theresia, geb. Schwendemann, in Lahr/Schwarzwald geboren und am 22. November 1914 in der dortigen Stadtkirche auf den Namen Johannes getauft. Von 1921 bis 1925 besuchte er die Volksschule und danach das humanistische Gymnasium, wo er im Jahre 1934 die Reifeprüfung ablegte. Danach studierte er an der Universität Freiburg Philosophie und Theologie und wurde am 17. Dezember 1939, dem dritten Adventssonntag, mit 26 Mitbrüdern durch Erzbischof Conrad Gröber im Münster zu Freiburg zum Priester geweiht. Zum 17. Januar 1940 wurde Bauer auf seine erste Vikarstelle in Lautenbach i. R. angewiesen und zum 8. Mai 1941 nach Mannheim (St. Josef). Am 3. Oktober 1941 wurde er zum Kriegsdienst eingezogen. In der Hindenburg-Kaserne in Bad Kreuznach erhielt er seine Sanitätsausbildung und wurde dann an die Ostfront geschickt. Er versorgte zunächst Fleckfieberkranke in einem Krankenhaus, bis er an die Front verlegt wurde, wo er sich unter schwierigsten Bedingungen um Kranke und Sterbende kümmerte. Im November 1942 schrieb er noch einmal in die Heimat, dann traf im Jahre 1943 die Meldung ein, Hans Bauer gelte als vermisst. Für seinen Vater, seit 1942 Witwer, war dies ein schwerer Schlag und erst im Dezember 1945 erhielt er von einem Heimkehrer die Nachricht, Bauer lebe noch und befinde sich in Russland in Gefangenschaft. Wie Bauer später berichtete, war er nach seiner Gefangennahme in ein Lager hinter dem Ural gebracht worden und von dort weiter in die Stadt Asbest in der Oblast Swerdlowsk. Im Sommer 1944 wurde er in ein Lager in Moskau gebracht und ein Jahr später nach Kursk, wo er auf Kolchosen und im Straßenbau arbeiten musste.

In den folgenden Monaten trafen weitere Nachrichten über Bauer ein, aber es dauerte noch mehr als ein Jahr, bis eine Botschaft von ihm persönlich seine Familie erreichte. Bis zu seiner Heimkehr im Januar 1950 – er wurde im Dezember 1949 nach Frankfurt/Oder gebracht und von dort über Ulm im Januar 1950 nach Tuttlingen – stand Bauer in brieflichem Kontakt mit Weihbischof Wilhelm Burger. Später berich-

tete er ausführlich von den Umständen seiner Gefangennahme und den harten Lebensbedingungen in der Gefangenschaft („Acher- und Bühler Bote“ vom 3. November 1953). Wie alle aus russischer Gefangenschaft kommenden Heimkehrer war auch Hans Bauer gesundheitlich angeschlagen und benötigte mehrere Monate, um nach den jahrelangen Strapazen wieder zu Kräften zu kommen. So wurde er zwar zum 27. Januar 1950 als Vikar nach Bad Griesbach angewiesen, konnte aber zunächst keinen Dienst tun und musste sich auf ärztlichen Rat hin erholen. Erst in Freiburg-St. Georgen, wohin er zum 19. April 1950 angewiesen wurde, konnte er wieder seelsorgerlich tätig werden. Schon vor dem Krieg hatte sich Bauers überdurchschnittliche Begabung gezeigt, und erneut erwies er sich als fähiger und eifriger Seelsorger, der mit seiner musikalischen Begabung – er spielte Violine, Klavier und Orgel – einen besonderen Zugang zu den Menschen fand.

Zum 10. Dezember 1952 wurde Vikar Bauer nach Schwarzach für Greffern angewiesen und zum 1. März 1953 zum Pfarrkurat der Kuratie St. Johannes und Paulus bestellt. Als er nach Greffern kam, hatte er vermutlich nicht geahnt, dass er in dieser Gemeinde 34 Jahre tätig sein würde. Es waren schwierige Umstände, unter denen er seine Arbeit zu verrichten hatte, denn damals gab es in der Gemeinde noch viele Schiffer, die häufig längere Zeit auf dem Rhein unterwegs und damit von der Pfarrei abwesend waren. Eine lebendige Standesseelsorge war Bauers besonderes Anliegen und es gelang ihm, dass die Schiffer sich geschlossen dem Katholischen Schiffer-Nikolausverband anschlossen. Pfarrer Bauers Name wird mit der Pfarrei in besonderer Weise verbunden bleiben, denn als Erzbischof Hermann Schäufele die Kuratie 1966 zur Pfarrei erhob, wurde Hans Bauer zum 28. März 1966 ihr erster Pfarrer. Noch zwanzig Jahre wirkte Pfarrer Bauer in Greffern, dann trat er zum 15. November 1986, nach 47 Jahren priesterlicher Tätigkeit, in den Ruhestand. Er zog in das badische Forst, wo er weiterhin als Subsidiar in der Seelsorge aushalf, bis er im Frühjahr 1999 in das Seniorenhaus St. Franziskus in Philippsburg umzog. Dort durfte er im Dezember 2004 den 65. Jahrestag seiner Priesterweihe begehen, und bis zu seinem Tode feierte er fast täglich mit den Heimbewohnern die heilige Messe. Pfarrer Hans Bauer starb am 16. Mai 2008 in Philippsburg und wurde am 23. Mai 2008 in Rheinmünster-Greffern beerdigt.

Jürgen Brüstle

Dilzer Kurt

Geb. 19. 5. 1931 in Buchen; ord. 26. 7. 1959 in Innsbruck; 1953 Eintritt in die Gemeinschaft der Herz-Jesu-Missionare in Freilassing; 4. 9. 1967 Exklaustrierung; 8. 11. 1967 Vikar in Lahr (St. Peter und Paul); 14. 11. 1968 Pfarrverweser in Wiesenbach; 1. 2. 1971 Inkardination; 18. 8. 1971 Pfarrer in Offenburg-Weingarten; 29. 10. 1981 Vorsitzender des Pfarrverbands Offenburg-Ost; 25. 10. 1988 Pfarrer in Rheinmünster-Schwarzach, Mitpastoration von Rheinmünster-Greffern; 17. 1. 1990 Mitpastoration der Pfarreien Lichtenau-Ulm (Hl. Kreuz) und Bühl-Moos (St. Dionys); 1. 3. 1999 Ruhestand in Rheinmünster-Schwarzach; gest. 29. 2. 2008 in Bühl; beerd. 5. 3. 2008 in Rheinmünster-Greffern.

Kurt Dilzer stammte aus der Erzdiözese Freiburg und wurde in Buchen/Odenwald am 19. Mai 1931 geboren. Er besuchte zunächst das Studienheim Tauberbischofsheim. Zu seinen Klassenkameraden gehörten der in Donaueschingen im Ruhestand lebende

Pfarrer Herbert Kraft und der ebenfalls im Jahre 2008 verstorbene Karlheinz Geißler. Als Dilzer in der Oberstufe war, feierte gerade ein aus Buchen stammender Herz-Jesu-Missionar in seinem Heimatort Primiz und nahm den Jungen mit nach Freilassing, wo dieser die Schule abschloss und sein Studium aufnahm. Dilzer trat 1953 der Gemeinschaft bei und wurde am 26. Juli 1959 in Innsbruck durch Weihbischof Paulus Rusch zum Priester geweiht. In den folgenden Jahren war Pater Dilzer MSC Präfekt am Ordensinternat in Salzburg-Liefering und erteilte dort Religionsunterricht. Danach war er als Erzieher für schwererziehbare Jungen auf Schloss Birseck tätig, und an Wochenenden half er in den umliegenden Pfarreien aus.

Im Jahre 1967 bemühte sich Pater Dilzer aus familiären Gründen um seine Säkularisierung und um die Aufnahme in die Erzdiözese Freiburg, seine Heimatdiözese. Zu den Befürwortern seines Antrags gehörte der ebenfalls 2008 verstorbene Pfarrer Hans Bauer, der die Pfarrei Greffern, das Heimatdorf von Dilzers Eltern, innehatte. Erzbischof Hermann Schäufele war bereit, den Herz-Jesu-Missionar „*pro experimento ad triennium*“ in den Diözesandienst zu übernehmen, und nachdem das Dekret über Dilzers Säkularisierung aus Rom eingetroffen war, wurde er zum 8. November 1967 als Vikar nach Lahr, St. Peter und Paul, angewiesen. Auf dieser ersten Stelle sollte er sich mit den Verwaltungsgeschäften einer Pfarrei vertraut machen, denn das Erzbischöfliche Ordinariat beabsichtigte, ihm bald eine selbstständige Seelsorgestelle zu geben. Im Sommer 1968 legte Vikar Dilzer erfolgreich seine Prüfung für das Pfarramt ab und wurde zum 14. November 1968 als Pfarrverweser nach Wiesenbach im Dekanat Heidelberg angewiesen.

In Wiesenbach erwies er sich als guter Seelsorger und Organisator, der vor allem eine große Stundenzahl an Religionsunterricht zu bewältigen hatte. Als 1970 Pater Johann Baumann OMI auf eigenen Wunsch von der Verwaltung der Kuratie Bammental entpflichtet wurde, musste Pater Kurt Dilzer MSC die Kuratie als vicarius oeconomicus mit verwalten. Die Anweisung erfolgte auf den 26. Januar 1970. Er hatte sich in der Seelsorge bewährt und Erzbischof Hermann Schäufele inkardinierte ihn nach drei Probejahren am 1. Februar 1971 in die Erzdiözese Freiburg. Kurz darauf bewarb er sich erfolgreich um die Pfarrei Offenburg-Weingarten, die er im August 1971 übernahm. Die Investitur erfolgte am 29. Januar 1972. Mehr als 17 Jahre wirkte Pfarrer Dilzer hier segensreich und genoss das Vertrauen der Gemeinde und seiner Mitbrüder. Im Juni 1985 ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier auf Vorschlag der Pfarrverbandskonferenz zum Vorsitzenden des Pfarrverbands Offenburg-Ost. Nach sieben Jahren und wenige Wochen nach dem Tode von Pfarrer Ludwig Bauer ernannte Erzbischof Oskar Saier am 2. Juli 1989 Kurt Dilzer zum Pfarrer von Rheinmünster-Schwarzach (St. Peter und Paul) und übertrug ihm damit auch die Seelsorge für Greffern, dem Heimatort seiner Eltern. Zum 17. Januar 1990 wurde er zusätzlich zum Administrator der Pfarreien Lichtenau-Ulm (Heilig Kreuz) und Bühl-Moos (St. Dionys) bestellt. Zwar erhielt er zur Unterstützung einen Vikar, aber von nun an hatte er bis zum April 1990, als Pfarradministrator Stefan Bienjas die Pfarrei Lichtenau-Ulm übertragen wurde, ein enormes Arbeitspensum zu bewältigen. Nachdem er schon Jahre unter erheblichen gesundheitlichen Problemen gelitten hatte, verzichtete Pfarrer Dilzer auf seine Pfarrei und trat zum 28. Februar 1999 in den wohlverdienten Ruhestand, den er in Rheinmünster verbrachte. Er starb am 29. Februar 2008 im Krankenhaus in Bühl und wurde am 5. März 2008 in Rheinmünster-Geffern beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Fehr Johannes

Geb. 22. 2. 1925 in Baumberg/Rheinland; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 1. 8. 1951 Vikar in Villingen, St. Fidelis; 29. 10. 1952 Vikar in Ladenburg; 28. 9. 1954 Vikar in Offenburg (Heilig Kreuz); 7. 5. 1958 Expositus in Sennfeld; 10. 1. 1961 Pfarrer in Hochsal; 15. 11. 2007 Ruhestand in Laufenburg-Hochsal; gest. 9. 2. 2008 in Murg, beerd. 13. 2. 2008 in Laufenburg-Hochsal.

Johannes Fehr kam am 22. Februar 1925 als Sohn des Peter Fehr und der Carolina, geb. Broicheler, in Baumberg am Rhein, Erzdiözese Köln, zur Welt. Sein Vater bewirtschaftete mit seinem Bruder seit 1930 das Gut Rodeberg in Erkrath, Kreis Mettmann. Hier wuchs Fehr in einer religiösen und soliden Familie auf, besuchte zunächst die Volksschule und von 1935 bis 1943 das staatliche Hohenzollern-Gymnasium in Düsseldorf, wo er 1943 die Reifeprüfung ablegte. Die Aufnahme in die Hitlerjugend blieb dem jungen Fehr aufgrund seiner Mitgliedschaft in der früheren Jungschar und aufgrund der ablehnenden Haltung seiner Eltern verwehrt. Das kümmerte aber Johannes Fehr nicht weiter, denn er fand seinen Aufgabenkreis in der Pfarrjugend, wie er überhaupt schon früh in der Kirche und im Glauben seine Heimat hatte. Als Schüler war er bis zu seinem 17. Lebensjahr Messdiener, ging sonn- und werktags regelmäßig zur heiligen Messe und nahm auch sonst intensiv am Leben der Pfarrgemeinde teil.

Der Krieg traf die Familie in der Silvesternacht 1942 hart. Bei einem Bombenangriff verlor der Junge seinen Großvater und zwei Vettern. Er selbst verlor dabei sein rechtes Auge. Nach seinem Abitur studierte er an der Ludwigsuniversität in Gießen, heute Justus-Liebig-Universität, Veterinärmedizin. Doch schon im Spätsommer 1943 wurde Fehr zum Kriegsdienst eingezogen. Er tat als Gefreiter beim Feldtruppenteil Dienst als Veterinärgehilfe und geriet im Frühjahr 1945 in Gefangenschaft. Nach seiner Entlassung im August 1945 ging er nach Tiengen am Hochrhein, denn seit September 1943 hatten sein Vater und dessen Bruder den Hasenhof bei Tiengen gepachtet. In seinem Lebenslauf schrieb er: *„In der Zeit der Besinnung nach der Heimkehr reifte in mir der Entschluss, meine Aufgabe im Priesterberuf zu suchen.“* Er bewarb sich erfolgreich um die Aufnahme in das Collegium Borromaeum und nahm zum Wintersemester 1946/47 sein philosophisch-theologisches Studium an der Freiburger Universität auf. Er zeigte sich wissenschaftlich interessiert und begabt, zielbewusst, aber bescheiden. Die Seminarkonferenz des Priesterseminars St. Peter betrachtete ihn als geeignet für den Priesterberuf, schrieb aber auch, es komme bei Fehr auf *„eine feste Einführung während der ersten Vikarsjahre an“* und man solle darauf achten, dass er Aufgaben anpacke, *„die ihm nicht liegen“*, womit unter anderem der Religionsunterricht in der Schule gemeint war. Tatsächlich hatte Fehr in den nächsten Jahren, neben seinen eigentlichen seelsorgerlichen Aufgaben, immer wieder viel Religionsunterricht zu geben, zeitweise 22 Wochenstunden.

Am 24. Juni 1951 wurde Johannes Fehr mit 39 Mitbrüdern durch Erzbischof Wendelin Rauch im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Zum 1. August 1951 wurde der junge Vikar auf seine erste Stelle in Villingen (St. Fidelis) angewiesen und zum 29. Oktober 1952 wechselte er nach Ladenburg. Er erwies sich als guter Seelsorger und Religionslehrer, aber aufgrund seiner harten und oft schroffen Art fiel es ihm in diesen frühen Jahren nicht leicht, den Zugang zu den Menschen, vor allem zu den Jugendlichen, zu finden. Auf seiner dritten Stelle, die er in Offenburg (Heilig Kreuz), zum 28. September 1954 antrat, besserte sich dies. Nachdem er sich einige Jahre als

Vikar bewährt und im Dezember 1956 das Pfarrkonkurs-Examen bestanden hatte, wurde ihm zum 7. Mai 1958 die Expositur Sennfeld im Dekanat Buchen übertragen. Zur Expositur gehörten die Filialen Korb, Leibenstadt und Unterkessach. Fehr stand vor einer schwierigen Aufgabe, denn in seinem Seelsorgebezirk lebten fast ausschließlich Vertriebene, die nach dem Krieg eine neue Heimat in ursprünglich fast rein evangelischen Gemeinden gefunden hatten. Ferner war ihm die Seelsorge in der damals zur Pfarrei Adelsheim gehörenden Filiale Zimmern aufgetragen, so dass er ein gerüttelt Maß an Arbeit zu bewältigen hatte.

Auf Fehrs Bewerbung hin verlieh Erzbischof Hermann Schäufele ihm im Dezember 1960 die Pfarrei St. Pelagius in Hochsal, wo Fehr am 10. Januar 1961 seinen Dienst antrat. In den mehr als 46 Jahren, die er in Hochsal tätig war, stand die Seelsorge im Mittelpunkt seines Dienstes, aber er kümmerte sich ebenso um die notwendige Infrastruktur. Unter seiner Regie wurde die Außen- und Innenrenovierung der Pfarrkirche sowie die Renovierung der Kapelle St. Anna durchgeführt. Die ehemalige Pfarrscheune ließ er zu einem Pfarrheim mit einem Kindergarten im Erdgeschoss umbauen. Er selbst schonte sich nicht, legte häufig selbst Hand an, verstand es, andere zu motivieren und war stets für pastorale Aushilfen bereit. Obwohl er mit seiner Pfarrei und den Filialen Binzgen, Rotzel und Schachen schon alle Hände voll zu tun hatte, war es ihm immer auch ein Anliegen, mit der Jugend in Kontakt zu bleiben; bis ins Alter von 73 Jahren erteilte er schulischen Religionsunterricht.

Wer Pfarrer Johannes Fehr kannte, weiß, dass er dem Ruf treu geblieben ist, der bei seiner Priesterweihe an ihn ergangen war. Treffend beschrieben wurde das durch seinen Dekan Albin Blümmel anlässlich einer Visitation im Jahre 1999: „*Er nimmt alle an, die ins Pfarrhaus kommen [...] Er zeigt sich großzügig gegenüber Armen [...] Er ist sehr hilfsbereit [...] Seine Gastfreundschaft ist sprichwörtlich [...] Er schont sich nicht, arbeitet anhaltend extensiv wie intensiv.*“ Nach 56 Jahren priesterlichen Dienstes und beinahe 47 Jahren als Pfarrer von Hochsal wurde Johannes Fehr zum 15. November 2007 auf eigenen Wunsch in den Ruhestand versetzt, den er in Laufenburg-Hochsal verbrachte. Er starb am 9. Februar 2008 in Murg/Hochrhein und wurde am 13. Februar 2008 auf dem Friedhof von Laufenburg-Hochsal beigesetzt. Jürgen Brüstle

Geißler Karlheinz, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 7. 1. 1931 in Mannheim-Neckarau; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 26. 6. 1957 Vikar in Lauda; 29. 4. 1958 Vikar in Baden-Baden (Liebfrauen); 5. 5. 1959 Vikar in Kirrlach; 17. 2. 1961 Vikar in Mörsch; 24. 4. 1963 Pfarrvikar in Mühlhausen bei Wiesloch; 17. 9. 1963 Pfarrverweser in Boxberg; 19. 4. 1964 Pfarrer in Boxberg; November 1965 Mitpastoration von Boxberg-Windischbuch; Dezember 1975 Mitpastoration von Boxberg-Unterschüpf; 1. 9. 1981 Pfarrer von Neudenu; 1. 9. 1981 Mitpastoration von Neuenstadt-Stein a. K.; 9. 9. 1985 Mitpastoration von Neudenu-Herbolzheim; 16. 12. 1991 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 5 bis 15. 8. 1993 Mitpastoration von Billigheim-Sulzbach und Billigheim-Allfeld; 28. 3. 2001 Leiter der Seelsorgeeinheit Neudenu; 1. 6. 2001 Ruhestand in Freudenberg; 1. 7. 2004 Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Freudenberg; gest. 4. 8. 2008 in Freudenberg, beerd. 8. 8. 2008 in Neudenu.

Als Karlheinz Geißler im Jahre 1952 mit dem Abitur in der Tasche das Erzbischöfliche Konvikt in Tauberbischofsheim verließ, schrieb der damalige Rektor,

Monsignore Adolf Haberkorn, der Junge habe „*wohl kaum einmal etwas anderes als das Priestertum in Erwägung gezogen*“. Dass Karlheinz Geißler schon so früh seine Berufung hatte erkennen dürfen, verdankte er besonders seinen Eltern, deren tiefe Gläubigkeit ihm ein Vorbild war. Karlheinz Geißler wurde am 7. Januar 1931 in Mannheim-Neckarau als Sohn des Betriebsassistenten Josef Geißler und dessen Ehefrau Klara, geb. Gramlich, als ältester von drei Brüdern geboren. Er besuchte von 1937 bis 1942 die Volksschule in seinem Heimatort und danach die Oberschule in Mannheim. Der Krieg zwang ihn allerdings, die Stadt im Jahre 1943 zu verlassen und er kam bei Verwandten in Hainstadt bei Buchen im Odenwald unter. Er besuchte in Buchen die Oberschule, trat jedoch nach Kriegsende in das Erzbischöfliche Konvikt in Taubersbischofsheim ein. Nach der Reifeprüfung im Frühjahr 1952 nahm er das Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg im Breisgau auf. Nach Abschluss seiner Studien im Jahre 1956 ging er nach St. Peter im Schwarzwald, um dort die pastoralpraktische Ausbildung zu absolvieren, und am 2. Juni 1957 wurde er mit 40 weiteren Diakonen, darunter der spätere Erzbischof Oskar Saier, durch Erzbischof Eugen Seiterich in der Seminarkirche St. Peter zum Priester geweiht.

Als Vikar wurde Geißler zunächst zum 26. Juni 1957 nach Lauda angewiesen und zum 29. April 1958 nach Baden-Baden (Liebfrauen). Es folgten weitere Vikarsstellen in Kirrlach und Mörsch. Hier zeigte sich, wie schon in seiner Ausbildung, seine besondere Befähigung für praktisch-seelsorgerliche Aufgaben. Zum 24. April 1963 wurde Geißler für einige Monate als Pfarrvikar nach Mühlhausen im Dekanat Wiesloch angewiesen, um den dortigen Pfarrer zu vertreten, bevor er am 17. September 1963 als Pfarrverweser seine erste Pfarrei in Boxberg im Dekanat Lauda übernahm. Am 19. April 1964 wurde er auf diese wegen ihrer weiten Ausdehnung und der Diasporasituation arbeitsreiche Pfarrei investiert. Trotz der hohen Arbeitsbelastung erklärte sich Pfarrer Geißler im November 1965 bereit, als Pfarradministrator die Pfarrei Windischbuch und im Dezember 1975, ebenfalls als Pfarradministrator, die Pfarrei Unterschüpf zu übernehmen. Über seine Pfarrei hinaus engagierte er sich ab 1974 als Dekanatsjugendseelsorger. In den 18 Jahren im Main-Tauber-Kreis waren Geißler vor allem die Förderung der kirchlichen Vereine, die Jugendarbeit und die Katholische Arbeitnehmerbewegung besondere Anliegen. Besonders in den frühen Jahren galt es auch, sich um die Vertriebenen zu kümmern, die in großer Zahl nach Boxberg und Umgebung gekommen waren. Er schaffte es, die Menschen zur ehrenamtlichen Mitarbeit zu motivieren und so ein lebendiges und aktives Gemeindeleben zu schaffen. Anlässlich einer Visitation im Jahre 1980 vermerkte Dekan Karl Weber: *„Pfarrer Geißler hat es in kluger Weise verstanden, seine Herde zu sammeln und zu binden.“*

Da Pfarrer Geißler selbst zwei Pfarreien mitverwalten musste, sah er die aufgrund der neuen Verhältnisse notwendigen strukturellen Veränderungen in der Seelsorge, machte sich für die Errichtung des Pfarrverbandes stark und wurde dessen erster Vorsitzender. Die beteiligten Pfarreien konnten so besser miteinander kooperieren und die vorhandenen Ressourcen besser nutzen. Zum 1. September 1981 übernahm Pfarrer Geißler die Pfarrei Neudenu (St. Laurentius) und zugleich die Mitpastoration der Pfarrei Heilig Kreuz in Neuenstadt-Stein am Kocher. Er selbst hatte den Wunsch geäußert, noch einmal mit einer neuen Aufgabe betraut zu werden und zugleich zog es ihn näher an den Odenwald. Zum 9. September 1985 wurde ihm die Mitpastoration der Pfarrei St. Kilian in Neudenu-Herbolzheim übertragen und zugleich ein Vikar

zugewiesen. Die Mitpastoration zweier Gemeinden war, wie schon in Boxberg, ein Schritt hin zum Pfarrverband Billigheim, der im Jahre 1988 gebildet wurde. Er umfasste die Pfarreien Billigheim, Billigheim-Allfeld, Billigheim-Sulzbach, Billigheim-Waldmühlbach, Neudenu, Neudenu-Herbolzheim, Neuenstadt-Stein und Schefflenz. Pfarrer Geißler wurde von der Pfarrverbandskonferenz einstimmig als Vorsitzender des Pfarrverbandes vorgeschlagen und Erzbischof Oskar Saier übertrug ihm im November 1988 diese Aufgabe. Neben diesem anspruchsvollen und arbeitsreichen Amt war er zugleich Kammerer des Dekanats Mosbach und übernahm im Jahre 1993 noch die Mitpastoration von Billigheim-Sulzbach und Billigheim-Allfeld.

Im Dezember 1991 würdigte Erzbischof Oskar Saier Pfarrer Geißlers Engagement und ernannte ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Geistlichen Rat ad honorem. Noch zehn Jahre versah Pfarrer Geißler gewissenhaft und engagiert seinen Dienst, aber bei der hohen Belastung blieben gesundheitliche Probleme nicht aus. Zum 1. Juni 2001 versetzte ihn Erzbischof Oskar Saier auf eigenen Wunsch hin in den Ruhestand, den Pfarrer Geißler im Otto-Rauch-Stift in Freudenberg a. M. verbrachte. In seiner Bitte um Zuruhesetzung hatte er Erzbischof Oskar Saier geschrieben: „*Selbstverständlich bin ich gerne zu Aushilfen bereit.*“ Und so übernahm er die seelsorgerliche Betreuung der Stiftsbewohner und half in Freudenberg und Boxberg aus. Das war aufgrund der personellen Situation auch notwendig, und zum 1. Januar 2004 bestellte das Erzbischöfliche Ordinariat Pfarrer Geißler zum Subsidiar für die Seelsorgeeinheit Freudenberg. Pfarrer Karlheinz Geißler starb nach 51 Jahren priesterlichen Dienstes am 4. August 2008 in Freudenberg und wurde am 8. August 2008 in Neudenu beerdigt.

Jürgen Brüstle

Göz Karl

Geb. 9. 9. 1929 in Karlsruhe-Durlach; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 1. 7. 1957 Vikar in Villingen (Münsterpfarre); 30. 7. 1957 Vikar in Karlsdorf; 11. 9. 1957 Vikar in Forchheim; 21. 5. 1958 Vikar in Heidelberg-Handschuhsheim; 2. 9. 1959 Vikar in Mannheim (St. Antonius); 5. 12. 1963 Pfarrvikar in Urloffen; 1. 8. 1964 Pfarrer in Ringsheim; 1. 10. 1999 Ruhestand in Karlsruhe; gest. 11. 1. 2008 in Karlsruhe; beerd. 22. 1. 2008 in Karlsruhe (Hauptfriedhof).

Karl Göz kam am 9. September 1929 in Karlsruhe-Durlach als Sohn des Metzgermeisters Karl Göz und dessen Ehefrau Gertrud, geb. Seiter, zur Welt. Schon früh lebte er vorwiegend bei seinen Großeltern mütterlicherseits, dem Maschinenarbeiter Alois Seiter und dessen Ehefrau Emilie, geb. Rinschler. Er besuchte daher in Bühl von 1936 bis 1944 die Volksschule und danach die Höhere Handelsschule, die er aber nach einem halben Jahr wieder verlassen musste, da er zum Kriegseinsatz am Westwall und im März 1945 zum Arbeitsdienst einberufen wurde. Er blieb bis August 1945 in amerikanischer Gefangenschaft. Ab Ostern 1946 besuchte er erneut die Höhere Handelsschule, trat aber im September 1947 in die Missionsschule der Weißen Väter („Societas Missionariorum Africae“) in Zaitzkofen ein, um sich auf den Beruf des Priesters und Missionars vorzubereiten. Hier erwarb er die Voraussetzungen zur Aufnahme in die Oberstufe des humanistischen Gymnasiums, und Ostern 1949 trat er in die Obersekunda des Kreuzberg-Gymnasiums der Weißen Väter in Großkrotzenburg ein, wo er im März 1952 die Reifeprüfung ablegte.

Karl Göz war inzwischen zu dem Entschluss gekommen, nicht in die Mission zu gehen, sondern in der Heimatseelsorge zu arbeiten; er bewarb sich in Freiburg erfolgreich um die Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten. Von 1952 bis 1956 studierte er in Freiburg und Münster Philosophie und Theologie, und nach Abschluss seiner Ausbildung in St. Peter wurde er am 2. Juni 1957 mit 40 Mitbrüdern, darunter der spätere Erzbischof Oskar Saier und der ebenfalls 2008 verstorbene Karlheinz Geißler, durch Erzbischof Eugen Seiterich in der Seminarkirche St. Peter zum Priester geweiht. Seine ersten Vikarstellen führten ihn zum 1. Juli 1957 nach Villingen in die Münsterpfarre, zum 30. Juli 1957 nach Karlsdorf im Dekanat Bruchsal und zum 11. September 1957 nach Forchheim im Dekanat Ettlingen. Weitere Stellen folgten zum 21. Mai 1958 in Heidelberg-Handschuhsheim und zum 2. September 1959 in Mannheim (St. Antonius), bis er zum 5. Dezember 1963 als Pfarrvikar nach Urloffen angewiesen wurde.

Zum 1. August 1964 übernahm Karl Göz die Pfarrei Ringsheim, wo er 35 Jahre seelsorgerlich wirken und wo ihm der innere und äußere Aufbau der Pfarrgemeinde zur Lebensaufgabe werden sollte. Es gelang ihm, die Jugend wieder in die Pfarrgemeinde einzubinden, und er trug gewissenhaft für die Erhaltung der kirchlichen Gebäude Sorge. Unvergesslich und jedes Jahr aufs Neue zu bewundern ist die von ihm angeregte Weihnachtskrippe mit Schwarzwälder Ausstattung – Maria und Josef tragen Schwarzwälder Tracht –, die auch durch ihre Größe von etwa 20 m² und ihre Figurenviefalt besticht. Eine Besonderheit ist jedoch, dass die Figuren die Gesichter realer Personen tragen; eine davon ähnelt Pfarrer Göz. Die Krippe spiegelt auch Pfarrer Göz' Reiselust wider. Er hat viel von der Welt gesehen und hatte von seinen Reisen Figuren für die Krippe mitgebracht. Besonders stolz war er auf Figuren, die ihm ein befreundeter Bischof in Asien geschenkt hatte.

Es war aber nicht nur die Reiselust, die Pfarrer Göz in die Welt trieb. Er unterstützte – auch finanziell – Priesteramtskandidaten in ihrer Ausbildung, besonders in China und Südostasien. Eine Einladung zu einer Priesterweihe in China konnte er zuletzt aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr annehmen. Pfarrer Göz fiel auf durch seinen Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit. Beides spiegelte sich in der Feier der Eucharistie und den sorgfältig vorbereiteten Predigten wider. Seinen Mitmenschen bleibt er auch in Erinnerung als ein belesener Mann. Als Vikar widmete er sich privat dem Studium des Hebräischen und bis ins hohe Alter studierte er theologische Werke. Seine persönliche Bibliothek und seine Aufzeichnungen legen Zeugnis hiervon ab. Zum 1. Oktober 1999 trat Pfarrer Göz in den Ruhestand, den er in Karlsruhe verbrachte. Dort starb er, nach mehr als fünfzigjährigem priesterlichen Wirken, am 11. Januar 2008 und wurde am 22. Januar 2008 auf dem Hauptfriedhof beigesetzt. Jürgen Brüstle

Grein Wolfgang, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 13. 3. 1940 in Tauberbischofsheim; ord. 11. 6. 1967 in Pforzheim; 28. 6. 1967 Vikar in Emmingen ab Egg; 1. 8. 1967 Vikar in Ötigheim; 12. 1. 1968 Vikar in Forbach; 12. 12. 1968 Vikar in Waibstadt; 16. 9. 1971 Militärseelsorger in Mannheim; 9. 3. 1972 Militärpfarrer in Mannheim; 1. 4. 1978 Militärpfarrer in Neumünster; 10. 8. 1978 Militärdekan; 23. 3. 1982 Pfarrer in Karlsruhe (St. Bonifatius); 1. 9. 1986 Mitpastoration von Karlsruhe (Herz Jesu); 10. 2. bis 13. 8. 1992 Mitpastoration von Karlsruhe-Mühl-

burg; 1. 9. bis 14. 9. 1992 Mitpastoration von Karlsruhe (St. Cyriak); 14. 12. 1992 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 12. 1999 Pfarrer in Lauda-Königshofen (St. Jakobus), Lauda-Königshofen-Heckfeld (St. Vitus) und Lauda-Königshofen-Oberlaua (St. Martin); 26. 2. 2002 Dekan des Dekanats Lauda; 21. 7. 2002 Leiter der Seelsorgeeinheit Lauda; 11. 4. bis 27. 11. 2005 Mitpastoration der Pfarreien Ahorn-Eubigheim und Ahorn-Berolzheim; gest. 28. 2. 2008 in Mainz; beerd. 5. 3. 2008 in Lauda.

Wolfgang Grein wurde am 13. März 1940 als Sohn des Lehrers August Grein und dessen Ehefrau Maria Regina, geb. Maninger, in Tauberbischofsheim geboren und am 17. März 1940 durch Stadtpfarrer Erich Weick auf den Namen Wolfgang Josef getauft. Sein Vater wurde zum Kriegsdienst eingezogen und geriet in Gefangenschaft. Als Greins Mutter im Juli 1946 starb, kam der Junge zu seinem Onkel nach Mondfeld, wo er auch seit Herbst 1946 die Volksschule besuchte. Doch schon in seinem zweiten Jahr in Mondfeld starb auch seine Tante und Grein kam zu seinem Patenonkel nach Dittwar, wo er die zweite Volksschulklasse besuchte. Im Sommer 1948 zog er nach Assamstadt zu seinem Vater, der inzwischen aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war und erneut geheiratet hatte. Nach dem Besuch der Volksschule trat Wolfgang Grein im Herbst 1951 in die Sexta des Deutschordensgymnasiums in Bad Mergentheim ein und legte 1960 sein Abitur ab.

Bereits im Herbst 1959 hatte Grein sich für die vorzeitige Ableistung des Wehrdienstes gemeldet, und so wurde er gleich im April 1960 zur Bundeswehr einberufen. Er tat Dienst bei den Panzergrenadiern in Wildflecken/Rhön und im Rahmen seiner Ausbildung zum Reserveoffizier auch an der Offiziersschule in Hannover sowie an der Infanterieschule in Hammelburg. Ende 1961 wurde er als Leutnant aus der Bundeswehr entlassen. Schon in seiner Schulzeit hatte der Junge sich in der Kirche engagiert und ein religiöses Leben geführt. In den Jahren bei der Bundeswehr war nun der Wunsch in ihm gereift, den Priesterberuf zu ergreifen. Zum Sommersemester 1962 nahm er in Freiburg das Studium der Philosophie und Theologie auf und verbrachte das externe Jahr an der Universität Würzburg. Nach Abschluss des Studiums und der pastoralpraktischen Ausbildung am Priesterseminar in St. Peter wurde Wolfgang Grein am 11. Juni 1967 in der Pfarrkirche St. Franziskus in Pforzheim durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Zunächst wurde Grein zum 28. Juni 1967 vertretungsweise in Emmingen ab Egg als Vikar eingesetzt, bis er seine erste Vikarstelle zum 1. August 1967 in Ötigheim antrat. Es folgten weitere Stellen in Forbach zum 12. Januar 1968 und zum 12. Dezember 1968 in Waibstadt. In diesen Jahren lag der Schwerpunkt seiner Arbeit in der Jugendseelsorge und in der Erteilung von Religionsunterricht. Er besuchte in dieser Zeit aber auch immer wieder Informationstagungen der Militärseelsorge, und als im Jahre 1971 die Stelle des Militärgeistlichen am Standort Mannheim frei wurde, stellte die Diözese den jungen Vikar für den Dienst in der Militärseelsorge frei, den er zum 16. September 1971 antrat. Das Erzbischöfliche Ordinariat hatte diesen Schritt schon im Voraus geplant und Vikar Grein die Erlaubnis erteilt, bereits im Jahre 1970 das Pfarrexamen abzulegen. Für den Dienst in der Militärseelsorge eignete er sich aufgrund seiner Erfahrungen bei der Bundeswehr. Es handelte sich um eine arbeitsreiche neue Aufgabe. Greins Seelsorgebezirk umfasste die Standorte Mannheim, Heidelberg, Schwetzingen, Neckarzimmern, Siegelsbach und Oftersheim. Bereits zum 9. März 1972 wurde Vikar Grein zum Militärpfarrer ernannt, und da er sich bewährt hatte, wurde seine Amtszeit im Dezember 1977 verlängert. Zum 1. April

1978 wurde er in das schleswig-holsteinische Neumünster zum Stab der 6. Panzergranadierdivision versetzt und zum 10. August 1978 schließlich zum Militärdekan ernannt.

Nach mehr als zehn Jahren fruchtbarem und gesegnetem seelsorgerlichen Wirken unter den Soldaten als Divisionspfarrer und Militärdekan kehrte Pfarrer Grein in die zivile Seelsorge in seiner Heimatdiözese zurück. Er übernahm zum 23. März 1982 die Pfarrei St. Bonifatius in Karlsruhe. Es sollten arbeitsreiche Jahre im Dekanat Karlsruhe werden. Zum 1. September 1986 wurde Pfarrer Grein zusätzlich mit der Pastoration der Pfarrei Herz Jesu in Karlsruhe betraut und ab 1988 war er über zwei Amtsperioden Kammerer des Dekanats Karlsruhe und damit zugleich Stellvertreter des Dekans. Trotz dieser ohnehin schon hohen Arbeitsbelastung übernahm er bereitwillig vorübergehend die Mitpastoration zweier Nachbarpfarreien: 1992 vom 10. Februar bis zum 13. August die Pfarrei St. Peter und Paul in Karlsruhe-Mühlburg und vom 1. bis 14. September 1997 die Pfarrei St. Cyriak in Karlsruhe. Im Jahr seines silbernen Priesterjubiläums würdigte Erzbischof Oskar Saier die Verdienste von Pfarrer Grein, indem er ihn im Dezember 1992 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte. Im Alter von 59 Jahren stellte sich Pfarrer Grein noch einmal einer neuen Aufgabe. Er übernahm zum 1. Dezember 1999 die Pfarreien St. Jakobus in Lauda, St. Vitus in Heckfeld und St. Martin in Oberlauda. Wieder setzte sich Pfarrer Grein mit ganzen Kräften für seinen Seelsorgebezirk und darüber hinaus ein. Seine Mitbrüder im Kapitel Lauda wählten ihn im Jahre 2002 zum Dekan. Er trug damit die Mitverantwortung für 28 000 Katholiken in 33 Pfarreien. Die Ernennung erfolgte am 26. Februar 2002, die Amtseinführung am 20. April 2002.

Da er selbst drei Pfarreien betreute und sich für eine Vernetzung der pastoralen Strukturen einsetzte, waren damit die Voraussetzungen für die Bildung der Seelsorgeeinheit Lauda gegeben, die am 21. Juli 2002 errichtet wurde. Pfarrer Grein wurde mit der Leitung betraut. Im April 2005 übernahm er in einer Notsituation vorübergehend die Verantwortung für die Seelsorge und die Verwaltung der Pfarreien St. Maria in Ahorn-Eubigheim und St. Kilian in Ahorn-Berolzheim. Wolfgang Grein gehörte dem Ritterorden vom Heiligen Grab an, und im Jahre 2005 übertrug ihm der Orden das Amt des Priors der Komturei St. Bonifatius, Walldürn. In Lauda durfte Pfarrer Grein im Sommer 2007 mit seiner Gemeinde sein 40. Priesterjubiläum feiern. Zum 31. Dezember 2007 endete Pfarrer Greins Amtszeit als Dekan, was für ihn eine erhebliche Entlastung bedeutete. Er freute sich auf die kommenden Jahre als Pfarrer in seiner Seelsorgeeinheit, musste aber wenige Wochen vor seinem 68. Geburtstag stationär im Krankenhaus in Mainz behandelt werden. Dort starb er völlig unerwartet am 28. Februar 2008. Er wurde am 5. März 2008 auf dem Bergfriedhof in Lauda beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Kallenbach Paul Ludwig, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 8. 5. 1921 in Bruchsal; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 25. 7. 1951 Vikar in Aglasterhausen; 3. 12. 1953 Vikar in Offenburg (Hl. Dreifaltigkeit); 8. 4. 1959 Pfarrer in Heildelsheim und Mitpastoration von Helmsheim; 18. 12. 1989 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 9. 1999 Ruhestand in Bruchsal-Heildelsheim; gest. 14. 4. 2008 in Bruchsal; beerd. 18. 4. 2008 in Bruchsal-Heildelsheim.

Paul Kallenbachs Heimatpfarrer, Geistlicher Rat Alfons Beil, bemerkte schon früh, dass es den Jungen zum Priesterberuf zog. Aber bevor Kallenbach diesen Weg einschlagen konnte, musste er eine Reihe harter Jahre durchstehen. Geboren wurde er am 8. Mai 1921 als Sohn des Kohlehändlers Ludwig Kallenbach und dessen Ehefrau Ottilie, geb. Bachmeier, in Bruchsal. Getauft wurde er wenige Tage später, am 22. Mai 1921, auf den Namen Paul Ludwig. Sein Vater starb im Jahre 1931. Als Schüler zeigte er reges Interesse am Priesterberuf, besuchte regelmäßig die heilige Messe und war im Bund Neudeutschland aktiv. Aber noch vor Abschluss seiner Reifeprüfung meldete er sich im Januar 1940 freiwillig zum Kriegsdienst. Nach seiner Reifeprüfung im Frühjahr 1940 genügte er seiner Arbeitspflicht beim Reichsarbeitsdienst und bewarb sich im Oktober 1940 um die Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie am Collegium Borromaeum in Freiburg. Da die Einberufung Kallenbachs absehbar war, wurde ihm lediglich die Aufnahme in den Vorkurs nach Beendigung seines Militärdienstes in Aussicht gestellt. Tatsächlich wurde er am 12. November 1940 einberufen, und es folgten bis zum 8. Mai 1945 beinahe fünf Jahre Kriegsdienst und Gefangenschaft. Noch im September 1945 fand Kallenbach Aufnahme im Theologischen Vorkurs der Heimschule Lender, und nach Bestehen der Ergänzungsprüfung im Juli 1946 nahm er zum Wintersemester 1946/47 seine philosophisch-theologischen Studien an der Universität Freiburg auf. Nach einem externen Semester in Tübingen im Sommer 1949 unterzog er sich im Sommer 1950 erfolgreich dem Concursus pro seminario und setzte seine Ausbildung am Priesterseminar in St. Peter im Schwarzwald fort. Am 24. Juni 1951 empfing er mit 39 Kurskollegen von Erzbischof Wendelin Rauch im Freiburger Münster die Priesterweihe.

Zum 25. Juli 1951 trat der Neupriester seine erste Vikarstelle in Aglasterhausen an und wurde zum 3. Dezember 1952 in gleicher Eigenschaft nach Offenburg (Hl. Dreifaltigkeit) angewiesen. In dieser Pfarrei blieb der junge Vikar mehr als sechs Jahre, da er während der Krankheit und nach der Zuruhesetzung von Stadtpfarrer und Dekan Eugen Augenstein weitgehend die Verantwortung für die Pfarrei übernehmen musste. Er tat dies zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, und mit den gemachten Erfahrungen wurde er zum 8. April 1959 nach Heildesheim angewiesen. Zugleich wurde ihm die Mitpastoration von Helmsheim übertragen. Am 29. Juni 1959, dem Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus, erfolgte die Investitur. Pfarrer Kallenbach wusste damals noch nicht, dass Heildesheim und Helmsheim zu seiner Lebensaufgabe werden würden. Er erkannte bald, dass es für ein lebendiges Gemeindeleben die notwendigen baulichen Voraussetzungen braucht. In Heildesheim ließ er eine neue Kirche mit Pfarrzentrum und Pfarrhaus erbauen, in Helmsheim sorgte er für eine zweimalige Renovierung der Kirche und ließ auch dort ein Pfarrzentrum errichten. Und tatsächlich entwickelten sich die vorhandenen Vereine, neue entstanden, und bald gab es in beiden Gemeinden Kirchenchöre, Familienkreise, Bildungswerke, Altenwerke und eine lebendige KJG. Auf Pfarrer Kallenbachs Initiative hin wurde die alte katholische Kirche in Heildesheim mit dem dazugehörigen Grundstück kostenlos an die evangelische Kirchengemeinde übergeben. Im Dekanat brachte er sich als Seelsorger für die Gehörlosen ein und leistete hier viele Jahre wertvolle Dienste.

Den Gemeindemitgliedern bleibt er aber auch in Erinnerung als ein belesener Mann, der als „*wandelndes Geschichtsllexikon*“ bezeichnet wurde. Schon in den ersten Jahresberichten seiner Prinzipale kam seine besondere Neigung zur Kunstgeschichte und zur kirchlichen Baukunst zur Sprache; sein Wissen konnte er in der historischen

Kommission der Stadt Bruchsal und bei der Restaurierung des Bruchsaler Schlosses einbringen. Die Stadt Bruchsal zeichnete ihn mit der Verdienstmedaille aus, Erzbischof Oskar Saier ernannte ihn in Anerkennung seiner Dienste im Dezember 1989 zum Geistlichen Rat ad honorem. Im Alter von 78 Jahren trat Pfarrer Kallenbach zum 31. August 1999 in den Ruhestand, den er in Heidelberg verbrachte. Er half bis zuletzt in der Seelsorge aus, wo immer er gebraucht wurde. Er starb am 14. April 2008 im Krankenhaus in Bruchsal und wurde am 18. April 2008 in Bruchsal-Heidelberg beerdigt.

Jürgen Brüstle

Kiehle Franz, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 6. 8. 1912 in Kenzingen; ord. 19. 3. 1939 in Freiburg; 18. 4. 1939 Vikar in Elchesheim; 1. 6. 1939 Vikar in Rot bei Wiesloch; 13. 12. 1939 Vikar in Mannheim-Neckarau; 1940 bis 1942 Kriegsdienst; 1942 bis 1948 Kriegsgefangenschaft in Kanada und Großbritannien; 28. 4. 1948 Vikar in Freiburg (Maria Hilf); 4. 9. 1952 Pfarrverweser in Seebach bei Achern; 24. 4. 1955 Pfarrer in Seebach; November 1961 Kammerer des Dekanats Achern; 10. 5. 1983 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 10. 1987 Ruhestand in Kenzingen; gest. 1. 12. 2008 in Kenzingen; beerd. 8. 12. 2008 in Kenzingen.

Mit Franz Kiehle starb einer der ältesten Priester der Erzdiözese Freiburg. „*Du bist ein tüchtiger und treuer Diener*“ (Mt 25, 21), hatte Erzbischof Oskar Saier ihm anlässlich seines diamantenen Priesterjubiläums im Jahre 1999 geschrieben. Damals lag ein bewegtes und arbeitsreiches Leben hinter dem Jubilar, wobei der Weg zum Priesterberuf nicht so gradlinig verlaufen war wie bei vielen Mitbrüdern seiner Zeit. Franz Kiehle war der Sohn des Stadtrechners Franz Kiehle und dessen Ehefrau Stephanie, geb. Weber. Er wuchs mit seinen Geschwistern in Kenzingen auf, wo er von 1919 bis 1929 auch die Volksschule und danach die Realschule besuchte. Ostern 1929 wechselte er auf die Rotteck-Oberrealschule in Freiburg und legte im Jahre 1932 die Reifeprüfung ab. Anschließend besuchte er in Freiburg die Handelsschule, aber als er in der Karwoche 1932 in Wyhlen an Exerzitien teilnahm, kam es ihm „*mehr denn je zum Bewusstsein, welcher Beruf der schwerste, verantwortungsvollste, aber auch der herrlichste und erhabenste*“ sei und er bewarb sich um die Aufnahme in den Vorkurs im Erzbischöflichen Konvikt. Er wurde aufgenommen, und nachdem er die Ergänzungsprüfungen in den alten Sprachen abgelegt hatte, nahm er seine philosophisch-theologischen Studien an der Universität Freiburg auf. Sein externes Semester verbrachte er in Tübingen. Nachdem er seine Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter abgeschlossen hatte, wurde er am 19. März 1939 mit 34 Mitbrüdern durch Erzbischof Conrad Gröber im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Franz Kiehle wurde zum 18. April 1939 als Vikar nach Elchesheim im Dekanat Rastatt angewiesen, aber schon zum 1. Juni desselben Jahres nach Rot bei Wiesloch und zum 13. Dezember 1939 nach Mannheim-Neckarau versetzt. Er konnte nur einige Monate erste Erfahrungen in der praktischen Seelsorge machen, denn im Sommer 1940 wurde er zum Kriegsdienst einberufen. Er wurde zunächst in das Reservelazarett im hessischen Schlangenbad geschickt und ging dann als Sanitäter mit einer Feld-einheit nach Afrika, wo er im libyschen Bardia, unweit der Grenze zu Ägypten, in englische Kriegsgefangenschaft geriet. Nach einer kurzen Zeit in einem englischen Gefangenlager in Kairo wurde Kiehle in das kanadische Ottawa gebracht. Dort

blieb er bis 1945 und übernahm gemeinsam mit einem Benediktinerpater und zwei Trierer Kaplänen die seelsorgerliche Betreuung der Kriegsgefangenen. Vikar Kiehle hätte im Frühjahr 1946 in die Heimat zurückkehren können. Nach der Entlassung führte ihn sein Weg jedoch über England, und dort wurde er von Mitbrüdern gefragt, ob er nicht in der Seelsorge in einem Kriegsgefangenenlager mitarbeiten wolle. Es mangelte an „*katholischen*] *Geistlichen deutscher Zunge*“ und viele Gefangene hatten nur selten Gelegenheit, eine deutsche Predigt zu hören oder zu beichten. Er blieb, kehrte erst im Frühjahr 1948 nach Deutschland zurück und trat zum 28. April 1948 eine Stelle als Vikar in der Pfarrei Maria Hilf in Freiburg an. In den Jahren des Krieges und der Gefangenschaft war Kiehle gereift und fiel als sehr guter Prediger und Katechet auf. Etwa viereinhalb Jahre blieb er in Freiburg und wurde zum 4. September 1952 als Pfarrverweser in die weit verzweigte Pfarrei Herz Jesu in Seebach bei Achern angewiesen. Am 24. April 1955 wurde er auf die Pfarrei investiert. Insgesamt 35 Jahre wirkte Pfarrer Kiehle in Seebach, sorgte für die Renovierung der Kirche, die Errichtung eines Pfarrheims und kümmerte sich auch um die zahlreichen Touristen und Kurgäste, die es vor allem an den Mummelsee zog. Äußeres Merkmal hierfür war der Bau der Kapelle St. Michael am Mummelsee, deren Glasfenster von Emil Wachter entworfen und erstellt wurden. Über die Grenzen seiner Pfarrei hinaus engagierte Kiehle sich im Dekanat als Jugendseelsorger, Kammerer und Präses der Kolpingsfamilie. Erzbischof Oskar Saier würdigte die Verdienste des engagierten und aufgeschlossenen Seelsorgers 1983 damit, dass er ihn zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte.

Mehr als 48 Jahre nach seiner Priesterweihe trat Pfarrer Kiehle zum 1. Oktober 1987 in den Ruhestand, den er in Kenzingen in seinem Elternhaus verbrachte. Als Subsidiar half er aus, wo er gebraucht wurde, in Kenzingen (St. Laurentius), Hecklingen und Nordweil. Erst im Juni 2004, im Alter von 92 Jahren, gab Pfarrer Kiehle seine Tätigkeit als Subsidiar aus gesundheitlichen Gründen auf, und zwei Jahre später, im Juni 2006, zog er in das Kreissenjorenzentrum St. Maximilian Kolbe in Kenzingen, wo er schon seit Jahren mit den Bewohnern die heilige Messe gefeiert hatte. Dort starb er nach 68 Jahren priesterlichen Wirkens im Alter von 96 Jahren am 1. Dezember 2008. Er wurde am 8. Dezember 2008 auf dem Friedhof in Kenzingen beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Machura Wilhelm

Geb. 17. 9. 1911 in Janow/Oberschlesien; ord. 1. 8. 1937 in Breslau; 1937 bis 1942 Vikar in Schomberg/Oberschlesien und Hindenburg/Oberschlesien; 1942 bis 1949 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1949 Vikar in Bonn, Stiftskirche (Erzdiözese Köln); 1950 Vikar in Immenhausen (Diözese Fulda); 1963 Pfarrer in Bad Salzschrif (Diözese Fulda); 21. 7. 1968 Pfarrverweser in Unterschüpf; 1. 12. 1975 Ruhestand in Konstanz; 1977 Ruhestand in Rheinfelden-Eichsel, Subsidiar; Juni 1980 Inkardination; 1985 Ruhestand in Villnöß/Südtirol; gest. 17. 10. 2008 in Eppan/Südtirol; beerd. 20. 10. 2008 in Eppan/Südtirol.

Pfarrer Wilhelm Machura kam auf Umwegen in die Erzdiözese Freiburg. Wie bei den meisten aus anderen Diözesen stammenden Priestern ist seine Personalakte – gerade was die frühen Jahre angeht – dünn und unvollständig. Er wurde am 17. Septem-

ber 1911 in Janow/Oberschlesien geboren. Er hatte sechs Geschwister, und da sein Vater im Ersten Weltkrieg in Frankreich fiel, musste seine Mutter die Familie alleine durchbringen. Nach der schulischen Ausbildung und dem Studium der Theologie empfing Machura am 1. August 1937 in Breslau von Kardinal Adolf Bertram die Priesterweihe. Nach fünf Jahren als Vikar in den oberschlesischen Gemeinden Schomberg und Hindenburg wurde er 1942 zum Kriegsdienst einberufen. Er geriet an der Ostfront in Gefangenschaft, aus der er erst 1949 entlassen wurde. Er war nun ein Heimatvertriebener, konnte nicht in die Diözese Breslau zurückkehren, und so verschlug es ihn in die Bundesrepublik Deutschland, zunächst in die Erzdiözese Köln, wo er als Vikar an der Stiftskirche in Bonn eingesetzt wurde. Wegen des damaligen großen Priestermangels meldete er sich freiwillig in die Diözese Fulda, wo er sogleich als Pfarrer die Gemeinde Immenhausen übertragen erhielt.

Immenhausen war eine arbeitsreiche Diasporagemeinde mit einer großen Zahl von Heimatvertriebenen, der es an der für ein lebendiges Gemeindeleben notwendigen Infrastruktur fehlte. Unter der Federführung Pfarrer Machuras und unter großen Opfern wurden in Immenhausen die Kirche St. Clemens Maria und ein Pfarrhaus errichtet. Wenig später folgten in den Filialgemeinden Hohenkirchen und Schäferberg die Kirchen Maria Königin und Der Gute Hirte. Nachdem sich Pfarrer Machura bewährt hatte, und in Anerkennung seiner seelsorgerlichen Tätigkeit, vertraute ihm Bischof Adolf Bolte die bedeutende Pfarrei Bad Salzschlirf an, die mit ihrem Kurbetrieb ebenfalls besondere Herausforderungen an einen Seelsorger stellte. In der nicht einfachen Gemeinde kam es zu Differenzen zwischen dem Pfarrer auf der einen und der Gemeinde auf der anderen Seite, die auch vom Bischof und dem Kirchenvorstand nicht ausgeräumt werden konnten. Pfarrer Machura wurde angeboten, eine andere Pfarrei des Bistums Fulda zu übernehmen, doch er bat Bischof Adolf Bolte um die Erlaubnis, in eine andere Diözese gehen zu dürfen, *„wo die Wesensart der Menschen seinem Wesen mehr“* entspräche. Er bewarb sich daraufhin – mit Erlaubnis des Bischofs von Fulda – um die Aufnahme in die Erzdiözese Freiburg mit dem Wunsch, *„eine gut-katholische Gemeinde, die einen Pfarrer noch willkommen heißt, wo man heimisch werden kann“*, zu erhalten. Seine Schwester, die ihm den Haushalt führte und selbst Organistin war, sollte ihn begleiten.

Erzbischof Hermann Schäufele vertraute Pfarrer Machura zum 21. Juli 1968 die Verwaltung der Pfarrei Unterschüpf im Dekanat Lauda mit der dazugehörigen Filiale Dainbach an. Dort wirkte Pfarrer Machura als frommer und gewissenhafter Priester bis zu seiner Zuruhesetzung zum 1. Dezember 1975. Seinen Ruhestand verbrachte er zunächst in Konstanz, wo er nach besten Kräften in der Seelsorge aushalf. 1977 wurde er zum Subsidiar in Rheinfelden-Eichsel bestellt. Im Juni 1980 wurde Wilhelm Machura mit anderen Priestern, die aus Diözesen im heutigen Polen stammten, durch Erzbischof Hermann Schäufele in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert. Im März 1985 verlegte Wilhelm Machura seinen Wohnsitz nach Villnöß in Südtirol, Diözese Bozen-Brixen, wo er erneut in der Seelsorge aushalf, bis er im Jahre 1993 in das Priesterheim in Eppan bei Bozen zog. Dort durfte er im Jahre 2007 den siebzigsten Jahrestag seiner Priesterweihe feiern. Er starb nach einem langen, aber bewegten und oft schweren Leben am 17. Oktober 2008 im Priesterheim in Eppan und wurde am 20. Oktober 2008 auf dem dortigen Friedhof beerdigt.

Jürgen Brüstle

Marbach Heinz, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 15. 6. 1932 in Mannheim; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 26. 6. 1957 Vikar in Freudenberg; 28. 2. 1958 Vikar in Stetten a. k. M.; 13. 11. 1958 Vikar in Karlsruhe (St. Konrad); 16. 10. 1964 Pfarrer in Gernsbach; 16. 12. 1994 Geistlicher Rat ad honorem; 12. 9. 1999 Pfarradministrator in Gernsbach-Obertsrot und Gernsbach-Reichental; 1. 11. 2003 Ruhestand in Gernsbach; gest. 16. 5. 2008 in Forbach; beerd. 24. 5. 2008 in Gernsbach.

Heinz Marbach wurde als Sohn des Korrespondenten Robert Marbach und der Martha, geb. Ried, am 15. Juni 1932 in Mannheim-Rheinau geboren und vier Tage später auf den Namen Heinrich Robert Anton getauft. Er wuchs mit seinen drei Geschwistern in einer sehr religiösen und in der Kirche aktiven Familie auf und hat schon früh den Wunsch geäußert, Priester zu werden. Auch war er selbst bereits als Jugendlicher engagiert und fiel dem Pfarrer durch sein eifriges religiöses Leben auf. Zugleich wird der junge Marbach beschrieben als *„zuverlässig und bescheiden, ein stiller u[nd] gediegener Arbeiter“*. Nach der Reifepfprüfung am Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim im Jahre 1952 bewarb er sich erfolgreich um die Aufnahme in das Collegium Borromaeum in Freiburg und studierte in Freiburg und München Philosophie und Theologie. Nach Abschluss seiner Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter im Schwarzwald wurde er am 2. Juni 1957 mit 40 Mitbrüdern, darunter der spätere Erzbischof Oskar Saier, durch Erzbischof Eugen Seiterich in der Seminar-kirche in St. Peter zum Priester geweiht.

Zum 26. Juni 1957 wurde der Neupriester als Vikar nach Freudenberg im Dekanat Tauberbischofsheim angewiesen, zum 28. Februar 1958 wechselte er nach Stetten am kalten Markt. Nachdem er auf diesen beiden Stellen erste Erfahrungen in der pastoralen Arbeit sammeln konnte, wurde er zum 13. November 1958 nach Karlsruhe (St. Konrad) geschickt, wo er beinahe sechs Jahre blieb. Er erwies sich als gewissenhafter Seelsorger und sehr guter Prediger, der rasch die Achtung der Gemeinde gewann. Sein Prinzipal lobte ihn und schrieb in einem Jahresbericht abschließend: *„Marbach ist mir in der ganzen Zeit ein treuer Helfer und guter Mitbruder und Hausgenosse gewesen. Wir haben eine sehr weiträumige Pfarrei. Es ist ihm nie eine Arbeit zuviel.“* Und in seinem Abschlusszeugnis lobte Geistlicher Rat Rudolf Hirsch Marbachs *„gesunde und echte Frömmigkeit“* und seinen *„selbstlosen Charakter“*. Er sei *„in der ganzen Gemeinde hochgeachtet und geliebt“*.

Es war an der Zeit, eine eigene Pfarrei zu übernehmen, und zum 16. Oktober 1964 übertrug ihm Erzbischof Hermann Schäufele die Pfarrei Gernsbach (St. Marien); die Investitur erfolgte am 17. Januar 1965. Es war für die Gemeinde in Gernsbach nicht einfach ein Wechsel des Pfarrers. Der ebenfalls beliebte Geistliche Rat Ernst Bernauer war ein Pfarrer, wie man ihn bis dahin häufig antraf: Ein Pfarrherr. Das wollte Pfarrer Marbach nicht sein. Er kam an seine neue Wirkungsstätte, getragen von der Aufbruchstimmung des Zweiten Vatikanischen Konzils, nahm freudig seine Arbeit auf und brachte neues Leben in die Gemeinde. Er sprach alle an, Frauen und Männer, Junge und Alte, Einheimische und Zugezogene. Er ging auf die Menschen zu und suchte das Gespräch, arbeitete mit Eifer und Geschick, wobei sein besonderes Augenmerk auf die Jugend gerichtet war. In den frühen Jahren in Gernsbach spielte er mit den Ministranten Handball und Fußball, leitete sogar einige Zeit die Handballabteilung in Gernsbach. Er baute – auch mit der Hilfe seiner Vikare – eine lebendige Jugendarbeit auf.

Nachdem Pfarrer Marbach bereits im Jahre 1988 nach dem plötzlichen Tod von Pfarrer Otmar Hirt die Verwaltung der Pfarreien Herz Jesu, Gernsbach-Obertsrot, und St. Wendelin, Weisenbach, übernommen hatte, wurde er im September 1999 unbefristet mit der Seelsorge und der Verwaltung von Gernsbach-Obertsrot und Gernsbach-Reichental (St. Mauritius) betraut. Die Seelsorgeeinheit Gernsbach war damit errichtet und Pfarrer Marbach war ihr Leiter bis zu seinem Ruhestand im Jahre 2003. Erzbischof Oskar Saier hatte schon zuvor die Verdienste des engagierten Pfarrers gewürdigt und ihn im Jahre 1994 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Die Stadt Gernsbach verlieh ihm die Ehrenbürgerwürde, als er in den Ruhestand trat. Pfarrer Marbach selbst bezeichnete Gernsbach als seine Heimat, und so verwundert es nicht, dass er dort seinen Ruhestand verbrachte, zuletzt im Murgtal-Wohnstift. Er starb am 16. Mai 2008 im Kreiskrankenhaus Forbach nach langer schwerer Krankheit und wurde am 24. Mai 2008 auf dem katholischen Friedhof in Gernsbach beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Mayr P. Hyazinth Peter OP

Geb. 16. 7. 1935 in Beuthen/Oberschlesien; 12. 9. 1953 Eintritt in den Dominikanerorden; ord. 11. 2. 1960 in Köln; 24. 7. 1961 Assignation im Konvent der Dominikaner in Freiburg; WS 1961/62 bis SS 1964 Ergänzungsstudium an der Universität Freiburg; 1. 9. 1965 Lehrer am Staatlichen Hauswirtschaftlichen Seminar der PH Freiburg; 1. 9. 1972 Lehrer an der Fachschule für Sozialpädagogik (Merianschule) in Freiburg; 15. 9. 1974 hauptamtlicher Religionslehrer an der Gewerbeschule II in Freiburg; 6. 9. 1979 Versetzung an die Gewerbeschule IV (Gertrud-Luckner-Gewerbeschule) in Freiburg; 2000 Ausscheiden aus dem Schuldienst; gest. 16. 12. 2008 in Freiburg; beerd. 22. 12. 2008 in Freiburg.

Pater Hyazinth Peter Mayr wurde am 16. Juli 1935 im ober-schlesischen Beuthen als Sohn des Ingenieurs Konrad Mayr und dessen Ehefrau Hedwig, geb. Bialos, geboren. In seinem Heimatort besuchte er von 1941 bis 1945 die Volksschule. Aufgrund der Kriegereignisse war die Familie – 1942 war ein Bruder geboren worden – im Februar 1945 gezwungen, die Heimat zu verlassen und zog ins Allgäu. In Oberstdorf trat der Junge im Januar 1946 in die Oberrealschule ein. Bedingt durch berufliche Versetzungen seines Vaters zog die Familie noch 1946 nach Kempten und 1950 weiter nach Augsburg, wo Mayr im Jahre 1953 die Reifeprüfung ablegte. Im September desselben Jahres trat er in den Dominikanerorden ein, erhielt bei der Einkleidung den Ordensnamen Hyazinth, durchlief das Noviziat und begann im Oktober 1954 mit dem Studium der Philosophie und Theologie an der Ordenshochschule der Dominikaner in Walberberg. Am 11. Februar 1960 empfing er in Köln von Kardinal Joseph Frings die Priesterweihe und schloss sein Studium im Juli 1961 mit dem Examen in Theologie ab. Noch im selben Monat erfolgte die Assignation im Konvent der Dominikaner in Freiburg. An der Universität Freiburg absolvierte er vom Wintersemester 1961/62 bis zum Sommersemester 1964 ein Ergänzungsstudium in den Fächern Jura und Germanistik. Im September 1965 wurde Pater Mayr Lehrer am Staatlichen Hauswirtschaftlichen Seminar an der Pädagogischen Hochschule Freiburg und unterrichtete die Fächer Religion und Deutsch. Sieben Jahre später, im September 1972, wechselte er an die Fachschule für Sozialpädagogik (Merianschule), wo er vorwiegend

Deutsch unterrichtete, und wieder zwei Jahre später, im September 1974, ging er als hauptamtlicher Religionslehrer an die Gewerbeschule II. Dort blieb er bis 1979, als er an die Gewerbeschule IV (Gertrud-Luckner-Schule) versetzt wurde. Im Jahre 2000 schied er aus dem aktiven Schuldienst aus.

In Freiburg hatte Pater Mayrs Mitbruder, Pater Cornelius Paulus, seit 1961 auch erstmals Prior der Dominikanergemeinschaft in Freiburg, bereits 1958 die so genannten Gesprächskreise ins Leben gerufen. Dabei ging es, wie die Gemeinschaft in ihrem Dominikusheft von 2009/10 schrieb, darum, „*die aktuellen Probleme der Zeit, der gesellschaftlichen und naturwissenschaftlichen Entwicklungen, aber auch der weltanschaulichen Neubestimmung des Denkens und Handelns auf der Grundlage der Theologie des Thomas von Aquin und der dominikanischen Spiritualität mit daran interessierten Menschen zu besprechen*“. Dieses Hinaustreten an die Öffentlichkeit geschah über Predigten in der kleinen Klosterkapelle und Vortragsreihen im Saal des Klosters. Pater Mayr, der als „*begnadeter Redner und Prediger*“ galt, war hierbei von unschätzbarem Wert. Gemeinsam mit Pater Paulus baute er noch einen eigenen Gesprächskreis für Laien auf, meldete sich mit seinen Mitbrüdern in der Kommunalpolitik zu Wort und bemühte sich in den in Freiburg stürmischen 1980er-Jahren gemeinsam mit Pater Paulus und dem evangelischen Dekan Karl-Heinz Ronecker um die friedliche Beendigung von Hausbesetzungen. Pater Mayr bleibt nicht nur als beliebter Seelsorger, sondern auch als ein sozial und politisch engagierter Geistlicher in Erinnerung. Pater Hyazinth Mayr starb am 16. Dezember 2008 nach einer Herzoperation in Freiburg. Er wurde am 22. Dezember 2008 auf dem Gräberfeld der Dominikaner auf dem Freiburger Friedhof beerdigt. Jürgen Brüstle

Müßle Josef Hermann, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 12. 8. 1913 in Freiburg; ord. 27. 3. 1938 in Freiburg; 20. 4. 1938 Vikar in Renchen; 12. 4. 1939 Vikar in Heidelberg-Rohrbach; 15. 4. 1942 Vikar in Triberg; 14. 2. 1947 Vikar in Lahr (St. Peter und Paul); 22. 4. 1947 zusätzlich Religionslehrer am Pädagogium; 1. 8. 1951 Pfarrverweser in Bruchsal (St. Peter); 28. 4. 1954 Pfarrverweser in Nöggenschwil; 11. 4. 1956 Pfarrverweser in Reiselfingen; 3. 10. 1956 Pfarrverweser in Weilheim/Hohenzollern; 9. 11. 1958 Pfarrer in Weilheim/Hohenzollern; 10. 12. 1984 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 11. 1986 Ruhestand in Beuron-Hausen im Tal; 1. 5. 2002 Ruhestand in Sigmaringen (Josefinenstift); gest. 2. 3. 2008 in Sigmaringen; beerd. 6. 3. 2008 in Hechingen-Weilheim.

Josef Müßle war der Sohn des Postassistenten Karl Müßle und dessen Ehefrau Maria Rosa, geb. Vogt. Er besuchte zunächst die Hansjakob-Schule in Freiburg und trat 1924 in die Sexta des Freiburger Realgymnasiums ein. Er legte dort im März 1933 die Reifeprüfung ab, und nachdem er am Friedrichsgymnasium die Ergänzungsprüfung in Griechisch abgelegt hatte, erhielt er im Oktober 1933 das Reifezeugnis eines Gymnasiums zuerkannt. Er nahm noch zum Wintersemester 1933/34 das Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg auf. Nach Abschluss seiner Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter im Schwarzwald empfing er mit 68 weiteren Diakonen am 27. März 1938 von Erzbischof Conrad Gröber im Freiburger Münster die Priesterweihe.

Seine Vikarszeit führte ihn zunächst zum 20. April 1938 nach Renchen und zum 12. April 1939 nach Heidelberg-Rohrbach. Es zeigte sich, dass Müßle ein begabter und

vielseitiger Seelsorger war. Er erwies sich als guter Prediger und Katechet, leitete erfolgreich kirchliche Vereine und war ein gewissenhafter Arbeiter, „*streng gegen sich, opferwillig*“. Er wurde zum 15. April 1942 nach Triberg angewiesen und zum 14. Februar 1947 als Vikar nach Lahr (St. Peter und Paul). Dort wurde er zum 22. April 1942 desselben Jahres auch zum Religionslehrer am Pädagogium bestellt. Seine Vorgesetzten waren voll des Lobes für den jungen Priester, der sich schon früh über seine Pfarrei hinaus als Dekanatsjugendseelsorger im Kapitel Lahr engagierte und auch die Kolpingsfamilie und den Hausangestelltenverein betreute. Sein Prinzipal, Pfarrer Hugo Leicht, schrieb kurz vor Müßles Abschied: „*Müßle [sic!] ist in jeder Hinsicht ein gewissenhafter, eifriger u[nd] gut begabter Priester, über dessen Mitarbeit in der Seelsorge ich nur Gutes sagen kann.*“

Zum 1. August 1951 wurde Josef Müßle als Pfarrverweser nach Bruchsal (St. Peter) angewiesen. In den Dienstzeugnissen aus dieser Zeit wird Müßle wieder als eifriger Seelsorger beschrieben, „*freundlich und echt priesterlich*“. Aber zunehmend machte sich eine Beeinträchtigung seiner Gesundheit bemerkbar. Die Erkrankung ging wohl zurück auf die Zeit in Heidelberg-Rohrbach, als er sich in seinem seelsorgerlichen Dienst an Kranken eine nur schwer therapierbare Lungenerkrankung zugezogen hatte. Er hatte sich zunächst erholt und die Erkrankung schien überwunden, bis sie sich nun durch Herz- und Kreislaufprobleme wieder bemerkbar machte. Auf ärztlichen Rat hin musste er nach einer Pfarrei mit zuträglicheren klimatischen Verhältnissen suchen. So wurde er zum 28. April 1954 als Pfarrverweser nach Nöggerschwiel angewiesen, zum 11. April 1956 in derselben Eigenschaft nach Reiselfingen, wo er nur ein halbes Jahr blieb. Zum 3. Oktober 1956 wurde er als Pfarrverweser nach Weilheim in Hohenzollern gesandt, das zum eigentlichen Lebensmittelpunkt und zum Zentrum seines priesterlichen Wirkens werden sollte. Am 9. November 1958 wurde er auf die Pfarrei investiert, in der er dreißig Jahre lang segensreich arbeitete. Über seine Pfarrei hinaus engagierte er sich erneut als Dekanatsjugendseelsorger und betreute auch die Haushälterinnen des Kapitels. Die Patienten und die Mitarbeiter des Hechinger Krankenhauses schätzten ihn als treuen und einfühlsamen Seelsorger. Mit den dortigen Schwestern feierte er regelmäßig die Konventmesse.

Erzbischof Oskar Saier ernannte Pfarrer Müßle im Dezember 1984 zum Geistlichen Rat ad honorem und ehrte den Seelsorger damit aufgrund seiner langjährigen, „*von großem Engagement und selbstlosem Dienst geprägten Wirksamkeit als Priester und in Würdigung seiner unermüdlichen und stillen Bereitschaft, Verantwortung im Dekanat wahrzunehmen und seit Jahren in selbstloser Weise die Kranken im Krankenhaus Hechingen zu betreuen*“. Zum 1. November 1986 trat Pfarrer Müßle nach 48 Jahren aktivem Dienst als Priester in den Ruhestand. Er zog in die nicht besetzte Pfarrei Hausen i. T. bei Beuron und half dort nach Kräften in der Seelsorge aus, bis sein gesundheitlicher Zustand ihn zwang, 2002 in das Josefinenstift in Sigmaringen umzuziehen. Dort starb er am 2. März 2008, nach beinahe siebzig Jahren als Priester. Er wurde am 6. März 2008 auf eigenen Wunsch in seiner zweiten Heimat, in der Pfarrei St. Marien in Hechingen-Weilheim beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Noe Eduard

Geb. 20. 6. 1928 in Weisbach/Odenwald; Januar 1949 Spätberufenschule der Oblaten des heiligen Franz von Sales in Hirschberg in Oberbayern; Juli 1949 Noviziat ebd.; 1951 Studium in Eichstätt und Freiburg; 1953 Abbruch des Noviziats; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 26. 6. 1957 Vikar in St. Trudpert; 6. 5. 1958 Vikar in Löffingen; 20. 5. 1959 Vikar in Waibstadt; 28. 8. 1963 Pfarrverweser in Waldmühlbach; 21. 6. 1964 Pfarrer in Waldmühlbach; 28. 11. 1973 Pfarrer in Malsch bei Wiesloch; 15. 4. 1991 Ruhestand in Billigheim-Allfeld, zugleich Subsidiar; 30. 6. 2006 Ruhestand in Billigheim-Allfeld; Januar 2008 Ruhestand in Buchen-Waldhausen; gest. 29. 4. 2008 in Buchen-Waldhausen; beerd. 2. 5. 2008 in Billigheim-Allfeld.

Eduard Noe wurde am 20. Juni 1928 als Sohn des Waldarbeiters Ferdinand Noe und der Frieda, geb. Eppel, in Weisbach im mittleren Odenwald geboren. Dort wuchs er im Kreis von acht Geschwistern auf und besuchte von 1935 bis 1943 die Volksschule. In dieser Zeit wurde in Noe der Gedanke des Priestertums wach. 1943 trat er in das Gymnasialkonvikt St. Konradhaus in Konstanz ein und blieb dort bis zur kriegsbedingten Schließung. Die Kriegsjahre waren hart für die Familie. Vier der sechs Brüder Noes fielen in Polen, Russland und Frankreich. Als nach dem Krieg die Erzbischöflichen Konvikte wieder eröffnet wurden, zog Noe in das näher gelegene Rastatt um. Die insgesamt schwachen Leistungen des Jungen ließen erwarten, dass er mit der Abiturprüfung Schwierigkeiten haben könnte, und daher beschlossen er und zwei Schulkameraden, zum Januar 1949 in die Spätberufenschule der „Oblaten des heiligen Franz von Sales“ in Hirschberg bei Weilheim in Oberbayern zu wechseln, wo er ein halbes Jahr später in das Noviziat der Kongregation aufgenommen wurde. Im Sommer 1953 beendete er die humanistischen Studien mit dem so genannten Ordensabitur und konnte so in Eichstätt Philosophie und Theologie studieren. In dieser Zeit entschied er sich, nun doch Weltpriester werden zu wollen, und verließ den Orden. Er fand Aufnahme in seiner Heimatdiözese und setzte in Freiburg seine philosophisch-theologischen Studien fort. Nach dem Abschluss seiner Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter wurde Eduard Noe am 2. Juni 1957 mit 40 weiteren Diakonen, darunter der spätere Erzbischof Oskar Saier, durch Erzbischof Eugen Seiterich in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter zum Priester geweiht.

Seine Vikarszeit führte den Neupriester nach St. Trudpert, Löffingen und Waibstadt. Gewissenhaft und eifrig versah er seinen Dienst und konnte so, durch die Kaplansjahre gut vorbereitet, zum 28. August 1963 als Pfarrverweser seine erste selbstständige Seelsorgestelle in Waldmühlbach – mit der Filiale Katzental – übernehmen. Im Juni des darauffolgenden Jahres, nach der Präsentation durch den Fürsten von Leiningen und nach der Ernennung durch Erzbischof Hermann Schäufele, wurde Noe auf die Pfarrei investiert. Er gewann schnell das Vertrauen seiner Gemeinde und erkannte auch die baulichen Notwendigkeiten, ließ Kirche und Pfarrhaus erneuern und die Sakristei erweitern. Nach zehnjähriger Tätigkeit in Waldmühlbach wechselte Pfarrer Noe auf die Pfarrei Malsch bei Wiesloch. Dort setzte er die bei einem Brand zerstörte Pfarrkirche St. Juliana instand, ließ das Pfarrhaus umbauen, das Pfarrheim erweitern und die Orgel renovieren. Für Aufsehen über die Region hinaus sorgte 1981 eine Auseinandersetzung zwischen Pfarrer Noe und der KJG auf der einen und einem Mitglied der KJG – das zugleich Mitglied der SPD war – und dem Ortsverein der SPD auf der anderen Seite. Pfarrer Noe warf dem jungen Mann vor, er sei „*Mitglied einer*

Vereinigung, deren Überzeugungen nicht mit dem Christentum übereinstimmten“. Dabei ging es um tatsächliche oder angebliche Äußerungen eines Malscher Lehrlings zu den Themen aktive Sterbehilfe, Abtreibung, vorehelicher Geschlechtsverkehr und zum Wahrheitsgehalt der Bibel. Die St. Franziskusgruppe in Malsch schloss den jungen Mann mit dem Segen von Pfarrer Noe aus ihren Reihen aus. Im Gemeindeblatt und mit Flugblättern wurde die Auseinandersetzung an die Öffentlichkeit getragen; sowohl regionale als auch überregionale Zeitungen berichteten über die Angelegenheit (z. B. Die ZEIT, 27. 2. 1981). Die Heftigkeit, mit der die Auseinandersetzung geführt wurde, und der Umstand, wie eisern beide Seiten auf ihren Standpunkten beharrten, überrascht rückblickend. Aber so hoch die Wellen auch schlugen, nach relativ kurzer Zeit verebbten sie wieder.

Im Jahre 1990 musste Pfarrer Noe um seine Zuruhesetzung bitten. Schon mehr als 25 Jahre hatte er zu diesem Zeitpunkt mit schweren gesundheitlichen Beeinträchtigungen zu kämpfen gehabt. Erzbischof Oskar Saier nahm den Verzicht auf die Pfarrei Malsch zum 15. April 1991 an. Noe verbrachte seinen Ruhestand in Billigheim-Allfeld und half noch regelmäßig bis zum Jahre 2006 als Subsidiar in seiner einstigen Gemeinde Billigheim-Waldmühlbach und in Billigheim in der Seelsorge aus. Im Januar 2008 zog er in das Caritas-Altenheim in Waldhausen, wo er am 29. April 2008 starb. Er wurde am 2. Mai 2008 in Billigheim-Allfeld beerdigt. Jürgen Brüstle

Plewnia Josef

Geb. 23. 2. 1932 in Kiefernrode/Oberschlesien; ord. 29. 6. 1956 in Oppeln; Vikar in Rachowitz, Walzen, Brinnitz, Tischow und Jasienica; 29. 7. 1968 Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland; 10. 9. 1968 Vikar in Lauf; 29. 4. 1970 Pfarrverweser in Immendingen-Hattingen und Mauenheim; 8. 10. 1975 Pfarrkurat in Mudau-Scheidental und Mitpastoration von Mudau-Schlossau; 26. 6. 1980 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg; 5. 10. 1988 Pfarradministrator in Karlsdorf-Neuthard (St. Sebastian); 15. 9. 1989 Altenseelsorger in Eppingen; 1. 12. 1997 Ruhestand in Berlin und Kiefernrode; gest. 21. 1. 2008 in Berlin; beerd. 11. 2. 2008 in Berlin, St.-Pius-Friedhof.

Josef Plewnia wurde am 23. Februar 1932 in Kiefernrode im Regierungsbezirk Oppeln in Oberschlesien geboren. Im ober-schlesischen Kreuzburg besuchte er zunächst die Volksschule und das deutsche Gymnasium, musste aber auf das polnische Gymnasium wechseln und legte dort im Jahre 1951 sein Abitur ab. In Neisse studierte er von 1951 bis 1954 Philosophie und Theologie und schloss seine Ausbildung von 1954 bis 1956 in Oppeln ab. Die Priesterweihe empfing er am 29. Juni 1956 in Oppeln. Es folgten Vikarsjahre in Rachowitz, Walzen, Brinnitz, Tischow und Jasienica. Die Zeit als Vikar wurde zweimal durch mehrmonatige Haftzeiten unterbrochen. Über die Gründe für die Verhaftungen liegen unterschiedliche Angaben vor. Im Oktober 1963 geriet er in Krakau mit den dortigen polnischen Jesuiten so sehr in Streit, dass der Bischof, als er von dem Vorfall erfuhr, ihn aus dem Dienst entließ. Josef Plewnia lebte fortan wieder bei seiner Mutter und durfte in seinem Heimatort zelebrieren und beim Religionsunterricht aushelfen. In dieser Zeit reifte in ihm der Entschluss, nach Deutschland auszureisen, und er beantragte seine Ausreise. Nachdem er die Genehmigung erhalten hatte, reiste er im Juli 1968 ohne die Einwilligung seines Bischofs und hatte sich so die „Suspensio ipso facto“ zugezogen. Nach Rücksprache mit Plew-

nias Heimatdiözese absolvierte der Bischof von Hildesheim den Priester von der Suspension und Plewnia fand Aufnahme in der Erzdiözese Freiburg.

Zum 10. September 1968 trat er eine Stelle als Vikar in Lauf bei Achern an und zum 29. April 1970 wurde er als Pfarrverweser nach Immendingen-Hattingen mit Mauenheim angewiesen. Es kam erneut zu in den Akten nicht näher genannten Schwierigkeiten und das Erzbischöfliche Ordinariat entpflichtete Pfarrverweser Plewnia im Februar 1975 von der Verwaltung der Pfarreien. Er zog vorübergehend in das Provinzhaus der Kreuzschwester in Hegne. Im Oktober 1975 wurde er dann als Pfarrkurat nach Mudau-Scheidental angewiesen, und damit oblag ihm auch die Mitpastoration von Mudau-Schlossau. In diese Zeit fällt auch seine Inkardination am 26. Juni 1980. Mitte der 1980er-Jahre kam es zu Differenzen zwischen Pfarrer Plewnia auf der einen und großen Teilen der Gemeinde auf der anderen Seite, die sich bis 1988 so zuspitzten, dass er im Herbst die Gemeinde in Mudau-Scheidental und Mudau-Schlossau verließ und nach Karlsdorf-Neuthard angewiesen wurde. Nach einem knappen Jahr wechselte er nach Auseinandersetzungen mit einem erheblichen Teil der Gemeinde als Altenseelsorger nach Eppingen, wo er bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand im Jahre 1997 blieb.

Die passenden Worte für einen Nachruf auf Josef Plewnia zu finden, fällt nicht leicht. Er war sicherlich kein einfacher Mensch, sondern hatte so viele Ecken und Kanten, dass er nahezu überall aneckte. Das für ihn als Seelsorger vielleicht größte Problem war, dass er keinen wirklichen Kontakt zu den Menschen in seinen Gemeinden fand. Er wollte vor allem Pfarrherr sein, das Zugehen auf die Menschen hingegen fiel ihm schwer. Die Langmut, mit der sich das Erzbischöfliche Ordinariat um Unterstützung und Verständnis für ihn bemühte und die seitenlangen und oft recht wirren Schreiben beantwortete, beeindruckt. Zugleich aber, und das ist sein bleibendes Verdienst, war Pfarrer Plewnia stets aufrichtig bemüht, sich zum Segen der Menschen einzusetzen. Im Bereich des Gottesdienstes und der Kasualien war ihm nichts zu viel. Nach seiner Zuruhesetzung lebte Plewnia fortan je ein halbes Jahr in Berlin und in seiner Heimat Kiefernrode. An der Philosophischen Fakultät der Universität Oppeln nahm er ein Promotionsstudium auf. Das Thema der Arbeit lautete *„Die autochthonische Bevölkerung des Oppelner Schlesiens als Brücke zwischen dem polnischen und dem deutschen Volk“*. Plewnia starb am 21. Januar 2008 in Berlin und wurde am 11. Februar 2008 auf dem St.-Pius-Friedhof in Berlin beerdigt. Jürgen Brüstle

Ruby Johannes, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 9. 8. 1917 in Köln; Dezember 1939 bis Januar 1946 Kriegsdienst und Gefangenschaft; ord. 27. 6. 1948 in St. Peter; 20. 7. 1948 Vikar in Villingen (St. Fidelis); 28. 4. 1954 Vikar in Schopfheim; 22. 9. 1955 Vikar in Weil am Rhein (St. Peter und Paul); 1. 4. 1957 Kurat in Weil am Rhein (Zum guten Hirten); 12. 4. 1964 Pfarrer dasselbst; 1. 10. 1969 Pfarrer in Todtnau; 10. 12. 1984 Geistlicher Rat ad honorem; 15. 10. 1993 Ruhestand und Subsidiar in Bad Dürrenheim-Hochemmingen; 1. 3. 2008 Ruhestand in Villingen (Altenheim St. Lioba); gest. 21. 4. 2008 in Villingen, beerd. 25. 4. 2008 in Todtnau.

Johannes Josef Ruby wurde am 9. August 1917 als Sohn des Dr. Joseph Ruby und dessen Ehefrau Elisabeth, geb. Poensgen, in Köln geboren. Im Dezember 1919 zog die

ganze Familie nach Freiburg im Breisgau. Johannes Ruby wuchs mit elf Geschwistern in einem treu katholischen Elternhaus auf – er und fünf seiner Brüder ergriffen den Priesterberuf. Die Mutter und der Vater waren in der Katholischen Aktion aktiv, Johannes selbst wurde Mitglied im Bund Neudeutschland. Nach dem Besuch der Volksschule wechselte er auf das Bertholdgymnasium und legte im Jahre 1937 das Abitur ab. Dass er den Priesterberuf ergreifen wollte, stand für ihn fest, und so nahm er zum Wintersemester 1937/38 das Studium der Philosophie und der Theologie an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg auf. Er konnte im Oktober 1939 noch die philosophisch-historische Vorprüfung ablegen, wurde aber dann zum 1. Dezember 1939 zum Kriegsdienst als Sanitäter in einer Pioniereinheit eingezogen. Er wurde in Frankreich, Russland und Italien eingesetzt, zweimal verwundet und mehrfach ausgezeichnet. Im April 1945 geriet er in Italien in amerikanische Gefangenschaft, aus der er im Januar 1946 wieder entlassen wurde. Er nahm unverzüglich sein Studium wieder auf und schloss es im Sommer 1948 in St. Peter ab. Schon damals waren seine hervorstechenden Charaktereigenschaften erkennbar. Der Direktor des Collegium Borromaeum und spätere Erzbischof von Freiburg, Dr. Hermann Schäufele, schrieb in seinem Skrutinalbericht: *„Er ist von idealer Gesinnung und ein Feind von Kompromissen.“* Die Seminarkonferenz in St. Peter ergänzte: *„Zielbewusst und entschieden, offen und gerade und überall hilfsbereit.“*

Johannes Ruby wurde am 27. Juni 1948 in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter mit 23 weiteren Diakonen durch Kapitularvikar und Weihbischof Wilhelm Burger zum Priester geweiht. Am 20. Juli 1948 trat er seine erste Vikarstelle in Villingen (St. Fidelis) an. In den Jahren in Villingen machte er sich mit den Aufgaben der praktischen Seelsorge vertraut und hatte ein gerüttelt Maß an Arbeit – zeitweise allein 28 Wochenstunden Religionsunterricht. Trotzdem war er seinem Prinzipal auch in der Gemeinde eine große Hilfe, bereitete seine Predigten gewissenhaft vor und arbeitete eifrig in der Standesseelsorge. Zum 28. April 1954 wurde Ruby nach Schopfheim angewiesen, wo er sich ebenfalls bewährte. Schon nach anderthalb Jahren wurde er nach Weil am Rhein geschickt, da man bereits andere Pläne mit ihm hatte. In Weil, in der Pfarrei St. Peter und Paul, arbeitete er seit dem 22. September 1955 zunächst als Vikar, bevor er am 1. April 1957 als Kurat nach Weil-Friedlingen (Zum guten Hirten) angewiesen wurde. Am 12. April 1964 wurde Johannes Ruby auf die Pfarrei investiert und somit ihr erster Pfarrer. Es war eine arbeitsreiche Gemeinde, galt es doch, Standesorganisationen aufzubauen, den Bau von Kirche und Pfarrhaus sowie des Kindergartens zu leiten und unzählige Hausbesuche zu machen. Zudem engagierte sich Pfarrer Ruby als Dekanatmännerseelsorger über seine Pfarrei hinaus und arbeitet mit elsässischen Pfarrern zusammen, um den Gedanken der Völkerverständigung zu fördern. Nach vierzehn Jahren segensreicher Arbeit in Weil bewarb sich Johannes Ruby im Sommer 1969 erfolgreich um die Pfarrei Todtnau. Die Investitur erfolgte am 19. Oktober 1969. Vierundzwanzig Jahre arbeitete Ruby in Todtnau zuverlässig, zielstrebig und mit der notwendigen Aufgeschlossenheit für die Sorgen und Anliegen der Menschen, und die Menschen spürten, dass er hinter dem stand, was er verkündete. Zugleich kümmerte er sich um die notwendigen Baulichkeiten in Todtnau und gestaltete auch das Stadtbild mit.

Erzbischof Oskar Saier würdigte das Engagement des Seelsorgers und ernannte ihn im Dezember 1984 zum Geistlichen Rat ad honorem. Die Stadt Todtnau dankte Ruby für seinen Einsatz, indem sie ihm 1987 die Bürgermedaille verlieh. Im Oktober 1993

trat Pfarrer Ruby in den Ruhestand. Nach einer Absprache mit dem Erzbischöflichen Ordinariat und Mitbrüdern zog er in das leer stehende Pfarrhaus in Bad Dürkheim-Hochemmingen, um dort in der Seelsorge aushelfen zu können. Dort feierte er bis Ostern 2006 regelmäßig mit der Gemeinde die heilige Eucharistie, danach noch immer, wenn er gebraucht wurde. Im Februar 2008 zog er schließlich mit seiner Haushälterin Antonie Mink, die ihm seit vielen Jahren den Haushalt besorgte, in das Altenheim St. Lioba in Villingen. Dort starb er am 21. April 2008 und wurde am 25. April 2008 auf dem Friedhof in Todtnau beigesetzt. Jürgen Brüstle

Saier Oskar, Dr. iur. can., Dr. theol. h. c., Erzbischof

Geb. 12. 8. 1932 in Wagensteig; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; Juli 1957 Ferienvertretung in Löffingen-Reiselfingen; 1. 8. 1957 Vikar in Mosbach (St. Cäcilia); 30. 10. 1962 Vikar in Freiburg (St. Johann); April 1963 Studium am Kanonistischen Institut der Universität München; 1970 Promotion; 1. 8. 1970 Regens des Priesterseminars St. Peter; 7. 4. 1972 Titularbischof von Rubikon und Weihbischof im Erzbistum Freiburg (Konsekration 29. 6. 1972); 7./15. 3. 1978 Erzbischof von Freiburg (Amtseinführung 3. Mai 1978); 1979–1998 Leiter der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz (DBK); 1984–1999 Mitglied der Päpstlichen Kongregation für den Klerus; 1987–1999 stellvertretender Vorsitzender der DBK; 1. 7. 2002 Emeritierung; gest. 3. 1. 2008 in Freiburg; beerd. 10. 1. 2008 in der Bischofsgruft des Freiburger Münsters.

Siehe den ausführlichen Nachruf in FDA 127 (2007), S. 5–11.

Christoph Schmider

Salzmann Hans-Georg

Geb. 22. 9. 1919 in Berlin; Juni 1940 bis März 1946 Kriegsdienst und Gefangenschaft; ord. 31. 7. 1949 in Berlin; 1949 bis 1950 Vikar in Berlin-Weißensee (St. Joseph); 1950 bis 1952 Vikar in Berlin-Friedrichshain (St. Antonius); 1952 bis 1955 Vikar in Greifswald; 1955 bis 1962 Pfarrkurat in Zingst/Darß; 1962 bis 1968 Pfarrer in Berlin-Baumschulenweg (St. Anna); 1968 bis 1984 Pfarrer in Berlin-Adlershof (Christus König); 1972 bis 1978 Dekan im Dekanat Berlin-Köpenick; 1. 11. 1984 Ruhestand; April 1986 Ruhestand in Tengen-Watterdingen; 1. 4. 1990 Ruhestand in Singen, Liebfrauen; gest. 6. 10. 2008 in Singen; beerd. 10. 10. 2008 in Singen.

Pfarrer Hans-Georg Salzmann kam erst als Pensionär aus Ost-Berlin in das Erzbistum Freiburg. Über seine Jahre als Vikar und als Pfarrer in der DDR-Diktatur ist daher wenig bekannt. Fest steht jedoch, dass die Arbeit durch verschiedene Umstände erschwert war. Zum einen ist hier die schon lange bestehende Diasporasituation zu nennen, zum anderen bestand für die Menschen und die Kirche stets die Gefahr staatlicher Repressalien, denn die in der DDR-Verfassung zugestandene Religionsfreiheit gab es in der Realität nicht. Gerade unter jungen Menschen, die schon früh dem Gift des atheistischen Marxismus-Leninismus ausgesetzt waren, war eine fruchtbare seelsorgerliche Arbeit schwierig, zumal sie mit erheblichen gesellschaftlichen Nachteilen zu rechnen hatten, wenn sie nicht dem latenten Zwang zur Jugendweihe statt der

Erstkommunion oder der Konfirmation stattgaben. Geboren wurde Salzmann am 22. September 1919 in Berlin, wo er auch aufwuchs. Nach dem Besuch der Volksschule wechselte er 1930 auf das Canisius-Kolleg, die Schule der Jesuiten am Lietzensee. Nach dem Abitur im Jahre 1938 leistete er seinen sechsmonatigen Arbeitsdienst ab und nahm im November 1938 das Studium der Theologie in Breslau auf. Bei Kriegsbeginn ging er für zwei Trimester an die Philosophisch-Theologische Hochschule Fulda, um an Ostern 1940 für sein fünftes Trimester wieder nach Breslau zu gehen. Allerdings wurde er schon im Juni 1940 zur Wehrmacht eingezogen und geriet im November 1944 in britische Gefangenschaft. Im März 1946 wurde er entlassen und nahm im folgenden Mai sein Studium in Fulda wieder auf. Am 31. Juli 1949 wurde er durch den Berliner Kardinal Konrad Graf von Preysing in Berlin zum Priester geweiht.

Es folgten nun Jahre als Vikar in Berlin-Weißensee (St. Joseph), Berlin-Friedrichshain (St. Antonius) und in Greifswald, bis er im Jahre 1955 als Kurat nach Zingst auf dem Darß angewiesen wurde. Im Jahre 1962 erhielt er seine erste Pfarrei übertragen, St. Anna in Berlin-Baumschulenweg, und wechselte 1968 auf die Pfarrei Christus König in Berlin-Adlershof. In den Jahren 1972 bis 1978 war er zugleich Dekan des Dekanats Berlin-Köpenick. Zum 1. November 1984 wurde er auf eigenen Wunsch in den Ruhestand versetzt und zugleich bis zu seiner Ausreise in die Bundesrepublik zum Administrator der Pfarrei Christus König in Berlin-Adlershof bestellt. Die Ausreise war von Pfarrer Salzmann schon lange geplant gewesen. Sein Vater stammte aus der Gegend von Singen, und dort stand Pfarrer Salzmann das Haus eines verstorbenen Onkels zur Verfügung. Er kam mit seiner Haushälterin Elisabeth Prilla im April 1986 nach Deutschland und in die Erzdiözese Freiburg. Hier zog er zunächst in das Pfarrhaus von Tengen-Watterdingen, wo er in der Pfarrei als Subsidiar aushalf. Im Frühjahr 1990 zog er nach Singen, wo er, ebenfalls als Subsidiar, in der Pfarrei Liebfrauen aushalf. Auch in der Pfarrei Herz Jesu und im Altenheim St. Anna wurde er als tüchtiger Seelsorger geschätzt. Pfarrer Salzmann starb am 6. Oktober 2008 in Singen und wurde dort am 10. Oktober 2008 beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Sauer Heinz Erwin Anton

Geb. 4. 12. 1930 in Balzfeld; 1945 bis 1950 Ausbildung und berufliche Tätigkeit als Schlosser; ord. 11. 6. 1962 in Walldürn; 10. 7. 1962 Vikar in Walldorf bei Wiesloch; 18. 10. 1962 Vikar in Ettlingen (Herz Jesu); 10. 1. 1963 Vikar in Mingolsheim; 6. 7. 1963 Vikar in Forst; 1. 9. 1968 Religionslehrer in Karlsruhe, Mitarbeit in der Pfarrei St. Bonifatius (bis 1970); 15. 8. 1992 Ruhestand in Linkenheim, Mitarbeit in Blankenloch (St. Josef), und Spöck (St. Georg); gest. 2. 4. 2008 in Linkenheim; beerd. 7. 4. 2008 in Wertheim.

Heinz Sauer Weg zum Priestertum verlief über Umwege, und er war lang und hart. Geboren in Balzfeld am 4. Dezember 1930 als Sohn des Angestellten Simon Sauer und dessen Ehefrau Adelheid besuchte er zunächst die Volksschule in Wiesloch und dann in Wertheim. Im Herbst 1941 trat er in die Oberschule in Wertheim ein, die 1945 kriegsbedingt geschlossen wurde. Zu dieser Zeit galt sein Vater als vermisst und meldete sich erst später aus der Gefangenschaft. Heinz Sauer glaubte, nun nicht länger zur Schule gehen zu können, sondern einen Beruf erlernen und seine Familie unterstützen

zu müssen. Er begann daher im Juli 1945 eine Schlosserlehre in Wertheim und legte 1948 die Gesellenprüfung ab. Anschließend arbeitete er noch bis 1950 als Schlossergeselle. Zu dieser Zeit hatte er sich entschieden, den Priesterberuf zu ergreifen und trat im Herbst 1950 in das Spätberufenseminar der Pallottiner in Hersberg am Bodensee ein. Von Januar 1952 bis Ostern 1953 setzte er seine schulische Ausbildung in Limburg fort. Nachdem er nun die mittlere Reife erreicht hatte, trat er in die Obersekunda des Gymnasiums Wertheim ein. Sauers Heimatpfarrer und Religionslehrer, Prof. Dr. Anton Nohe, schrieb im pfarramtlichen Sittenzeugnis für das Collegium Borromaeum, Sauers Familie lebe seit dem Tod des Vaters 1954 in ärmlichsten Verhältnissen. Da die Mutter ebenfalls erkrankt war, musste Heinz Sauer in den Ferien und durch Nachhilfeunterricht mithelfen, die Familie zu ernähren. Trotzdem schaffte er es, im Frühjahr 1956 ein gutes Abitur abzulegen und nahm das Theologiestudium in Freiburg auf. Die Regentenkonferenz des CB war jedoch 1959 der Meinung, sie habe noch nicht die *„moralische Gewißheit über die Eignung des Kandidaten“* zum Priesterberuf und schlug vor, Sauer solle ein katechetisches Jahr absolvieren, damit beide Seiten sich über seine charakterliche Eignung ein klareres Bild verschaffen könnten. Sauer lehnte dies nicht ab, war aber der Meinung, er müsse, gerade mit Blick auf sein Alter, zunächst sein Studium zum Abschluss bringen. Er wollte nach dem Examen *„ein Jahr als Katechet [...] wirken, frei von der Sorge, keinen Berufsabschluss zu haben“*. Da keine Einigung zu Stande kam, musste er aus der Reihe der Priesteramtskandidaten ausscheiden. Er ging nach Münster in Westfalen und schloss dort erfolgreich sein Studium ab.

Im Sommer 1960 kehrte er in das Erzbistum Freiburg zurück und bewarb sich um eine Verwendung als Katechet. Das Ordinariat wies ihn zum 5. September nach Pforzheim (St. Franziskus) an. Er erteilte Religionsunterricht in den Volks- und Berufsschulen und der Landwirtschaftsschule. Weiter half er zur Zufriedenheit seines Prinzipals in der übrigen Seelsorge aus. Zum Sommersemester 1961 wurde er wieder unter die Theologen der Erzdiözese Freiburg aufgenommen und nach Abschluss seiner Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter im Schwarzwald wurde Sauer mit vier weiteren Diakonen in der Basilika zu Walldürn durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht. Es folgten Vikarstellen in Walldorf, Ettlingen, Mingsheim und Forst, wo Sauer Erfahrungen in der praktischen Seelsorge machte. Diese Jahre waren auch von gravierenden gesundheitlichen Schwierigkeiten geprägt, und zudem stellte sich erneut die Frage, ob er die richtige priesterliche Berufsauffassung habe. Die Zusammenarbeit mit den Vorgesetzten und auch allgemein Sauers Verhalten besserten sich auf seiner letzten Stelle in Forst, aber es zeigte sich, dass er – auch aufgrund seiner bisherigen Biografie – eher als Religionslehrer an einer Berufsschule geeignet war denn als Gemeindepfarrer. Zum 1. September 1968 wurde Heinz Sauer als hauptamtlicher Religionslehrer an die Gewerbeschule I in Karlsruhe angewiesen. Daneben sollte er in der benachbarten Gemeinde St. Bonifatius an den Wochenenden aushelfen. Später half er auch in anderen Pfarreien aus und erteilte zusätzlich schwer erziehbaren Jugendlichen am Landesjugendheim in Flehingen Religionsunterricht. Im Sommer 1992 wurde Heinz Sauer aus gesundheitlichen Gründen von seinem Dienst als Religionslehrer entpflichtet. Er verbrachte seinen Ruhestand in Linkenheim, wo er schon viele Jahre wohnte, und half dort sowie in den umliegenden Gemeinden in der Seelsorge aus. Er starb am 2. April 2008 in Linkenheim und wurde am 7. April 2008 auf dem Bergfriedhof in Wertheim beerdigt. Jürgen Brüstle

Schlosser Hanspeter Hugo, Dr. theol.,
Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 30. 3. 1936 in Karlsruhe; ord. 4. 6. 1961 in Freiburg; 30. 6. 1961 Vikar in Ichenheim; 1. 8. 1961 Vikar in Lauf; 1. 2. 1962 Vikar in Bruchhausen; 10. 4. 1962 Vikar in Offenburg (Hl. Dreifaltigkeit); 8. 4. 1964 Vikar in Freiburg (St. Johann), und Studium an der Universität Freiburg; 1. 4. 1967 Wissenschaftlicher Assistent am Seminar für christliche Archäologie und Kunstgeschichte; 14. 6. 1968 Prosynodalrichter; 1. 4. 1972 Religionslehrer in Neustadt; 5. 5. 1972 Promotion zum Dr. theol.; 12. 6. 1973 Ernennung zum Studienrat und Übernahme in den Landesdienst auf Lebenszeit; August 1974 Oberstudienrat; 1. 1. 1981 zusätzlich Pfarrverweser in Lenzkirch-Saig; 13. 12. 1983 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 2. 1986 Religionslehrer in Villingen; 26. 8. 1986 Religionslehrer am Englischen Institut in Heidelberg (vom Landesdienst beurlaubt); 17. 8. 1987 Religionslehrer in Esslingen (wieder im Landesdienst); 31. 7. 1999 Ruhestand in Plochingen a. N. und regelmäßige Mitarbeit in Plochingen (St. Konrad), zugleich Präses der Mesner im Dekanat Esslingen-Nürtingen; gest. 31. 3. 2008 in Esslingen; beerd. 4. 4. 2008 in Plochingen.

Hanspeter Hugo Schlosser wurde am 30. März 1936 als Sohn des Regierungsrats Dr. Ernst Schlosser und seiner Ehefrau Emma, geb. Antoni, in Karlsruhe geboren. Er besuchte die Volksschule in Straßburg und in Lahr/Schwarzwald und trat im September 1946 in das humanistische Scheffel-Gymnasium in Lahr ein. Dort legte er im Frühjahr 1956 die Reifeprüfung ab und nahm das Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg auf. Hier zeigte sich bald sein besonderes Interesse für christliche Archäologie, dass von Prof. Dr. Johannes Kollwitz gefördert wurde und nicht unwesentlich zu dem Wunsch, im Fach christliche Archäologie zu promovieren, beigetragen hat. Nach Abschluss seiner Studien in St. Peter im Schwarzwald wurde Hanspeter Schlosser mit 25 Mitbrüdern am 4. Juni 1961 im Freiburger Münster durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht. Schlosser wollte bereits zu diesem Zeitpunkt in Archäologie promovieren, aber sowohl im Collegium Borromaeum als auch im Priesterseminar St. Peter war man sich darüber einig, dass er zunächst Erfahrung in der praktischen Arbeit sammeln solle. Sein Vikarsdienst führte ihn zum 30. Juni 1961 nach Ichenheim und schon zum 1. August desselben Jahres weiter nach Lauf. Es folgten weitere Versetzungen nach Bruchhausen und Offenburg (Hl. Dreifaltigkeit), wo Schlosser sich in die praktische Seelsorge einarbeiten konnte. Er erwies sich als tüchtiger, gewissenhafter und gewandter Seelsorger. Die Dienstzeugnisse seiner Prinzipale fielen überaus positiv aus. Zum 8. April 1964 wurde der junge Vikar schließlich nach Freiburg (St. Johann) angewiesen, damit er an der Universität Freiburg sein Studium fortsetzen konnte. Er bewährte sich und Prof. Dr. Johannes Kollwitz bot ihm eine Assistentenstelle an. Das Erzbischöfliche Ordinariat beurlaubte den Vikar für zwei Jahre, damit dieser sich auf dem Gebiet der Kunstgeschichte fortbilden und seine Dissertation zum Abschluss bringen konnte. Zugleich wurde der Doktorand im Juni 1968 zum Prosynodalrichter am Erzbischöflichen Offizialat ernannt.

Die Fertigstellung der Doktorarbeit verzögerte sich, da Prof. Kollwitz 1968 verstarb und Schlosser plötzlich ein großes Arbeitspensum am Institut zu bewältigen hatte. Als er im Mai 1972 zum Dr. theol. promoviert wurde, wirkte er bereits seit dem 1. April 1972 am Gymnasium in Neustadt als hauptamtlicher Religionslehrer. Bereits ein Jahr später erfolgte die Übernahme in den Landesdienst auf Lebenszeit und im

August 1974 die Beförderung zum Oberstudienrat. Pfarrer Schlosser war zeit seines Lebens ein eifriger Arbeiter, und so übernahm er in Neustadt zu seinem vollen Deputat am Gymnasium noch Stunden am Wirtschaftsgymnasium und ab Oktober 1973 die Aufgabe eines Geistlichen Beirates des Katholischen Deutschen Frauenbundes. Er half in Neustadt und Lenzkirch aus, übernahm die Seelsorge im Altenpflegeheim in Lenzkirch und leitete einen theologischen Arbeitskreis. Zum 1. Januar 1981 wurde ihm dann offiziell die Verwaltung der Pfarrei St. Johann in Lenzkirch-Saig übertragen – zusätzlich zu seinen sonstigen Aufgaben. Erzbischof Oskar Saier würdigte das Engagement von Pfarrer Schlosser im Dezember 1983 und ernannte ihn zum Geistlichen Rat ad honorem. Zum Februar 1986 wurde Hanspeter Schlosser auf eigenen Wunsch versetzt und kam an das Gymnasium am Hoptbühl in Villingen-Schwenningen. Für das Schuljahr 1986/87 ließ er sich beurlauben, um am Privatgymnasium „Englisches Institut“ in Heidelberg einen Lehrauftrag übernehmen zu können. Nach diesem Schuljahr wurde er auf seinen Antrag hin wieder in den Landesdienst zurückgenommen und – ebenfalls auf seinen Wunsch hin – in den Bereich des Oberschulamts Stuttgart versetzt. Zugleich wurde er von seinen Aufgaben als Geistlicher Beirat beim Katholischen Deutschen Frauenbund und von seinem Auftrag als Diözesanrichter beim Erzbischöflichen Offizialat entpflichtet. Als hauptamtlicher Religionslehrer am Schelztor-Gymnasium in Esslingen wirkte er bis zu seiner Pensionierung am 31. Juli 1999.

Seinen Ruhestand verbrachte Hanspeter Schlosser in Plochingen am Neckar, wo er regelmäßig in der Pfarrei St. Konrad aushalf. Zugleich war er Präses der Mesner und der Katholischen Arbeitnehmerbewegung im Dekanat Esslingen-Nürtingen. Er starb am 31. März 2008 im Krankenhaus in Esslingen und wurde am 4. April 2008 auf dem Waldfriedhof in Plochingen beerdigt. Vor allem in seiner Freiburger Zeit in der Pfarrei St. Johann, aber auch noch in Neustadt war Pfarrer Schlosser wissenschaftlich tätig. Er verfasste mehrere Beiträge für verschiedene Fachlexika wie das „Lexikon für Theologie und Kirche“, aber auch für die „Enzyklopädie des 20. Jahrhunderts“ im Brockhausverlag. Seine Dissertation trägt den Titel „Quellengeschichtliche Studie zur Interpretation des Leben-Moses-Zyklus bei den Vätern des 4. Jahrhunderts“ (Freiburg 1972).
Jürgen Brüstle

Seiberlich Alfred

Geb. 30. 7. 1928 in Busenbach; ord. 5. 6. 1955 in St. Peter; 1. 7. 1955 Vikar in Lauf; 2. 5. 1956 Vikar in Donaueschingen (St. Johann); 18. 5. 1956 Vikar in Mingolsheim; 10. 10. 1956 Vikar in Burladingen; 3. 9. 1958 Vikar in Villingen (St. Fidelis); 4. 3. 1959 Vikar in Gaggenau (St. Josef); 14. 3. 1961 Vikar in Wolfach; 25. 7. 1962 Pfarrverweser in Sickingen; 1964 Pfarrer ebd.; 1. 6. 1974 Mitpastoration von Oberderdingen-Flehingen; 1. 3. 2004 Ruhestand in Östringen; gest. 8. 6. 2008 in Bad Schönborn; beerd. 13. 6. 2008 in Sickingen.

Alfred Seiberlich war der Sohn des Spinnereimeisters Konrad Seiberlich und dessen Ehefrau Emma, geb. Müller. Er wuchs mit seinen vier Brüdern und einer Schwester in einer religiös geprägten Familie auf. Die Familie musste mehrere Schicksalsschläge hinnehmen. Der Vater starb 1942 im Alter von nur 44 Jahren, ein Bruder Alfred Seiberlichs galt seit der Schlacht um Stalingrad als vermisst. Seiberlich

besuchte in seinem Geburtsort Busenbach die Volksschule und wechselte nach der fünften Klasse auf das Realgymnasium in Ettlingen. Bereits zu dieser Zeit reifte in ihm der Wunsch, den Priesterberuf zu ergreifen. Da er dabei zunächst an einen Einsatz in der Mission dachte, wechselte er als Alumne auf das Missionskonvikt St. Heinrich in Donaueschingen. Das Studium wurde gegen Kriegsende durch seine Einberufung unterbrochen, und Seiberlich wurde zu Schanzarbeiten ins Elsass abkommandiert. Ende 1945 konnte er im Gymnasialkonvikt in Rastatt seine Studien fortsetzen und 1950 an der Lender'schen Lehranstalt sein Abitur ablegen. Anschließend studierte er in Freiburg und Würzburg Philosophie und Theologie. Nach Abschluss der pastoralpraktischen Ausbildung im Priesterseminar St. Peter wurde er mit 34 Mitbrüdern, darunter der ebenfalls aus Busenbach stammende Franz Bastian, am 5. Juni 1955 in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter durch Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht.

Es folgten Vikarstellen in Lauf, Donaueschingen (St. Johann), Mingolsheim, Burladingen, Villingen (St. Fidelis), Gaggenau (St. Josef) und Wolfach, bis er zum 25. Juli 1962 als Pfarrverweser auf seine erste eigenständige Stelle in Sickingen (St. Maria Magdalena) mit der Filiale Zaisenhausen angewiesen wurde. Im Jahre 1964 wurde er auf diese Pfarrei investiert. Im Juni 1974 übernahm er dazu die Mitpastoration von Oberdingen-Flehhingen. Hier wirkte Pfarrer Seiberlich bis zu seiner Zuruhesetzung zum 1. März 2004. In all den Jahren seines priesterlichen Dienstes wirkte er, wie Erzbischof Robert Zollitsch in seinem Glückwunschschreiben anlässlich des goldenen Priesterjubiläums schrieb, *„als zeitaufgeschlossener, zutiefst menschlicher Priester und Seelsorger“*. Zahlreichen Menschen sei er *„zu einem wichtigen Wegbegleiter und Wegweiser auf Christus hin geworden“* und habe es durch seine *„frohe Art“* verstanden, *„Brücken zu schlagen und die Menschen der beiden Pfarreien mehr und mehr zusammenzuführen“*. Auch den baulichen Aufgaben, die auf ihn zukamen – zu nennen wäre insbesondere der Bau der Filialkirche in Zaisenhausen mit einem Gemeindesaal im Untergeschoss – stellte sich Pfarrer Seiberlich bereitwillig. Seinen Ruhestand verbrachte er in Östringen. Er starb am 8. Juni 2008 in Bad Schönborn und wurde am 13. Juni 2008 in Sickingen beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Spath Emil Benedikt, Dompräbendar, Monsignore

Geb. 21. 3. 1931 in Schonach; ord. 5. 6. 1955 in St. Peter; 1. 7. 1955 Vikar in Schutterwald; 9. 1. 1956 Vikar in Waldkirch; 14. 3. 1956 Vikar in Rheinfeldern; 3. 9. 1957 Vikar in Mannheim (St. Sebastian); 14. 4. 1958 Präfekt im Konradhaus in Konstanz, zugleich Pastoration von Konstanz-Dingelsdorf; 13. 8. 1963 Dompräbendeverweser in Freiburg; 24. 9. 1963 Diözesandirektor des Päpstlichen Werks für Priesterberufe in Freiburg; 15. 9. 1964 Nationaldirektor des Päpstlichen Werks für Priesterberufe in Freiburg; 1. 4. 1968 Dompräbendar; 20. 5. 1968 Konsultor der Sacra Congregatio pro Institutione Catholica in Rom; 25. 9. 1973 Monsignore; 31. 8. 1989 Entpflichtung von den Aufgaben als Leiter der Arbeitsstelle Berufe der Kirche der Deutschen Bischofskonferenz; 1. 1. 1993 Entpflichtung von den Aufgaben als Dompräbendar und Ruhestand in Freiburg; gest. 23. 5. 2008 in Freiburg; beerd. 30. 5. 2008 in Schonach.

Emil Spath entstammte einer kinderreichen Familie, er hatte sieben Brüder und fünf Schwestern. Sein Vater Gustav hatte erheblich unter den Nationalsozialisten zu

leiden, da er in den Jahren 1933 bis 1945 keine Kompromisse einging und – wie die ganze Familie – treu zur Kirche stand. Emil Spath hegte schon sehr früh den Wunsch, Priester zu werden. Er besuchte zunächst die Volksschule in seinem Geburtsort Schonach, trat 1941 in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt in Freiburg ein und besuchte das Friedrich-Gymnasium. Im Jahre 1944 musste er kriegsbedingt in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt St. Konradhaus in Konstanz übersiedeln. Nach dem Abitur im Sommer 1950 nahm er das Theologiestudium in Freiburg auf und fiel bereits im Priesterseminar St. Peter als guter Prediger auf. Am 5. Juni 1955 wurde er mit 34 weiteren Diakonen, darunter sein Freund, der spätere Domkapitular Hermann Ritter, in der Seminarkirche in St. Peter durch Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht. In den folgenden Jahren wirkte er als Vikar in Schutterwald, Waldkirch, Rheinfeldern und Mannheim (St. Sebastian). Er konnte Erfahrungen in allen Bereichen der pastoralen Arbeit sammeln und zeigte besonderes Geschick bei der Arbeit mit Jugendlichen. Im April 1958 wurde er zum Präfekten des Konradhauses in Konstanz berufen, was in seinem Leben und Wirken eine bedeutende Weichenstellung bedeutete, denn im Fokus seiner Arbeit standen nun junge Menschen, die sich mit der Frage nach dem Priestertum beschäftigten. Er bewährte sich fünf Jahre lang auf seinem Posten und wurde als treuer, gewissenhafter und zuverlässiger Mitarbeiter geschätzt.

Im Jahre 1963 wurde Spath zum Dompräbendeverweser berufen und zum Diözesandirektor des Päpstlichen Werkes für Priesterberufe ernannt, ein Jahr später wurde ihm die Leitung des Päpstlichen Werkes für Priesterberufe in den Diözesen Deutschlands übertragen. Die Berufungspastoral wurde damit zu seiner zentralen und entscheidenden Lebensaufgabe. Er war 25 Jahre lang im Bereich Berufungspastoral tätig, und von Beginn an kam es ihm darauf an, den Blick nicht nur auf den Priesterberuf, sondern auf alle geistlichen Berufungen und kirchlichen Dienste zu lenken. Im Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils die Aufgabe der Weckung von geistlichen Berufen in der kirchlichen Öffentlichkeit bewusst zu machen, war ihm ein Anliegen, und von diesem Ansatz her verzahnte er die zentrale Arbeitsstelle „Berufe der Kirche“ mit der Arbeit der Diözesanstellen in der Bundesrepublik Deutschland. Dabei gab er der Bischöflichen Arbeitsstelle in Freiburg ihr Profil, und das auf seine Initiative zurückgehende „Informationszentrum für kirchliche Berufe“ wurde zu einem Impulsgeber für den ganzen deutschen Sprachraum. Es gelang ihm, die einzelnen Aufgabenfelder der heute geltenden Berufungspastoral zu entwickeln. Dazu gehörte und gehört, Information über die kirchlichen Berufe in der Öffentlichkeit zu verbreiten sowie eine vielseitige Beratung und Entscheidungshilfen für Suchende anzubieten. Im Zusammenhang mit seiner Arbeit hat Emil Spath eine Reihe von großen und kleinen Schriften veröffentlicht, Informationsschriften für kirchliche Berufe, Gebetsliteratur für Familien oder Schriften zur Glaubensvertiefung. Inspiriert wurde er von großen christlichen Vordenkern wie Hans Urs von Balthasar und Josef Pieper. Ihnen und Mutter Teresa war er, wie er später schrieb, *„in Dankbarkeit tief verbunden: für das Zeugnis unbeirrten Glaubens, das ich von ihnen empfang und vielfältig an andere übermitteln durfte“*. In seinen Schriften stellte Spath seinen Lesern herausragende Gestalten des Glaubens vor, darunter eben auch Mutter Teresa, die 1978 zum Katholikentag nach Freiburg anreiste und der er, anlässlich ihres zehnten Todestages im Jahre 2007, sein Buch *„BOT-SCHAFT DER LIEBE – Der Hauptturm des Freiburger Münsters“* widmete. Die geistliche Vorbereitung des Katholikentages war sicherlich einer der Höhepunkte seiner Tätigkeit als Leiter des Päpstlichen Werkes für Priesterberufe.

Im Jahre 1968 wurde Emil Spath zum Berater der Bischöflichen Kommission für Priesterfragen und wenig später zum Konsultor der Sacra Congregatio pro Institutione Catholica ernannt und zeigte auch hier großes Engagement. Der Heilige Vater würdigte seinen Einsatz im Jahre 1973 und ernannte ihn zum Monsignore. Bereits im Jahre 1968 hatte Erzbischof Hermann Schäufele Spath zum Präbendar an der Metropolitankirche ernannt, und somit war Emil Spath als Seelsorger und vor allem als Beichtvater am Münster unserer Lieben Frau tätig. Damit war der Grundstein für eine fruchtbare Publikationstätigkeit gelegt, die nach Spaths Zuruhesetzung ihren Anfang nahm. Seine große Liebe zum Freiburger Münster fand in einer ganzen Reihe von Publikationen Niederschlag, die sich dem Bauwerk, aber auch der Botschaft der Kirche widmeten. Es war ihm ein Anliegen, die Theologie in der christlichen Kunst den Betrachtern zu erklären. Seine Bücher waren daher auch, wie sein Freund Hermann Ritter im Vorwort zu Spaths letztem Buch „GABEN DER LIEBE – Wirksame Zeichen“ schrieb, keine „Informationsbroschüren“. *„Sie verlangen Stille und vermitteln dann jene innere Stille, die zum Leben hilft. Sie geben Hilfe zum Schauen und eröffnen im Geschauten eine ungeahnte Wirklichkeit des Glaubens. Sie führen zu Gott und regen an zum Sprechen mit ihm.“* Monsignore Emil Spath starb am 23. Mai 2008 nach längerer Krankheit in Freiburg und wurde am 30. Mai 2008 in Schonach beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Schriften (Auswahl):

- Offene Horizonte. Selbstfindung, Glaube, Engagement. Hrsg. v. Informationszentrum Berufe der Kirche. Freiburg 1971.
- Das Wirken des Geistes deuten. Würzburg 1979.
- Deutsche Glaubenszeugen: (zum Besuch d. Papstes). Hrsg. v. Emil Spath, Einf. von Kardinal Joseph Höffner. Mit Beitr. von Barbara Albrecht u. a. Freiburg (u. a.) 1980.
- Thema: Gemeinsames Priestertum – Priestertum des Dienstes. Mit Beitr. von Emil Spath, Paul Josef Cordes. Hrsg. v. Informationszentrum Berufe der Kirche. Freiburg: 1983 (Zur Pastoral der geistlichen Berufe 21).
- Das gesegnete Jahr: Bilder und Texte zum Kirchenjahr. Hrsg. v. Informationszentrum Berufe der Kirche, Red. Emil Spath. Freiburg 1986.
- „Der mich liebt und ruft.“ Das Kreuz offenbart Gottes Liebe. Hrsg. v. Informationszentrum Berufe der Kirche (Mit Beitr. von Emil Spath, Hans Urs von Balthasar, Klaus Hemmerle u. a.). Freiburg, Selbstverl., 1987 (Zur Pastoral der geistlichen Berufe 25).
- Zeichen der Liebe: Berufung im dreifachen Sinn. Hrsg. vom Informationszentrum Berufe der Kirche (Mit Beitr. von Emil Spath, Klaus Hemmerle, Hans Urs von Balthasar u. a.). Freiburg im Breisgau, Selbstverl., 1988 (Zur Pastoral der geistlichen Berufe 26).
- Gottes Werk: Vom Geheimnis der Schöpfung. 8 Bilder und Meditationen zum 1. Schöpfungsbericht der Bibel. Hrsg. v. Informationszentrum Berufe der Kirche (Red.: Emil Spath). Freiburg 1988.
- Gottes langer Weg: Bereitung des Neuen Bundes. 24 Bilder und Meditationen zum Alten Testament. Fortsetzung der Broschüre „Gottes Werk: Vom Geheimnis der Schöpfung; 8 Bilder und Meditationen zum Schöpfungsbericht“. Hrsg. v. Informationszentrum Berufe der Kirche (Red.: Emil Spath). Freiburg 1989.

- Geistliche Berufe: Damit alle an Gott glauben. Hrsg. v. Informationszentrum Berufe der Kirche (Mit Beitr. von Emil Spath, Peter Walter, Walter Kasper u. a.). Freiburg, Selbstverl., 1989.
- Wer aber ist Gott wirklich? Freiburg 1990.
- (Mit Hans Urs von Balthasar): Das Licht kam in die Welt. Die Hochaltarbilder des Freiburger Münsters. Freiburg 1990.
- Geheimnis der Liebe. Der Isenheimer Altar von Matthias Grünewald. Freiburg 1991.
- Denn Gott ist die Liebe. Freiburg 1991.
- (Red.): Das gesegnete Jahr: Bilder und Texte zum Kirchenjahr, erschließende Texte: Franz Huber. Hrsg. v. Informationszentrum Berufe der Kirche, Red. Emil Spath. – 2. Aufl.. Freiburg 1994.
- Isenheim. Der Kern des Altar-Retabels; Die Antoniterkirche. Freiburg 1997.
- Weg des Lebens: Schätze des Freiburger Münsters. Karlsruhe 1999.
- In Freiburg den „schönsten Turm der Christenheit“ bestaunen – und erkennen. In: FDA 120 (2000), S. 123–139.
- Jerusalem im Schwarzwald: Zur Geschichte der Pfarrei St. Urban in Schonach. In: FDA 121 (2001), S. 21–39.
- Das Hauptportal des Freiburger Münsters. / I – Tor des Himmels. In: FDA 121 (2001), S. 5–20. / II – Der wahre Weg. In: FDA 124 (2004), S. 5–40. / III – Die lange Bereitung. In: FDA 125 (2005), S. 5–68.
- Singende Bilder des Freiburger Münsters und des Isenheimer Altarretabels. In: FDA 122 (2002), S. 5–16.
- Das Tor zum Leben. Die Hauptportalhalle des Freiburger Münsters. 2. Aufl.. Lindenberg 2005.
- Herz des Alls. Die Frohe Botschaft. Lindenberg 2007.
- Kreuzweg – Gebete. Meditationen. Lindenberg (2007).
- Botschaft der Liebe: Der Hauptturm des Freiburger Münsters. Lindenberg 2007.
- Gaben der Liebe. Wirksame Zeichen. Lindenberg 2009.

Wellinger Wilhelm

Geb. 16. 3. 1920 in Schopfheim; ord. 2. 7. 1950 in St. Peter; 11. 8. 1950 Vikar in Schutterwald; 1. 8. 1951 Vikar in Richen; 13. 9. 1952 Vikar in Erzingen; 14. 11. 1952 Vikar in der Expositur Schomberg (Pfarrei Richen); 7. 9. 1954 Vikar in Mannheim-Neckarau; 9. 10. 1957 Pfarrverweser in St. Georgen im Schwarzwald; 22. 6. 1958 Pfarrer daselbst; 17. 4. 1969 Pfarrer in Wyhlen; 1. 9. 1981 Pfarrer in Klettgau-Grießen; 1. 8. 1987 Mitpastoration von Dettighofen-Baltersweil; 1. 10. 1988 Mitpastoration von Klettgau-Geißlingen; 1. 7. 1989 Ruhestand in Hohentengen-Lienheim; 1. 6. 1997 Ruhestand in Bad Dürheim, zugleich Hausseelsorger am Kurheim Sanatorium Bad Dürheim; 2005 Ruhestand im Pflegeheim Maria Frieden in Baden-Baden-Ebersteinburg; gest. 1. 3. 2008 in Baden-Baden; beerd. 7. 3. 2008 auf dem Klosterfriedhof in Bühl/Baden.

Wilhelm Wellinger wurde als zweiter von fünf Söhnen des Reichsbahnbeamten Fritz Wellinger und dessen Ehefrau Ida, geb. Wiederkehr, am 16. März 1920 in Schopfheim geboren. Er besuchte die Volksschule in Schopfheim, und weil er schon früh den

Wunsch hegte, als Ordenspriester in der Erzabtei Beuron zu leben, kam er auf eigenen Wunsch nach der siebten Klasse auf die Klosterschule der Benediktinerabtei Weingarten. Da der Schulbetrieb durch die Nationalsozialisten zunehmend beeinträchtigt wurde, musste der Junge nach zwei Jahren auf das Gymnasium in Ravensburg wechseln, wohnte aber weiter im Schülerheim der Abtei Weingarten. Aber bald übernahm der Staat das Schülerheim und die menschenverachtende Ideologie der Nationalsozialisten vergiftete auch das Denken vieler junger Menschen. Zudem stellte sie der neue Schulleiter vor die Wahl, in die Hitlerjugend einzutreten oder kein Abitur zu machen. Über Wellinger schrieb die Abtei nach dem Krieg: *„Der stark nationalsozialistische Zug der R[avens]b[ur]g[er] Schulleitung gab dem Schüler öfter Anlaß zu Erprobung und Bewährung seiner katholischen Gesinnung und Haltung.“* Im Frühjahr 1940 legte Wellinger das Abitur ab und musste einige Wochen später seinen Reichsarbeitsdienst in Tannheim in Tirol ableisten. Es folgte im September 1940 der Wehrdienst. Er kam nach Karlsruhe, aber schon im November als Artilleriefunker in der 4. Gebirgsdivision auf den Heuberg. Im folgenden Jahr machte er den Einmarsch in Rumänien, Bulgarien und den Feldzug gegen Serbien mit. Anschließend führte der Russlandfeldzug seine Einheit bis in den Hochkaukasus und wieder zurück in die ungarischen Karpaten. Er wurde einmal verwundet und im Sommer 1944 wurde er auf eine Waffenschule im Deutschen Reich geschickt. Anschließend verbrachte er die Monate bis Kriegsende in Ersatzeinheiten in Landsberg/Lech und Postdam, dann kehrte er nach Weingarten zurück. Er arbeitete zunächst im elterlichen Betrieb eines Freundes, der im Krieg gefallen war. In den Kriegsjahren war ihm bewusst geworden, dass er nicht Ordens- sondern Weltpriester werden wollte, und so bewarb er sich erfolgreich um die Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie und in das Collegium Borromaeum in Freiburg. Nach dem Studium in Freiburg und Tübingen sowie dem Abschluss seiner Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter wurde er in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche am 2. Juli 1950 mit 15 Mitbrüdern durch Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht.

Er wurde als Vikar zum 11. August 1950 nach Schutterwald angewiesen, ein Jahr später wechselte er nach Richen bei Eppingen, wo er ebenfalls ungefähr ein Jahr blieb. Es folgten weitere Vikarstellen an der Expositur Schomberg (Pfarrei Richen) und in Mannheim-Neckarau. Die Dienstzeugnisse fielen in diesen Jahren sehr positiv aus. Wellinger erwies sich als eifriger und fleißiger Seelsorger mit einer besonderen Begabung für die Katechese bei Kindern und Jugendlichen sowie für die Jugendführung und die Betreuung der Ministranten. Seine Prinzipale waren der Meinung, er sei für jede Verwendung geeignet. Zum 9. Oktober 1957 trat Wellinger als Pfarrverweser seine erste selbstständige Stelle in St. Georgen im Schwarzwald an. Im Juni 1958 wurde er auf die Pfarrei investiert. Mehr als elf Jahre wirkte er in der Schwarzwaldgemeinde, fiel durch seine zeitnahen und lebendigen Predigten auf, betrieb eifrig und erfolgreich die Standesseelsorge und hatte neben all seinen seelsorgerlichen Aufgaben in der Gemeinde noch ein erhebliches Maß an Religionsunterricht in verschiedenen Schulen zu bewältigen.

Schließlich bewarb er sich erfolgreich um die Pfarrei St. Georg in Wyhlen und trat zum 17. April 1969 seinen Dienst an. Dort kümmerte er sich gleich um die anstehenden Baumaßnahmen, die Innenrenovation der Kirche und den Neubau einer Orgel. Wenig später ließ er einen neuen Kindergarten erbauen. Er bemühte sich, eine aktive Kerngemeinde aufzubauen, die bereit war, Verantwortung zu übernehmen. Über

seine Pfarrei hinaus engagierte er sich auf Dekanatsebene als Familienseelsorger und Bezirkspräses der Kolpingsfamilie. Nach zwölf Jahren in Wyhlen stellte er sich noch einmal einer neuen Aufgabe und ging im Herbst 1981 nach Klettgau-Grießen. Zum 1. August 1987 übernahm er die Mitpastoration von Dettighofen-Baltersweil und zum 1. Oktober 1988 auch die Mitpastoration von Klettgau-Geißlingen. Im Jahr 1989 trat er jedoch aus gesundheitlichen Gründen – Ursache war eine im Krieg erlittene Gelbsucht – in den Ruhestand. Er zog in das Pfarrhaus in Hohentengen-Lienheim, wo er in der Pfarrei St. Oswald in der Seelsorge mithalf. Im Juni 1997 zog er in das Kurheim der Bühler Schwestern in Bad Dürrheim, wo er die seelsorgerlichen Dienste im Haus übernahm und den fünfzigsten Jahrestag seiner Priesterweihe feiern durfte. Als die Schwestern das Heim aufgeben mussten, zog er mit ihnen in das Pflegeheim Maria Frieden in Baden-Baden-Ebersteinburg. Er starb am 1. März 2008 in Baden-Baden-Ebersteinburg und wurde am 7. März 2008 auf dem Klosterfriedhof der Bühler Schwestern beigesetzt.

Jürgen Brüstle

2009

Ballweg Robert

Geb. 18. 3. 1964 in Wertheim-Dörlesberg; ord. 19. 5. 1990 in Karlsruhe (St. Stephan); 19. 6. 1990 Vikar in Gaggenau (St. Martin); 25. 7. 1990 Vikar in Stutensee-Blankenloch; 15. 2. 1991 Vikar in Ettlingen (Herz Jesu); 23. 8. 1991 Vikar in Sinzheim (St. Martin); 23. 10. 1995 Pfarradministrator in Heiligkreuzsteinach, Schönau und Wilhelmsfeld; 28. 2. 1998 Pfarradministrator z. V. in Wertheim-Reicholzheim und Wertheim-Dörlesberg; 12. 10. 2000 Pfarrer in Karlsruhe (St. Hedwig); gest. 30. 5. 2009 in Bozen (Südtirol); beerdigt in Wertheim-Dörlesberg 8. 6. 2009.

„*Unser Dorf befindet sich in einem Ausnahmezustand*“ – so beschrieb der Ortsvorsteher von Wertheim-Dörlesberg die Situation bei der Beerdigung von Pfarrer Robert Ballweg, der auf einer Reise durch Südtirol überraschend mit 45 Jahren in Bozen gestorben war. Robert Ballweg wurde am 18. März 1964 als Sohn des Landwirts und Arbeiters Adolf Ballweg und seiner Frau Antonia, geb. Ballweg, in Wertheim-Dörlesberg geboren. Nach dem Besuch der dortigen Grundschule ging er ins Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium in Wertheim, wo er 1983 sein Abitur machte. Sein Philosophie- und Theologiestudium absolvierte er in Freiburg und Rom, sein Gemeindepraktikum in Engen/Hegau, wo er stets gute Zeugnisse bekam, insbesondere auch wegen seiner besonderen Vielsprachigkeit. Am 19. Mai 1990 wurde er in der Karlsruher Stephanskirche durch Erzbischof Oskar Saier zum Priester geweiht. An den verschiedenen Stellen als Vikar in Gaggenau, Stutensee-Blankenloch, Ettlingen und Sinzheim wirkte er segensreich. Seine erste Pfarrstelle führte ihn ins Steinachtal mit seinen drei Ortsteilen Heiligkreuzsteinach, Schönau und Wilhelmsfeld, was allerdings seinem Naturell weniger entsprach. So wurden ihm in seiner Heimat Wertheim-Reicholzheim und Wertheim-Dörlesberg zur Betreuung übertragen, wo er die Seelsorge, vor allem die Jugendarbeit im Landvolk intensivierte, wo er sich vielseitig einbrachte und die Gemeinde aufbaute. Im Oktober 2000 wurde Pfarrer Ballweg die Pfarrei St. Hedwig in Karlsruhe anvertraut, was ihm offensichtlich guttat und wo er

sich entsprechend seinen Fähigkeiten besser einbringen konnte. 2004 wurde er zum Leiter der Seelsorgeeinheit St. Hedwig ernannt. Die vielfältigen Aufgaben des priesterlichen Dienstes, die Verkündigung und die Feier der Liturgie, die Begegnung mit den Menschen waren ihm stets ein Herzensanliegen. Ein Kernstück seiner pastoralen Arbeit war es, mit Gruppen unterwegs zu sein, auf Wallfahrt, Reisen und internationalen Begegnungen. Durch diese Erfahrungen, schrieb Dekan Hubert Streckert in seinem Nachruf im Konradsblatt, und durch die Begegnung in der Fremde wurde auch die Gemeinde vor Ort aufgebaut. So wurde Pfarrer Ballweg auf einer Reise durch Südtirol von einer Krankheit überrascht; nach seiner Einlieferung ins Krankenhaus Bozen starb er dort am 30. Mai 2009. Nach einem Abschiedsgottesdienst in seiner Pfarrei St. Hedwig wurde er unter überaus großer Beteiligung aus seinen Gemeinden und von Mitbrüdern auf dem heimatlichen Friedhof in Wertheim-Dörlesberg am 8. Juni 2009 bestattet.

Heinrich Heidegger

Beck P. Robert (Alois) OSA

Geb. 1. 6. 1941 in Weichtungen; 24. 8. 1961 Noviziat im Augustinerorden; ord. 9. 3. 1968 in Würzburg; 1968–1983 Vikar in Regensburg, München-Schwabing, Fuchsmühl und Dülmen; 1983 Vikar in Walldürn; 1989 Pfarrer in Fuchsmühl (Diözese Regensburg); 2003 Kooperator in der Seelsorgeeinheit Germershausen (Diözese Hildesheim); 1. 9. 2005 Pfarradministrator und Leiter der SE Messelhausen; gest. 28. 10. 2009 in Messelhausen; beerd. 4. 11. 2009 in Würzburg (Hauptfriedhof).

P. Robert Beck OSA wurde am 1. Juni 1941 in Weichtungen bei Bad Kissingen geboren. Nach dem Besuch der heimatlichen Volksschule ging er auf das Alte Gymnasium in Würzburg; 1963 wurde er Schüler am Schönborn-Gymnasium in Münnerstadt. Als Frater Robert – auf seinen Taufnamen Alois verzichtete er üblicherweise – empfing er am 24. August 1961 in Münnerstadt den weißen Habit der Novizen im Augustinerorden. Am 25. August 1962 legte er die einfache Profess ab, am 8. September 1965 die feierliche. Nach den Studienjahren wurde P. Beck am 9. März 1968 in der Augustinerkirche zu Würzburg zum Priester geweiht. Es folgten Kaplansjahre in Regensburg, München und Dülmen. Von 1983 bis 1989 war er Kaplan an der Wallfahrtskirche in Walldürn. Außer dem allgemeinen Urteil seines Ordensoberen, er sei „ein engagierter und geschätzter Gemeindeseelsorger“, fehlen in seiner Freiburger Personalakte leider jegliche Unterlagen. Von 1989 bis 2003 finden wir ihn als Pfarrer und Prior in Fuchsmühl (Diözese Regensburg). Im Jahr 2003 wird er als Kooperator in die Seelsorgeeinheit Germershausen (Diözese Hildesheim) versetzt. Von dort kehrte er am 1. September 2005 in unsere Erzdiözese zurück und gehörte als Leiter der Seelsorgeeinheit Messelhausen zum dortigen Konvent. Hier wurde er gemeinsam mit einem weiteren Mitbruder Seelsorger für die Gemeinden Messelhausen, Ober- und Unterbalbach, Grünsfeld-Kützbrunn, Wittighausen-Vilchband und Daubach, das in der Diözese Rottenburg-Stuttgart liegt, aber inzwischen zu Lauda-Königshofen gehört. Völlig überraschend erlitt der überaus beliebte Seelsorger einen Herzinfarkt und starb, da jegliche ärztliche Hilfe zu spät kam, am 28. Oktober 2009. Am 4. November 2009 wurde P. Robert Beck auf dem Hauptfriedhof in Würzburg beigesetzt.

Heinrich Heidegger

Blank Albrecht Maximilian

Geb. 22. 10. 1922 in Donaueschingen; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 1. 8. 1951 Vikar in Müllheim; 1. 12. 1952 Vikar in Wolfach; 15. 4. 1953 Vikar in Lahr (St. Peter und Paul); 17. 12. 1959 Pfarrkurat in Weinheim (St. Marien); 21. 1. 1968 Pfarrer in Weinheim (St. Marien); 1. 9. 1986 Ruhestand in Billigheim-Allfeld, zugleich bis November 1993 Subsidiar; 14. 3. 2004 Ruhestand im Caritas-Altenpflegeheim in Buchen-Waldhausen; gest. 30. 9. 2009 in Buchen-Waldhausen; beerd. 6. 10. 2009 in Buchen-Waldhausen.

Albrecht Blank gehörte einer Generation von jungen Männern an, die aufgrund des Zweiten Weltkrieges erst spät ihrer Berufung folgen und Priester werden konnten. Bei Blank war es aber der Krieg, der den Wunsch, Priester zu werden, überhaupt erst wach werden ließ; ursprünglich wollte er Arzt werden. Geboren wurde Albrecht Blank in Donaueschingen, aber seine Kindheit und Jugend verbrachte er zu einem großen Teil in Mannheim und Heidelberg, weil sein Vater, Regierungsbaurat Hermann Blank, zweimal versetzt wurde. Die Mutter Maria Theresia, geb. Gaenshirt, und Albrechts Schwester begleiteten den Vater. Nach dem Abitur am humanistischen Gymnasium in Heidelberg im Jahre 1940 wollte Blank Medizin studieren. Aber nach dem Arbeitsdienst wurde er direkt zur Wehrmacht einberufen und stand drei Jahre an der Front in Russland. Dann konnte er zwei Semester Medizin in Berlin studieren, wurde danach in einem Lazarett eingesetzt und musste schließlich wieder an die Front. Bei Kriegsende geriet er in russische Gefangenschaft, aus der er bereits 1945 wieder entlassen wurde. Albrecht Blank entstammte einer gut katholischen Familie, aus der bereits einige Priester hervorgegangen waren. Die Ereignisse im Krieg hatten seinen Wunsch, Arzt zu werden, verblassen lassen. Er fühlte sich zum Priestertum berufen und bat erfolgreich um Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie in Freiburg. Im Jahre 1946 nahm er das Studium auf, und am 24. Juni 1951 wurden Albrecht Blank und 39 Mitbrüder im Freiburger Münster durch Erzbischof Wendelin Rauch zu Priestern geweiht. Praktische Erfahrung in der Seelsorge machte Vikar Blank in Müllheim, Wolfach und Lahr (St. Peter und Paul). Er bewährte sich in allen Bereichen der Seelsorge und zeigte eine besondere Befähigung für die Katechese und den Unterricht an höheren Schulen. An allen Stellen wurden ihm die männliche Jugend und die Ministranten anvertraut. In Lahr engagierte er sich ferner als Bezirkspräses der Kolpingsfamilie.

Im Dezember 1959 wurde Blank auf die 1955 eingerichtete Kuratie St. Marien in Weinheim angewiesen. Es galt hier, die baulichen Voraussetzungen für eine gelungene Gemeindegemeinschaft zu schaffen. Ein Pfarrhaus musste ebenso gebaut werden wie ein Kindergarten und ein Gemeindehaus. Die Krypta wurde zur Kapelle umgebaut und eine Begegnungsstätte errichtet. Die bunt zusammengewürfelte Siedlung musste erst noch zu einer Gemeinde heranwachsen. Schließlich konnte die Kuratie zur Pfarrei erhoben werden, und am 21. Januar 1968 wurde Albrecht Blank als ihr erster Pfarrer investiert. Insgesamt 27 Jahre lebte und wirkte er in der Pfarrei. Seine Gesundheit zwang ihn 1986, auf seine Pfarrei zu verzichten, und zum 1. September 1986 wurde er in den Ruhestand versetzt. Er verbrachte seinen Ruhestand zunächst in Billigheim-Allfeld, wo er als Subsidiar bis 1993 in der Seelsorge mithalf. Im März 2004 zog er in das Caritas-Altenpflegeheim in Buchen-Waldhausen. Pfarrer Blank war im Umgang kein einfacher Mensch und infolge seiner harten Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg sowie in der Gefangenschaft nur schwer zugänglich. Oft war, wenn ein Gespräch hilfreich gewesen wäre, nicht an ihn heranzukommen, weshalb es auch wiederholt in den Pfarr-

gemeinden zu Spannungen kam. Zugleich erwarb er sich große Verdienste beim Aufbau der Pfarrei St. Marien in Weinheim. Pfarrer Blank starb am 30. September 2009 in Buchen-Waldhausen und wurde am 6. Oktober 2009 auf dem Friedhof in Waldhausen beigesetzt.
 Jürgen Brüstle

Enderle Karl, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 20. 8. 1912 in Münchweier; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 5. 2. 1946 Vikar in Wyhlen; 28. 4. 1947 Vikar in Schenkenzell; 11. 1. 1951 Vikar in Mörsch; 19. 11. 1953 Kaplaneiverweser in Engen; 1. 3. 1955 Pfarrverweser in Bad Imnau; 11. 4. 1956 Pfarrverweser in Eschbach bei Neuenburg; 5. 10. 1958 Pfarrer daselbst; 16. 10. 1961 Mitpastoration von Bremgarten; 1. 10. 1986 Ruhestand in Eschbach; 1987 Ruhestand in Staufen; 14. 12. 1992 Geistlicher Rat; gest. 17. 4. 2009 in Staufen; beerd. 21. 5. 2009 in Staufen.

Karl Enderle wurde am 20. August 1912 in Münchweier als jüngstes von sieben Kindern des Landwirts Landolin Enderle und seiner Ehefrau Maria Anna, geb. Siefert, geboren. Nach dem Besuch der heimatlichen Volksschule von 1919 bis 1925 ging er auf das Realgymnasium in Ettenheim, wo er 1934 seine Abiturprüfung ablegte. Danach musste Karl Enderle zunächst im theologischen Vorkurs in Sasbach die alten Sprachen lernen und die entsprechenden Prüfungen ablegen, so dass er erst im Sommersemester 1935 mit dem Studium der Philosophie und der Theologie in Freiburg beginnen konnte. Die beiden freien Semester verbrachte er in Würzburg. Nach dem verkürzten Studienjahr im Priesterseminar zu St. Peter wurde er am 2. April 1940 im Freiburger Münster durch Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht. Er gehörte zu dem berühmten Weihejahrgang mit 76 Diakonen, deren Weihe zeitlich vorgeschoben wurde, weil vielen der Weihekandidaten die Einberufung zur Wehrmacht drohte. Tatsächlich musste Karl Enderle am Tag nach seiner Primiz einrücken. Als Sanitätssoldat kam er an die Ostfront und erlebte die harten russischen Winter; aus der russischen Gefangenschaft wurde er krankheitshalber schon am 1. September 1945 entlassen.

Nach einem kurzen Erholungsurlaub ging er nochmals zu einem Seminarkurs nach St. Peter, um dann am 5. Februar 1946 seinen Dienst als Vikar in Wyhlen zu beginnen. Die Gemeinde war traurig, dass er schon nach einem Jahr in gleicher Eigenschaft nach Schenkenzell versetzt wurde; nach vier weiteren Jahren trat er seine dritte Vikarsstelle in Mörsch an. Zum 19. November 1953 wurde Karl Enderle Kaplaneiverweser in Engen, um dann am 1. 3. 1955 als Pfarrverweser in Bad Imnau die erste selbstständige Stelle zu übernehmen. Doch nach einem Jahr folgte er dem Ruf nach Eschbach bei Neuenburg, wo er zunächst als Pfarrverweser, dann ab Oktober 1958 als Pfarrer die nächsten dreißig Jahre verbrachte. Infolge des Priestermangels musste er seit 1961 auch die Nachbarpfarrei in Bremgarten betreuen. Auch überpfarrlich stellte sich Pfarrer Enderle bereitwillig zur Verfügung, zuerst als Dekanatsjugendseelsorger für die Mannesjugend. In späteren Jahren übernahm er die Seelsorge im Dekanat für die Frauenverbände. Auch erteilte er zeitweise Religionsunterricht im nahen Müllheim.

Neben der allgemeinen Seelsorge stand schon am Beginn seines Wirkens in Eschbach die Aufgabe, die alten Kriegsschäden zu beseitigen. Dazu gehörte eine gelungene Innen- und Außenrenovation der Pfarrkirchen in Eschbach wie in Bremgarten. Ein Herzinfarkt im Jahr 1975 war ein erstes Zeichen, dass seinem Wirken eine Gren-

ze gesetzt war, doch ließ er sich erst zum 1. Oktober 1986 in den Ruhestand versetzen. Nach einer kurzen Zeit in Eschbach zog er in das Altenheim St. Margareten in Staufen, wo er weiterhin als Seelsorger für die Heimbewohner tätig war und je nach Möglichkeit auch bereitwillig Aushilfen in der Gemeinde wahrnahm. Erzbischof Oskar Saier würdigte seine segensvolle Arbeit mit der Verleihung des Titels Geistlicher Rat ad honorem am 14. Dezember 1992. In Freude konnte er am 2. April 2005 sein eisernes Priesterjubiläum begehen. In Staufen verstarb Geistlicher Rat Enderle am 17. April 2009 und wurde dort am 21. April 2009 beerdigt. Heinrich Heidegger

Franz Meinrad, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 26. 2. 1934 in Baexem (Holland); ord. 31. 5. 1959 in Freiburg; 24. 5. 1959 Vikar in Konstanz (St. Stephan); 22. 1. 1960 Pfarrvikar in Worblingen; 4. 8. 1960 Pfarrverweser daselbst; 8. 11. 1960 Vikar in Wertheim; 3. 8. 1964 Vikar in Baden-Baden (St. Joseph); 1. 9. 1968 hauptamtlicher Religionslehrer in Baden-Baden, Markgraf-Ludwig-Gymnasium; 1. 8. 1977 Pfarrverweser in Karlsruhe-Neureut; 10. 10. 1970 Pfarrer daselbst (invest. 18. 11. 1978); 1994 Geistlicher Rat; 1. 9. 2002 Ruhestand in Offenburg; 1. 2. 2004 Subsidiar in Offenburg-Nord; 18. 9. 2007 Ruhestand in Offenburg; gest. 20. 6. 2009 in Karlsruhe; beerd. 29. 6. 2009 in Offenburg, Alter Friedhof.

Meinrad Franz wurde am 26. Februar 1934 in Baexem/Holland als Sohn des Lehramtsassessors Emil Josef Franz und seiner Frau Maria Theresia, geb. Schwarz, geboren. Wegen der damaligen Devisenbeschränkungen zog die Familie bald nach Singen, wo Meinrad Franz die Volksschule besuchte und anschließend die Oberrealschule. Im Dezember 1946 zog die Familie nach Offenburg, wo er 1953 am Grimmelshausen-Gymnasium seine Abiturprüfung ablegte. Seine philosophischen und theologischen Studien absolvierte Meinrad Franz in Freiburg und München, unterbrochen durch ein katechetisches Jahr in Wertheim 1957/58. Nach dem Besuch des Priesterseminars in St. Peter wurde Meinrad Franz am 31. Mai 1959 durch Erzbischof Hermann Schüfele zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle führte ihn nach Konstanz (St. Stephan), wo er sich stark engagierte. Doch schon nach einem halben Jahr wurde er nach Worblingen gerufen, um dem dortigen erkrankten Pfarrer Scheiermann als Pfarrvikar zur Seite zu stehen. Nach dessen Tod musste Franz für kurze Zeit als Pfarrverweser die Pfarrei verwalten. Doch im November 1960 ging es ans andere Ende unserer großen Erzdiözese, nach Wertheim, wo er bereits sein katechetisches Jahr verbracht hatte. Zum 1. August 1964 wurde Meinrad Franz, nochmals als Vikar, nach Baden-Baden (St. Joseph) versetzt. An all diesen Stellen zeigte sich seine besondere Begabung für die Jugend- und Krankenseelsorge. Dieser besondere Draht zur Jugend und seine hervorragende katechetische Begabung gaben den Ausschlag dafür, dass Meinrad Franz zum Schuljahr 1968/69 als hauptamtlicher Religionslehrer an das Markgraf-Ludwig-Gymnasium in Baden-Baden berufen wurde, wobei er gleichzeitig auch weiterhin in der Seelsorge der Pfarrei St. Joseph und in der Stiftskirche mitwirkte. In diese Zeit fiel die Würzburger Synode, und es war auch die Zeit, die Beschlüsse des Zweiten Vatikanums in der Seelsorge umzusetzen, insbesondere um diese den jungen Menschen nahezubringen.

„*Mein Platz ist in der Seelsorge*“, so schrieb Meinrad Franz schon im Jahr 1971; es dauerte allerdings bis zum 1. August 1977, bis er als Pfarrverweser die Pfarrei St. Hein-

rich und Kunigunde in Karlsruhe-Neureut übernehmen konnte. Im folgenden Jahr wurde er dort als Pfarrer investiert. 25 Jahre lang hat Pfarrer Franz sich mit seinen Fähigkeiten und Kräften in der großen Pfarrei eingesetzt. So sehr der seelsorgliche Dienst der Schwerpunkt seiner Tätigkeit war, so bereitwillig stellte Franz sich den baulichen Forderungen seiner Gemeinde. Folglich wurden die Kirche St. Judas Thaddäus und das dazugehörige Gemeindezentrum mit Kindergarten gebaut und am 1. Adventssonntag 1989 durch Erzbischof Oskar Saier eingeweiht. Auch überpfarrlich stand Pfarrer Franz zur Verfügung. Er war lange Zeit Bezirkspräses der Kirchenchöre im Dekanat, und wegen seiner musikalischen Begabung war er auch für zwei Jahre Mitglied der Kirchenmusikkommission unserer Erzdiözese. Dies alles hat Erzbischof Saier dazu bewogen, Pfarrer Franz zum 16. Dezember 1994 zu seinem Geistlichen Rat ad honorem zu ernennen und damit Dank und Anerkennung auszusprechen.

Aus gesundheitlichen Gründen trat Geistlicher Rat Franz zum 1. September 2002 in den Ruhestand und zog nach Offenburg, wo er von 2004 bis 2007 als Subdiakon in der Seelsorgeeinheit Offenburg-Nord regelmäßig in der Seelsorge mithalf. Doch dann verlangte sein gesundheitlicher Zustand von ihm, auf diese Arbeit zu verzichten. Das alles würdigte Erzbischof Robert Zollitsch in seinem Glückwunschsreiben zum goldenen Priesterjubiläum am 31. Mai 2009, ist Franz doch auch nach 2007 in Not-situationen immer wieder eingesprungen. Die Jubiläumsfeier musste wegen einer weiteren schweren Operation abgesagt werden. Geistlicher Rat Franz konnte sich nicht davon erholen und starb im Städtischen Klinikum in Karlsruhe am 20. Juni 2009. Unter großer Beteiligung aus den Gemeinden, in denen er tätig gewesen war, wurde er am 29. Juni 2009 auf dem Alten Friedhof in Offenburg beigesetzt. Frère Alois, der Prior von Taizé, der mit Meinrad Franz freundschaftlich verbunden war, formulierte nach seinem Tod dieses Gebet: *„Ewiger Gott, wir danken dir für Meinrad. Er war mit Leib und Seele Priester. Du hast ihn zu dir gerufen. Seine Herzengüte und seine Demut bleiben für uns ein lebendiger Widerschein deiner Liebe zu den Menschen. Mit Christus war er im Leiden verbunden, mit Christus rufst du ihn zur Auferstehung. Dir sei Lob in Ewigkeit. Amen.“*

Heinrich Heidegger

Hoch Josef

Geb. 22. 8. 1914 in Föhrental (Glottental); ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 4. 9. 1940 Vikar in Appenweiler; 4. 5. 1943 Vikar in Bettmaringen; 27. 4. 1948 Vikar in Ettenheim; 17. 11. 1953 Expositus in Eisenbach-Friedenweiler und Pfarrkurat in Eisenbach; 30. 10. 1963 Seelsorger für die deutschsprachigen Katholiken in den Diözesen Rio de Janeiro, Niterói, Nova Friburgo und Petrópolis (Brasilien); 1. 7. 1987 Ruhestand in Rio de Janeiro; 1994 Ruhestand in Freiburg-Littenweiler; 2001 Ruhestand in Merzhausen; 2008 Ruhestand in Freiburg; gest. 3. 2. 2009 in Freiburg; beerd. 9. 2. 2009 in Glottental.

Josef Hoch wurde am 22. August 1914 auf dem Flammhof in Föhrental (Glottental) als Sohn des Josef Hoch und seiner Frau Theresia, geb. Wissler, geboren. Sein Vater wurde gleich nach Beginn des 1. Weltkrieges am 1. August 1914 eingezogen und kam sehr bald in den Vogesen in französische Kriegsgefangenschaft. Durch Vermittlung von Papst Benedikt XV. wurde der Vater in der Schweiz interniert, so dass der kleine Josef ihn 1917 bei einem Besuch in der Schweiz zum ersten Mal sehen konnte. Schon

in der Volksschule erwachte in Josef Hoch der Wunsch, Priester zu werden. Durch Vikar Beugel und Pfarrer Walz bekam er Lateinstunden, so dass er 1928 in die Quarta des Gymnasiums in Konstanz eintreten konnte; er wohnte wie üblich im Konradhaus. Nach dem Abitur 1935 bewarb er sich um einen Platz im Erzbischöflichen Konvikt Collegium Borromaeum und hatte Glück: Von den 150 Bewerbern wurden 100 angenommen, für die anderen war kein Platz mehr vorhanden. Nach Absolvierung seiner Studien in Freiburg und Würzburg und im Priesterseminar St. Peter wurde Josef Hoch mit 75 anderen Diakonen am 2. April 1940 in Freiburg durch Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht. Auch jetzt hatte er wieder Glück: Viele seiner Mitbrüder wurden gleich nach der Weihe zur Wehrmacht eingezogen; er konnte mit wenigen anderen ins Priesterseminar zurückkehren und seine Studien fortsetzen. Am 5. September 1940 wurde er als Vikar nach Appenweier angewiesen; seine zweite Vikarsstelle war vom 4. Mai 1943 an Bettmaringen. Am 27. April 1948 trat Josef Hoch in Ettenheim seine dritte und letzte Vikarsstelle an. An allen Orten bekam er ein gutes Zeugnis für seine pastorale Arbeit in diesen schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren. Am 17. November 1953 wurde er zunächst als Expositus nach Eisenbach-Friedenweiler angewiesen und wurde dort Kurat, nachdem Eisenbach zur Kuratie erhoben worden war.

Ein neuer Lebensabschnitt begann, als er mit dem 30. Oktober 1963 Seelsorger der deutschsprachigen Katholiken in den Diözesen Rio de Janeiro, Niterói, Nova Friburgo und Petrópolis wurde. Ihm waren vor allem die Sorgen und Nöte der alten und kranken Menschen anvertraut. Im Glückwunschsreiben zu seinem goldenen Priesterjubiläum schrieb ihm Erzbischof Oskar Saier: *„Ihre Beliebtheit bei den Menschen und das Zeugnis vieler Mitarbeiter zeigen, mit welcher Hingabe Sie sich alter, verlassener und kranker Menschen angenommen haben. Hunderte von Kilometern sind Sie zu Fuß marschiert, um in oft entlegensten Winkeln die Menschen dort aufzusuchen.“* Brasilien war Josef Hoch zur zweiten Heimat geworden, so dass er nach Erreichung des Ruhestandes noch weiterhin in Rio de Janeiro blieb und seine Tätigkeit fortsetzen konnte, soweit es ihm die gesundheitlichen Kräfte zuließen. Doch im Oktober 1994 kehrte er in seine Heimat zurück und wohnte zunächst in der Pfarrei St. Barbara in Freiburg-Littenweiler, wo er tatkräftig – im Rahmen seiner Möglichkeiten – in der Seelsorge mithalf. Im Jahr 2001 übersiedelte Pfarrer Hoch in ein Wohnheim in Merzhäusern, wo er auch noch in der Gemeinde mithalf. In geistiger Frische, wenn auch körperlich geschwächt, konnte er 2005 sein eisernes Priesterjubiläum begehen. Im Jahr 2008 musste er in ein Altenpflegeheim in Freiburg umziehen, wo er nach einem erfüllten Leben am 3. Februar 2009 gestorben ist; am 9. Februar 2009 wurde Josef Hoch auf dem heimatlichen Friedhof in Glottertal beigesetzt.

Heinrich Heidegger

Huber Erwin

Geb. 25. 12. 1920 in Konstanz-Wollmatingen; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 25. 7. 1951 Vikar in Oberkirch; 11. 4. 1956 Vikar in Freiburg (St. Johann); 24. 7. 1957 Pfarrer in Seefeld; 9. 11. 1958 Pfarrer daselbst; 1. 9. 2001 Ruhestand in Seefeld; 2008 Ruhestand in Uhldingen-Mühlhofen; gest. 2. 12. 2009 in Uhldingen-Mühlhofen; beerd. 5. 12. 2009 in Seefeld, Alter Friedhof.

Erwin Huber wurde am 25. Dezember 1920 als Sohn des damaligen Oberpflegers Franz Huber und seiner Frau Theresia, geb. Dinger, in Konstanz-Wollmatingen geboren. Nach fünf Jahren Volksschule ging er auf die Zeppelin-Oberschule und machte dort 1940 seine Reifeprüfung. Weil er schon lange in sich den Wunsch nach dem Priesterberuf verspürte, meldete er sich zum Studium im Collegium Borromaeum an. Doch zunächst musste er nach dem Abitur ein halbes Jahr seinen Einsatz im Reichsarbeitsdienst in Mengen verrichten. Kaum hatte er im WS 1940/41 sein Studium in Freiburg begonnen, wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Nach kurzer Gefangenschaft konnte Erwin Huber im Juli 1945 heimkehren. Im Juli 1946 legte er in der Lenderschen Anstalt in Sasbach eine Ergänzungsprüfung in Griechisch ab und konnte somit im WS 1946/47 sein Studium in Freiburg fortsetzen. Nach der weiteren Ausbildung im Priesterseminar zu St. Peter wurde er mit 38 Kurskollegen am 24. Juni 1951 durch Erzbischof Wendelin Rauch im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Seine Vikarszeit verbrachte Pfarrer Huber in Oberkirch von 1951 bis 1956; im April dieses Jahres wurde er nach Freiburg (St. Johann) versetzt. Beide Prinzipale bescheinigten ihm eine gute pastorale Befähigung; sie loben ihn als gewissenhaft, hilfsbereit, aufgeschlossen und freundlich.

Am 24. Juli 1957 übernahm Pfarrer Huber als Pfarrverweser die Pfarrei Seefeldlen im Linzgau mit den Filialen Mühlhofen, Unter- und Oberuhldingen. Als „Seehas“ wollte er gern am Bodensee bleiben und erhielt ein Jahr später die Pfarrei zugesprochen, so dass er am 9. November 1958 in Verbindung mit dem Patroziniumsfest St. Martin investiert werden konnte. War die Pfarrei anfangs noch durch die Landwirtschaft geprägt, sollte der zunehmende Fremdenverkehr das Leben der Gemeinde verändern. Neben der Pfarrseelsorge war Pfarrer Huber zeitweise für die Frauenseelsorge im Dekanat verantwortlich. Er sorgte auch von Anfang an dafür, die äußeren Bedingungen des pfarrlichen Lebens zu verbessern; neben vielen Baumaßnahmen im Laufe der Jahrzehnte war es vor allem die Außen- und Innenrenovation der Pfarrkirche und des Pfarrhauses sowie der Wiederaufbau des denkmalgeschützten Mesnerhauses. Dazu kommt noch die Anschaffung einer neuen Orgel für die Pfarrkirche, der Bau eines Kindergartens in Unteruhldingen, der Neubau einer Filialkirche in Mühlhofen sowie der Bau eines Gemeindezentrums in Oberuhldingen.

Pfarrer Huber bewältigte diese vielfältigen Aufgaben mit Hilfe seiner Schwester Margarete Huber, die ihm nicht nur den Haushalt führte, sondern ihm auch im Pfarrbüro zur Seite stand und für den Kirchenschmuck sorgte. Das zunehmende Alter und die schwere Erkrankung der Schwester zwangen schließlich Pfarrer Huber zum 1. September 2001, um die Pensionierung einzugeben, die ihm auch gewährt wurde. Er konnte noch im geliebten Pfarrhaus wohnen bleiben, doch schließlich musste er im Jahr 2008, wie seine Schwester zuvor, in das Pflegeheim Belvita in Uhldingen-Mühlhofen wechseln. War seine Schwester schon 2008 dort gestorben, folgte ihr Pfarrer Huber am 2. Dezember 2009 nach langer Krankheit nach. Seine letzte Ruhestätte fand er am 5. Dezember 2009 auf dem Alten Friedhof in Seefeldlen – neben der Stätte seines jahrzehntelangen Wirkens.

Heinrich Heidegger

Kalt Edgar

Geb. 12. 2. 1944 in Sulz b. Lahr; ord. 7. 5. 1970 in Freiburg; 8. 6. 1970 Neupriester z. V. in Riedöschingen; 7. 7. 1970 Neupriester z. V. in Wehr; 8. 9. 1970 Vikar in Karlsruhe (St. Bonifatius); 16. 12. 1970 Vikar in Karlsruhe-Daxlanden (Heilig Geist); 21. 9. 1972 Vikar in Engen; 5. 9. 1974 Vikar in Elzach; 10. 10. 1975 Pfarrer in Durbach; 25. 11. 1986 Pfarrer in Teningen-Heimbach; 5. 10. 1993 Pfarrer in Lahr-Reichenbach; 20. 5. 2007 Ruhestand in Lahr-Sulz; gest. 24. 4. 2009 in Offenburg; beerd. 30. 4. 2009 in Lahr-Sulz.

Edgar Kalt wurde am 12. 2. 1944 als Sohn des Schreiners Pius Kalt und seiner Frau Berta, geb. Geiger, in Sulz bei Lahr geboren. Mit vier Geschwistern wuchs er in einer christlich geprägten Familie auf. Nach der 5. Klasse in der heimatlichen Volksschule ging er zunächst auf das Scheffelymnasium in Lahr und wechselte dann 1963 in das altsprachliche Aufbaugymnasium in der Heimschule Lender in Sasbach, wo er 1965 sein Abitur ablegte. Sein Studium der Philosophie und der Theologie absolvierte er in Freiburg, Tübingen und – wie üblich – im Priesterseminar in St. Peter. Am 7. 5. 1970 empfing er die Priesterweihe durch Erzbischof Hermann Schäufele im Münster zu Freiburg. Es war die Zeit des Zweiten Vatikanums, das in den jungen Theologen große Hoffnung weckte. Im Schreiben zur Pensionierung von Pfarrer Kalt schrieb Erzbischof Robert Zollitsch, wie sehr Edgar Kalt um die Herausforderung wusste, die ihm und der ganzen Kirche durch die Veränderung der Gesellschaft und der Politik gestellt war. Edgar Kalt wurde zunächst als Vertreter jener Pfarrer eingesetzt, die einen Aufbaukurs absolvierten. An seiner ersten „richtigen“ Vikarsstelle in Karlsruhe, St. Bonifatius, erkrankte er alsbald an einer Blinddarmentzündung. Nach der Operation und einem kurzen Erholungsurlaub kam er in die Pfarrei Heilig Geist in Karlsruhe-Daxlanden. Die Schwerpunkte seiner Arbeit waren der Religionsunterricht und die Jugendarbeit, und er nahm sich auch besonders der Kranken an. Seine besondere Stärke – das galt auch für die anderen Vikarsorte in Engen und in Elzach – war die Einzelseelsorge mit dem pastoralen Gespräch.

Nach dieser Vorbereitung verlieh ihm Erzbischof Hermann Schäufele die Pfarrei Durbach, wo er alsbald am 23. November 1975 investiert wurde. Seine Seelsorge wurde ergänzt durch den Bau eines neuen Gemeindezentrums. 1983 wurde ihm zusätzlich die Verantwortung für die Nachbarpfarrei Durbach-Ebersweier übertragen. Im Dekanat Offenburg war er zuständig für die Förderung der geistlichen Berufe. Im Oktober 1985 wechselte Pfarrer Kalt auf die Pfarrei Teningen-Heimbach, eine Diasporapfarrei, die räumlich sehr ausgedehnt ist. Neben der allgemeinen Seelsorge mühte er sich auch um ein gutes Verhältnis zu den evangelischen Schwestergemeinden. Ob diese Arbeit für ihn zu anstrengend war? Nach sieben Jahren, 1993, wechselte er auf die Pfarrei Lahr-Reichenbach, zu der 2003 noch die Pfarrei Lahr-Kuhbach hinzukam. Doch sein Gesundheitszustand ließ in diesen Jahren bedenklich nach, und 2007 musste Pfarrer Kalt den Erzbischof um Versetzung in den Ruhestand bitten. Er wohnte in seiner Heimat Lahr-Sulz und half, soweit es ihm möglich war, in der pastoralen Arbeit mit. Doch die Krankheit verschlimmerte sich, so dass er in das Klinikum Offenburg eingeliefert werden musste, wo er am 24. April 2009 verstarb. Eine große Trauergemeinde versammelte sich am 30. April 2009 in Lahr-Sulz, darunter viele seiner Kurskollegen sowie Priester der Fokolargemeinde, um ihn zu seiner letzten Ruhestätte auf dem heimatlichen Friedhof zu begleiten. Heinrich Heidegger

König Hans Gustav Friedrich

Geb. 9. 4. 1929 in Karlsruhe; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 30. 6. 1954 Vikar in Freiburg-Haslach; 29. 7. 1954 Vikar in St. Märgen; 28. 9. 1954 Vikar in Ladenburg; 20. 5. 1957 Autounfall, anschließend Beurlaubung; 16. 4. 1958 Hausgeistlicher in Baden-Baden, Bezirksspital Schafberg; 8. 11. 1960 Pfarrverweser in Hindelwangen; 3. 6. 1962 Pfarrer daselbst; 1977–1984 Mitpastoration von Überlingen-Bonndorf; 1984 Mitpastoration von Raithaslach, 15. 10. 1997 Ruhestand in Donaueschingen; gest. 23. 6. 2009 in Donaueschingen; beerd. 30. 6. 2009 in Donaueschingen.

Pfarrer Hans König wurde am 9. April 1929 als Sohn des Lehramtsassessors und späteren Professors Helmut König und seiner Frau Margarete, geb. Duewell, in Karlsruhe geboren. 1931 zog die Familie nach Donaueschingen, sodass Hans König dort seine Kindheit und Jugend verbrachte, wo er nach dem Besuch der Volksschule und des örtlichen Gymnasiums 1948 seine Abiturprüfung ablegte. Ursprünglich evangelisch, wurde Hans König, trotz seiner Konfirmation im Jahr 1947, schon in seiner Jugendzeit von der katholischen Kirche angezogen. Er las in seinen jungen Jahren die Bekenntnisse und den Gottesstaat des heiligen Augustinus, ebenso auch verschiedene Werke von Reinhold Schneider und von Gertrud von Le Fort. War er oder waren seine Eltern die treibende Kraft zur Konversion: Wer weiß das? Nach vorbereitenden Gesprächen mit dem damaligen Pfarrer Held ließ sich die ganze Familie – Eltern, Sohn und Tochter – in die katholische Kirche aufnehmen und wurde am 23. Dezember 1947 getauft: Offenbar hatte Pfarrer Held – wie damals üblich – Zweifel an der Gültigkeit der Taufe in der evangelischen Kirche. Im Mai 1948 empfing Hans König in Donaueschingen das Sakrament der Firmung. Diese ganz persönliche Entwicklung und Entscheidung bewirkte und festigte in Hans König den Entschluss, Priester zu werden. Er bewarb sich um die Aufnahme in das Collegium Borromaeum und besuchte zunächst 1948/49 den theologischen Vorkurs in der Heimschule Lender in Sasbach, um die alten Sprachen (Griechisch, Lateinisch, Hebräisch) zu lernen. Nach dem Studium der Philosophie und der Theologie in Freiburg, München und St. Peter empfing er mit 38 anderen Diakonen am 30. Mai 1954 im Freiburger Münster durch den damaligen Bistumsverweser, Weihbischof Eugen Seiterich, das Sakrament der Priesterweihe.

Als Vikar hatte er zunächst zwei Vertretungsstellen in Freiburg-Haslach und in St. Märgen zu übernehmen und wurde dann als Vikar im September 1954 nach Ladenburg angewiesen. Ob Hans König dort am rechten Platz war? Er wird in den Zeugnissen immer als bedächtig und z. T. als phlegmatisch beschrieben, was wohl dem Pfälzer Temperament jener Gegend weniger entsprach. Die geistige Anstrengung, die ihn 1947 zur Konversion geführt hatte, ist damit nicht vereinbar, ebenso wenig seine Liebe zur Natur. Er hatte 1944 die ersten Übungen als Segelflieger durchgeführt, er war ein begeisterter und ausdauernder Wanderer in den Bergen. Ein Stück weit konnte er auch den Behörden gegenüber naiv sein: So hatte er ohne Erlaubnis des Ordinariates im Februar 1957 sich ein Auto genehmigt, wofür er in der Folge einen Rüffel bekam, zumal er mit diesem Pkw drei Monate später einen schweren Unfall hatte mit gravierenden Kopfverletzungen, unter denen er zeitlebens zu leiden hatte. Ein Jahr lang war Hans König dienstunfähig, dann konnte er langsam wieder Fuß fassen und wurde Hausgeistlicher auf dem Schafberg, dem Bezirksspital von Baden-Baden, wo er nach Möglichkeit auch in der allgemeinen Seelsorge aushalf.

Nach mehreren Anläufen wurde ihm die Pfarrei Hindelwangen bei Stockach zugewiesen, wo er am 8. November 1960 aufzog und am 3. Juni 1962 investiert wurde. Hier versuchte er, im Geiste des Zweiten Vatikanums, die Seelsorge aufzubauen, wissend um seine gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Zeitweilig (1977–1984) übernahm er auch die Seelsorge in der Gemeinde Überlingen-Bonndorf; nach der Neuordnung der Pastoral in der dortigen Gegend gab er diese Arbeit auf und betreute dafür von 1984 bis zu seiner Pensionierung die Pfarrei Raithaslach. Neben der allgemeinen Seelsorgearbeit lag ihm die Wallfahrt zum Gnadenbild der Schmerzhaften Gottesmutter in Hindelwangen am Herzen, weshalb er sich auch sehr um die Außen- und Innenrenovation der Pfarrkirche bemühte. Doch seine angeschlagene Gesundheit setzte ihm viele Grenzen. 1992 erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich leidlich erholen konnte, doch im Oktober 1997 musste er um seine Pensionierung eingeben, die ihm auch gewährt wurde. Seinen Ruhestand verlebte er in seinem Elternhaus in Donaueschingen, umsorgt von der Familie seiner Schwester. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte er im Altenpflegeheim St. Michael in Donaueschingen, wo er bald nach seinem 80. Geburtstag am 23. Juni 2009 gestorben ist. Am 30. Juni 2009 wurde er dann auf dem Friedhof in Donaueschingen beigesetzt. Für Hans König gilt wie für viele andere auch, was Erzbischof Oskar Saier ihm am 6. November 1997 geschrieben hatte: „... *ich bin mir bewusst, dass das meiste, was Sie als Priester und Seelsorger getan und wofür Sie ihre Kräfte eingesetzt haben, ungenannt bleiben muss, da es sich dem Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit entzieht.*“
Hans König, er ruhe in Frieden! Heinrich Heidegger

Landwehr Elmar, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 2. 11. 1931 in Würzburg; ord. 31. 5. 1959 in Freiburg; 1. 8. 1959 Vikar in Forst bei Bruchsal; 1. 3. 1960 Vikar in Brühl bei Schwetzingen; 19. 4. 1961 Vikar in Königshofen; 1. 9. 1964 Kooperator in Konstanz (Münster); 7. 9. 1966 Pfarrer in Kilsheim; 15. 3. 1973 Kammerer des Dekanats Tauberbischofsheim; 13. 4. 1976 Pfarrer in Lauda-Königshofen mit Oberlauda und Heckfeld; 14. 11. 1980 Dekan des Dekanats Lauda; 13. 12. 1983 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 12. 1999 Pfarradministrator in Wittighausen-Unterrittighausen mit Wittighausen-Poppenhausen; gest. 23. 3. 2009 in Bad Mergentheim; beerd. 28. 3. 2009 in Wittighausen-Unterrittighausen.

Elmar Landwehr wurde am 2. November 1931 in Würzburg geboren. Er wuchs mit seinen drei Brüdern und seiner Schwester auf dem elterlichen Hof in Zimmern bei Lauda auf. Sein Vater, Georg Landwehr, kam während des Kriegs ums Leben, so dass die Mutter, Augusta, geb. Mühlig, die Kinder allein großziehen musste. Der Junge besuchte die Volksschule in Zimmern und wechselte im Herbst 1947 auf das Gymnasium in Tauberbischofsheim. Er wohnte während seiner Gymnasialzeit im Erzbischöflichen Konvikt. Im Frühjahr 1954 legte er die Reifeprüfung ab. Über seinen Wunsch, Priester zu werden, schrieb der Rektor des Gymnasialkonvikts: „*Seine Neigung zum Priestertum ist ernst und ehrlich; er hat wohl von den untersten Klassen an bis heute nichts anderes erstrebt.*“ In Freiburg und Würzburg studierte Landwehr Theologie und empfing am 31. Mai 1959 im Freiburger Münster mit 24 weiteren Diakonen von Erzbischof Hermann Schäufele die heilige Priesterweihe. Eine Woche später wurden 10 weitere Kurskollegen in der Kirche St. Stephan in Karlsruhe ebenfalls durch den Freiburger Erzbischof zu Priestern geweiht.

Seinen Dienst als Vikar in Forst bei Bruchsal konnte Landwehr aufgrund einer schweren Erkrankung erst zum 1. August 1959 antreten. Weitere Stationen seiner Vikarszeit waren Brühl bei Schwetzingen, Königshofen und die Konstanzer Müns-terpfarrei. Seine Prinzipale waren zufrieden mit ihm und schrieben in ihren Jahresberichten beispielsweise „*möchte ihm nicht verlieren*“, oder „*wurde von Jung und Alt in der ganzen Pfarrei als eifriger Priester geachtet*“. Zum 7. September 1966 erhielt Elmar Landwehr seine erste eigenverantwortliche Stelle als Pfarrer in Kilsheim bei Tauberbischofsheim. Die Investitur erfolgte wenige Tage später am 18. September 1966. Pfarrer Landwehr ging zielstrebig ans Werk, baute eine Standesseelsorge auf und wurde Dekanatsmännerseelsorger, Kammerer des Dekanats, Beichtvater für den Schwesternkonvent im Erzbischöflichen Studienheim Tauberbischofsheim, und übernahm bereitwillig weitere Aufgaben über seine Pfarrei hinaus. Der innere Aufbau seiner Pfarrei gelang ihm, was angesichts der Herausforderung einer neu errichteten Bundeswehrkaserne, dem damit entstehenden Zuwachs und der Fluktuation in der Gemeinde hervorzuheben ist. Zum 13. April 1976 wurde Pfarrer Landwehr auf die Pfarrei St. Jakobus in Lauda-Königshofen angewiesen. Damit oblag ihm zugleich die Pastoration von Oberlauda und Heckfeld. Wieder arbeitete er mit ganzem Einsatz und wurde 1980 erstmals zum Dekan des Dekanats Lauda gewählt. In den folgenden Jahren wurde er dreimal (1987, 1993 und 1999) in seinem Amt bestätigt. Als Würdigung für seinen „*Eifer und selbstlosen Einsatz*“ ernannte Erzbischof Oskar Saier Elmar Landwehr am 13. Dezember 1983 zum Geistlichen Rat ad honorem. Bereitwillig übernahm Pfarrer Landwehr 1989 als Administrator vorübergehend die Pfarrei Hl. Kreuz in Gerlachsheim und 1995 die Administration der Pfarreien Ravenstein-Ballenberg, Ravenstein-Hünghheim und Ravenstein-Oberwittstadt.

Im Frühjahr 1999 setzte ihm seine Gesundheit Grenzen, und er musste Erzbischof Oskar Saier bitten, ihn von seinen Aufgaben zu entpflichten. Er war jedoch bereit, eine weniger arbeitsreiche Aufgabe zu übernehmen und stand auch weiterhin für das Amt des Dekans im Dekanat Lauda zur Verfügung. Seine Amtszeit endete mit Vollendung des 70. Lebensjahres. Zum 1. Dezember 1999 wurden Pfarrer Landwehr die Pfarreien Allerheiligen in Wittighausen-Unterrittighausen und St. Martin in Wittighausen-Poppenhausen übertragen. Pfarrer Landwehr zog ins das Pfarrhaus in Unterrittighausen. Die Investitur erfolgte am 17. September 2000. Pfarrer Elmar Landwehr war ein in der Bevölkerung äußerst beliebter Seelsorger und bewährte sich auf allen Pfarrstellen. Auch in der Bistumsleitung stand er in hohem Ansehen, wie Generalvikar Fridolin Keck in einem Schreiben vom 6. September 2004 betonte: „*Geistlicher Rat Landwehr ist ein Priester aus Leib und Seele, erfüllt von seinem Auftrag, von allen Seiten, kirchlichen wie staatlichen, geschätzt, zielstrebig und engagiert, so dass wir uns noch viele Priester dieser Art wünschten.*“ Nach kurzer schwerer Krankheit starb er am 23. März 2009 im Krankenhaus Bad Mergentheim. Er wurde am 28. März 2009 auf dem Friedhof Wittighausen-Unterrittighausen beigesetzt. Jürgen Brüstle

Opitz Friedrich Karl, Geistlicher Rat ad honorem, Chorbischof von Tiruvalla (Indien)

Geb. 20. 2. 1916 in Eberbach; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 1940–1945 Kriegsdienst; 8. 8. 1945 Vikar in Brühl; 5. 2. 1946 zweiter Präfekt und Religionslehrer an der Heim-

schule Lender in Sasbach; 1. 1. 1950 Vikar in Sasbach; 15. 4. 1953 Pfarrverweser in Dallau; 1. 12. 1954 Pfarrverweser in Triberg; 26. 10. 1958 Pfarrer daselbst; 1971 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 5. 1976 Rektor im Schönstattheim Marienfried in Oberkirch; 1. 11. 1991 Ruhestand in Telgte; 4. 12. 1997 Ruhestand in Kappelrodeck-Waldulm; 1. 9. 1998 Ruhestand in Triberg; August 2003 Ruhestand in Ottersweier; gest. 17. 6. 2009 in Bühl; beerd. 22. 6. 2009 in Ottersweier.

Friedrich Opitz wurde am 20. Februar 1916 als Sohn des Seilermeisters Karl Opitz und seiner Frau Maria, geb. Frank, in Eberbach am Neckar geboren. Schon in der Volksschulzeit erwachte in ihm der Wunsch, Priester zu werden. Zunächst besuchte er die heimische Realschule, doch Pfarrer Steiert bereitete ihn mit Lateinstunden auf den Übertritt ins Gymnasium in Tauberbischofsheim vor, wo er 1935 seine Abiturprüfung ablegte. Nach dem halbjährigen Einsatz im Reichsarbeitsdienst konnte Friedrich Opitz im Wintersemester 1935/36 mit dem Studium der Philosophie und der Theologie in Freiburg beginnen, die zwei freien Semester verbrachte er in Münster. Das Seminarjahr in St. Peter wurde gekürzt, weil vielen der Diakone die Einberufung zur Wehrmacht drohte. So wurden am 2. April 1940 76 Kandidaten zu Priestern geweiht. Weil das Münster in Freiburg für diese große Zahl zu klein war, wurde Friedrich Opitz mit 26 anderen Diakonen durch Weihbischof Wilhelm Burger in der Konviktskirche konsekriert. Der Neupriester Opitz hatte Glück, denn er konnte zum weiteren Studium nochmals ins Seminar nach St. Peter gehen, bis er dann am 10. Juli 1940 als Sanitätssoldat zur Wehrmacht eingezogen wurde. 1942 wurde er durch eine Mine verwundet. Aus der amerikanischen Gefangenschaft konnte er bereits im Juni 1945 nachhause zurückkehren. Er stellte sich sofort der Diözese zur Verfügung und wurde zum 8. August 1945 als Vikar nach Brühl bei Schwetzingen angewiesen. Es folgte ein kurzer Aufbaukurs von November 1945 bis Januar 1946. Zum 5. Februar 1946 wurde er zum zweiten Präfekten an der Heimschule Lender in Sasbach ernannt, wo er zugleich auch als Religionslehrer tätig war. Zum 1. Januar 1950 wurde er Vikar in der Pfarrei Sasbach, um den altgewordenen Pfarrer Anton Himmelsbach zu unterstützen. Es war für Opitz eine harte Schule, weil er die veralteten Methoden seines Prinzipals nicht gutheißen konnte. Zum 15. April 1953 wurde er als Pfarrverweser nach Dallau bei Mosbach angewiesen, wo er auch an den Schulen in Mosbach als Religionslehrer tätig war. Für den rührigen Pfarrer war der Ort allerdings zu klein, und so folgte zum 1. Dezember 1954 die Versetzung als Pfarrverweser nach Triberg, wo er am 26. Oktober 1958 investiert wurde.

Hier fand Pfarrer Opitz eine seiner Lebensaufgaben. In 22 Jahren intensiver seelsorgerlicher Arbeit prägte er die Gemeinde Triberg in besonderer Weise. Sehr bald sah er die Notwendigkeit einer neuen Pfarrkirche im Zentrum der Stadt. Sie wurde gebaut und schon 1958 eingeweiht. Dazu gehörten auch ein neuer Pfarrsaal, ein Kindergarten und das Pfarrhaus, kurz, ein Zentrum für das kirchliche Leben in der Stadt. Als bewährter Schulmann – Opitz hielt in dieser Zeit 20 Stunden Religionsunterricht am Gymnasium und in der Hauptschule – baute er das Internat und das Gymnasium der Schwarzwaldhochschule. Durch das „Sozialwerk Schwarzwald“ sorgte er mit dem Bau eines Kranken-, Alten- und Pflegeheims für die alten und schwachen Menschen. So verwirklichte er, dass die Kirche ihren Dienst in den drei Bereichen Liturgie, Verkündigung und Diakonie ineinander verzahnen konnte. Dass dies gelungen ist, zeigt die Überschrift des Zeitungsartikels im „Südkurier“ zum diamantenen Priesterjubiläum von Pfarrer Opitz: *„Friedrich Opitz – ein Geistlicher mit weltlicher Tatkraft.“*

Schon 1971 würdigte Erzbischof Hermann Schäufele dieses immense Schaffen mit dem Titel „Geistlicher Rat ad honorem“. Pfarrer Opitz' Leben und Wirken war geprägt durch eine innige Marienverehrung. An Mariens Hingabebereitschaft orientierte er sich ein Leben lang; daher ist es nicht verwunderlich, dass er 1976 die frei gewordene Stelle eines Rektors des Schönstattwerkes Marienfried in Oberkirch übertragen bekam. Auch hier sah er die Notwendigkeit eines Erweiterungsbaus mit einer integrierten Kapelle; bald darauf stand dann auch die Mariensäule hinter diesem Bau. Die bewährte Bildungsarbeit von Triberg konnte er in neuer Weise fortsetzen. In einem Artikel im „Südkurier“ wird von 670 Einkehrtagen, 17 Wallfahrten, 55 Exerzitienkursen u. a. m. berichtet. Und in Oberkirch wurde er zum Schriftsteller, was die Aufstellung seiner Schriften im Anhang beweist.

Einen schmerzlichen Eingriff bedeutete ihm die Erreichung der Altersgrenze mit 75 Jahren am 20. Februar 1991. Der rührige Schaffer Opitz wollte es nicht verstehen, doch trat er zum 1. November 1991 in den verordneten Ruhestand und übernahm als Hausgeistlicher die Seelsorge im Altenheim „Maria Rast“ in Telgte im Münsterland. Auf seinen Einfluss hin erneuerte Bischof Lettmann die Weihe des Bistums Münster an das „*unbefleckte Herz der Gottesmutter Maria*“, die Bischof von Galen 1943 erstmals vollzogen hatte, zum 50. Jahrestag. Dasselbe initiierte Pfarrer Opitz mit Erzbischof Dyba in Fulda, der 1994 zum 40. Jahrestag der seinerzeit von Kardinal Frings für ganz Deutschland vorgenommenen Marienweihe diese erneuerte. Krankheitshalber musste Geistlicher Rat Opitz im Dezember 1997 den Dienst in Telgte aufgeben. Er wohnte zunächst bei seinem Kursgenossen Pfarrer Josef Wenkert in Kappelrodeck-Waldulm und wechselte dann zum 1. September 1998 in das Altenpflegeheim St. Antonius in Triberg, wo er die Seelsorge im Haus übernahm und nach Möglichkeit auch gern in der Pfarrei mithalf.

Zum Abschluss kommt noch ein Aspekt hinzu, der das Wirken von G. R. Opitz ein Leben lang prägte. Über 40 Jahre war er mit der Diözese Tiruvalla in Kerala in Indien verbunden, der er tatkräftig half beim Bau von Kirchen, Schulen, Krankenhäusern und vor allem in der Priesterausbildung. Deshalb verlieh ihm der jetzige Bischof Mar Timotheus im März 2002 den Titel eines Chorbischofs der Kathedrale von Tiruvalla der syrisch-malankarischen-katholischen Kirche, einen Titel, der unserem „Ehrendomherrn“ gleichkommt. Im August 2003 wechselte G. R. Opitz nochmals seinen Wohnsitz und ging zu den „Brüdern vom gemeinsamen Leben“ nach Ottersweier, die dort die Wallfahrtskirche Maria Linden betreiben. Er erholte sich und kam wieder zu Kräften, sodass er weiterhin im Beichtstuhl sitzen und bis fünf Wochen vor seinem Tod auch den Sonntagsgottesdienst mit Predigt halten konnte. Nach kurzer Krankheit starb er im Krankenhaus Bühl am 17. Juni 2009 und wurde auf dem Friedhof bei der Wallfahrtskirche Maria Linden am 22. Juni 2009 bestattet.

Heinrich Heidegger

Schriften (Auswahl):

- Marianisches Erbe im badischen Land. Ottobeuren 1982.
- Maria rettet den Papst, das Abendland, die Familie. Vom Sinn und Segen der Marienweihe. 2. Auflage, Münster 1988.
- Siehe, deine Mutter. Eine biblische Begründung (Auf Maria schauen. Weggeleit ins dritte Jahrtausend, Band 1). Münster 1990.
- Klopfszeichen Gottes – Die Wende im Ostblock. Münster 1991.

- Marienweihe. Geschichte, Theologie, Probleme, Praxis und Beispiele. 3. Auflage, Münster 1993.
- Vierzig Jahre Marienweihe Deutschlands. Münster 1994.

Ruby Josef

Geb. 15. 8. 1919 in Mechernich; ord. 1. 8. 1948 in der Benediktinerabtei Maria Laach; 1957 Austritt aus dem Benediktinerorden; 1. 2. 1957 Seelsorger in Heusweiler/Saar; 1957 Inkardination in die Diözese Hildesheim; 15. 10. 1957 Kaplan in Hildesheim (St. Johann); 1. 3. 1963 Pastor in Hildesheim (Guter Hirte); 4. 8. 1976 Pfarrverweser in Unter- und Oberlauchringen; 15. 12. 1976 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg; 15. 8. 1981 Pfarrer in Unterlauchringen; 24. 3. 1997 Ruhestand in Oberlauchringen; 1998 Ruhestand in Tiengen (Waldshut-Tiengen); gest. 25. 7. 2009 in Waldshut; beerd. 4. 8. 2009 in Freiburg-Littenweiler, Bergäckerfriedhof.

Josef Ruby wurde als sechstes von zwölf Kindern des Ehepaares Dr. Joseph Ruby und Elisabeth, geb. Poensgen, am 15. August 1919 in Mechernich geboren. Dr. Joseph Ruby war kaufmännischer Direktor einer Versicherungsgesellschaft und zog berufsbedingt gleich nach Josefs Geburt nach Freiburg, wo die Familie heimisch wurde. Die Rubys waren eine bemerkenswerte Familie: Von den neun Jungen studierten sechs Theologie; einer ist nach der Weihe Sanitätssoldat geworden und gefallen, ein anderer wurde als Student eingezogen und ist gefallen. Als der selige Karl Leisner seine freien Semester in Freiburg absolvierte, wurde ihm die Familie Ruby zu einer zweiten Heimat und er freundete sich mit Elisabeth Maria an, die Seelsorgshelferin geworden war. Josef Ruby besuchte nach vier Volksschuljahren das Bertholdgymnasium. Da kein eigenhändiger Lebenslauf von Josef Ruby vorhanden ist, wissen wir nichts über die Beweggründe für seinen Eintritt in das Benediktinerkloster Maria Laach im Jahre 1939. Sein Philosophie- und Theologiestudium absolvierte er an den Ordenshochschulen in Maria Laach und Beuron, unterbrochen durch den Militärdienst von 1941 bis 1945. Am 1. August 1948 wurde er in Maria Laach durch Bischof Godehard Machens von Hildesheim zum Priester geweiht.

In Maria Laach wurde Ruby zunächst als Jugendseelsorger eingesetzt. 1953 wurde er wissenschaftlicher Assistent am Liturgischen Institut in Trier. In den Personalakten ist nichts zu finden über die Beweggründe des Klosteraustritts, ebenso wenig das genaue Datum. Nach dem Personalbogen der Diözese Hildesheim war er zunächst Seelsorger in Heusweiler/Saar vom 1. Februar bis 15. Oktober 1957. Weil die Familie Ruby mit dem damaligen Bischof von Hildesheim, Heinrich Maria Janssen, befreundet war, bat Josef Ruby um die Inkardination in das Bistum Hildesheim, was ihm auch gewährt wurde, so dass er zum 15. Oktober 1957 als Vikar in Hildesheim eingesetzt werden konnte. Neben der Vikarstätigkeit war er auch Religionslehrer an den gewerblichen Berufsschulen in Hildesheim. Zum 1. März 1963 wurde Josef Ruby zum Pfarrer der Gemeinde Guter Hirte in Hildesheim ernannt. Weil es zu Spannungen in dieser Pfarrei kam, bot ihm der Bischof 1976 eine andere Pfarrei an, er ermöglichte ihm aber auch die Rückkehr in seine Heimatdiözese Freiburg. Josef Ruby nahm dieses zweite Angebot an. Noch vor der Inkardination in unsere Erzdiözese am 15. Dezember 1976 wurde er am 4. August 1976 zum Pfarrverweser der beiden Pfarreien Unter- und Oberlauchringen ernannt. Am 15. August 1981 wurde er auf die Pfarrei Herz Jesu

in Unterlauchringen investiert und weiterhin zusätzlich mit der Seelsorge der Pfarrei St. Andreas in Oberlauchringen betraut.

Erzbischof Oskar Saier schrieb am 9. Juni 1989 an Pfarrer Josef Ruby: *„Sie waren um den inneren und äußeren Aufbau der beiden Gemeinden bemüht. Sie setzten ihre Kraft sowohl für die notwendigen Bau- und Renovationsmaßnahmen wie auch für die Seelsorge ein. Mit besonderem Interesse nahmen Sie sich der Liturgie und der Kindergärten an. Dies wissen viele zu schätzen.“* Doch leider blieben auch hier die Spannungen innerhalb der beiden Pfarreien nicht aus. Josef Ruby war geprägt durch die Kampfzeit im Dritten Reich. Obwohl er das Zweite Vatikanische Konzil guthieß, konnte er mit seinen Konsequenzen, beispielsweise mit der verantwortlichen Mitarbeit der Laien, nicht gut umgehen. Er war kompromisslos, wenn es um die Wahrheit des Glaubens ging, auch wenn andere Deutungen zulässig waren. Mit seinem autoritären Führungsstil eckte er auch bei den Behörden wie den Schulleitungen oder im Kindergartenbereich an. Dadurch wurden auch die Medien auf ihn aufmerksam, und so wurden er selbst wie auch seine Gemeinden auf ungute Weise bekannt.

Seine Liebe zu Tieren – er hielt zeitweise vier Pferde und einige Hunde – wurde ihm zum Verhängnis. Nicht nur, weil er sich gesundheitlich fit fühlte, konnte er sich einen Ruhestand mit 70 Jahren, der ihm im besagten Brief vom 9. Juni 1989 nahegelegt wurde, nicht vorstellen. Er brauchte auch für seinen Lebensstil und den Umgang mit seinen Tieren ein entsprechendes Haus und Stallungen. Pfarrer Ruby fand jahrelang keinen geeigneten Platz, zumal auch seine Haushälterin zugleich Leiterin des Kindergartens in Oberlauchringen war und ihren Beruf nicht aufgeben wollte. Weil sich die Situation in den beiden Pfarreien nicht beruhigte, drohte ihm Erzbischof Saier 1997 mit einem Amtsenthebungsverfahren, so dass Pfarrer Ruby nun nachgab und zum 23. März 1997 seinen Verzicht auf die Pfarrei Herz Jesu in Unterlauchringen und auf die Mitpastoration von St. Andreas in Oberlauchringen erklärte. Pfarrer Ruby blieb zunächst in Oberlauchringen wohnen und zog 1998 nach Tiengen. Dort feierte er sein goldenes Priesterjubiläum. Er unterstützte die Seelsorgsarbeit und hielt Gottesdienste in den Ortsteilen und in der Umgebung; sich selbst bezeichnete er als *„Stein des Anstoßes“*. Sein diamantenes Priesterjubiläum feierte er 2008 in aller Stille. Kurz vor seinem 90. Geburtstag starb Pfarrer Ruby am 25. Juli 2009 im Krankenhaus Waldshut und wurde am 4. August 2009 wunschgemäß in Freiburg-Littenweiler auf dem Bergäckerfriedhof begraben.

Heinrich Heidegger

Scherer Leopold

Geb. 2. 1. 1928 in Rust; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 30. 6. 1951 Vikar in Gernsbach; 29. 7. 1954 Vikar in St. Leon; 19. 10. 1954 Vikar in Altglashütten; 1. 4. 1955 Vikar in Stadelhofen; 4. 7. 1956 Vikar in Mannheim-Friedrichsfeld; 7. 5. 1958 Vikar in Wertheim; 4. 11. 1960 Kurat in Baden-Baden-Geroldsau; 24. 6. 1969 Pfarrer ebd.; 1. 12. 2007 Ruhestand in Baden-Baden; gest. 24. 12. 2009 in Baden-Baden; beerd. 30. 12. 2009 in Rust.

Leopold Scherer wurde am 2. Januar 1928 in Rust geboren. Seine Eltern waren der Schuhmacher und Landwirt Anton Scherer und Rosa, geb. Moog. Er wuchs in Rust auf, und da er schon als Kind den Wunsch hatte, Priester zu werden, trat er nach dem Besuch der Volksschule in die Oberrealschule in Ettenheim ein, wo er im Sommer

1948 das Abitur ablegte. Zum Wintersemester 1948/49 nahm er in Freiburg das Studium der Theologie auf, und nach der pastoralpraktischen Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter wurden er und 38 Mitbrüder, unter ihnen der spätere Freiburger Weihbischof Wolfgang Kirchgässner und der spätere Universitätsprofessor Friedrich Butter, am 30. Mai 1954 durch Weihbischof Eugen Seiterich im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Nach Vertretungen in Gernsbach im Murgtal und in St. Leon wurde Vikar Scherer nach Altglashütten angewiesen. Es folgten weitere Vikarstellen in Stadelhofen, Mannheim-Friedrichsfeld und Wertheim. Scherer bewährte sich als lebensnaher Prediger und eifriger Seelsorger, der von seinen Prinzipalen gelobt wurde. Seine erste eigenverantwortliche Stelle war dann die Kuratie Baden-Baden-Geroldsau. Er bewährte sich erneut, trieb den inneren und äußeren Aufbau voran, und nach der Erhebung der Kuratie zur Pfarrei im Jahre 1969 wurde Scherer als ihr erster Pfarrer investiert. Insgesamt 47 Jahre wirkte er segensreich in Geroldsau. In diesen Jahren wurden unter seiner Regie ein Pfarrhaus mit einem Gemeinderaum und ein Kindergarten mit Schwesternhaus gebaut. Die Pfarrkirche ließ Pfarrer Scherer renovieren und später den Kindergarten erweitern. Über seine Pfarrei hinaus engagierte er sich viele Jahre als Dekanatsjugendseelsorger und hatte dabei besonders die Ministrantenarbeit im Blick. Außerkirchlich setzte er sich im Stadtjugendausschuss der Stadt Baden-Baden für die Interessen junger Menschen ein. Zum 1. Dezember 2007, nach 53 Jahren als Priester und wenige Wochen vor seinem 80. Geburtstag, verzichtete Pfarrer Scherer auf seine Pfarrei und trat in den Ruhestand. Diesen verbrachte er in Geroldsau und half weiterhin in der Seelsorge mit, wann immer Not am Mann war. Er starb an Heiligabend 2009 in Baden-Baden und wurde am 30. Dezember 2009 in seinem Heimatort Rust beerdigt.

Jürgen Brüstle

Schlegel P. Norbert Klaus O Praem.

Geb. 9. 3. 1940 in Allenstein (Ostprien); 20. 5. 1971 feierliche Profess in Rom; ord. 29. 6. 1971 in Königstein; 1971 Vikar in Villingen (Hl. Kreuz); 1973 Religionslehrer in Villingen; 15. 11. 1974 Pfarradministrator in Obereschach; 1983 Prior in Mananthavady (Kerala/Indien); 1985 leitender Prior des Prämonstratenserstifts Tepl-Villingen; 1987 zusätzlich Spiritual bei den Dillinger Franziskanerinnen in Maria Medingen; 1991 Vertriebenenseelsorger des Bistums Augsburg; 16. 2. 1993 Vorsitzender des Sudetendeutschen Priesterwerks; 1993 Pfarrer in Frankfurt-Rödelheim (St. Antonius); 1. 9. 1998 Rektor des Bildungs- und Exerzitienhauses St. Johann in Brannenburg, zugleich Visitor für die Sudetendeutschen; gest. 29. 8. 2009 in Brannenburg; beerd. 4. 9. 2009 in Obereschach.

Im Jahr 2009 gab Pater Schlegel einer großen deutschen Boulevardzeitung ein kurzes Interview, in dem er sein Schicksal als „Suchkind“ schildert. Flucht und Vertreibung aus der Heimat, Irrwege von Ostpreußen über Flensburg bis auf die Baar nach Gutmadingen, Verlust der Eltern, Aufnahme in einer Pflegefamilie – in Schlegels Kindheit spiegelt sich, auf eine Einzelbiografie konzentriert, ein zentraler Teil der Geschichte des 20. Jahrhunderts wider. Noch in vorgerücktem Alter litt Pater Schlegel, wie er in dem Interview sagte, darunter – vor allem unter dem Verlust seiner Eltern –, und dennoch könnte man sein Leben in der Rückschau als erfolgreich und

wohl auch erfüllt betrachten. Über seine Jugendjahre ist wenig Gesichertes überliefert, eine Personalakte existiert im Erzbischöflichen Archiv Freiburg nicht, und die Angaben in den teils im Internet zu findenden Nachrufen sind lückenhaft. Die Volksschule besuchte Schlegel in Gutmadingen, anschließend bis zur mittleren Reife ein Gymnasium. Von 1960 bis 1964 schloss sich „eine pädagogische Ausbildung mit Praktikum in Konstanz“ und schließlich der Besuch eines Abendgymnasiums in Mainz an, der mit dem Ablegen der Reifeprüfung im Jahr 1966 endete – so die Angaben in der vom Sudetendeutschen Priesterwerk e. V. veröffentlichten Todesanzeige. Danach trat Schlegel in das Prämonstratenserstift Tepl ein, das nach der Vertreibung ein Domizil in Schönau bei St. Goarshausen gefunden hatte.

Im Jahr 1967 nahm Schlegel das Theologiestudium an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom auf, legte 1971 die Feierliche Profess ab und wurde bald darauf in Königstein oder Limburg – hier differieren die Angaben – zum Priester geweiht. Zunächst führte ihn der Berufs- und Lebensweg zurück in seine zweite Heimat. Als Religionslehrer am Wirtschaftsgymnasium in Villingen, als Pfarradministrator in Obereschach und als Präses der KAB in der Region Schwarzwald-Baar wirkte P. Norbert Schlegel reichlich ein Jahrzehnt im Erzbistum Freiburg. Es folgte 1983 ein nur rund zwei Jahre währender Einsatz als Prior der Missionsstation im indischen Mananthavady, ehe er 1985 zum leitenden Prior des Stiftes Tepl-Villingen gewählt wurde. Durch dessen Verlegung nach Obermedlingen im Bistum Augsburg kam Schlegel erstmals dienstlich nach Bayern; das Amt des Spirituals bei den Dillinger Franziskanerinnen in Maria Medingen erweiterte sein Aufgabenspektrum. Die Ernennung zum Vertriebenenseelsorger durch den Augsburger Oberhirten im Jahr 1991 verstärkte den schon lange bestehenden Kontakt zu den Heimatvertriebenen. So ist es nicht verwunderlich, dass das „Sudetendeutsche Priesterwerk“ ihn zu seinem Vorsitzenden wählte, während die Deutsche Bischofskonferenz ihn zum Visitor für die Sudetendeutschen ernannte. Zwar wurde P. Schlegel, ebenfalls 1993, als Pfarrer in Frankfurt-Rödelheim noch einmal für einige Jahre in der Gemeindegeseelsorge aktiv, doch die geistliche Betreuung der Sudetendeutschen wurde mehr und mehr zu seinem zentralen Lebensinhalt.

Zum 1. September 1998 verzichtete er auf seine Pfarrei und zog nach Brannenburg im Erzbistum München und Freising, um die Leitung des Bildungs- und Exerzitienhauses St. Johann zu übernehmen. Seitdem häuften sich Termine und Verpflichtungen, weit über die unmittelbare Umgebung von Brannenburg hinaus. „*Ein Maßstab seiner Arbeit ist der Tachometerstand seines Autos*“, heißt es im Nachruf des Sudetendeutschen Priesterwerks und der Sudetendeutschen Landsmannschaft. „*Die Belastungen waren unendlich groß*“, doch „*viele Menschen, die ihm begegnen durften, sind ihm von Herzen dankbar*“, fährt der Text fort. Nicht mehr vergönnt waren P. Norbert Schlegel die „*Jahre in Ruhe*“, die er sich zuletzt immer wieder gewünscht hatte, und auch sein Wunsch, in den Schwarzwald heimzukehren, den er kurz vor seinem Tod äußerte, ging nicht mehr in Erfüllung. Er starb am 29. August 2009 in Brannenburg und wurde am 4. September 2009 in Obereschach beigesetzt. Zuvor hatten zahlreiche Weggefährten und Mitbrüder im Rahmen eines in der dortigen Kirche gefeierten Pontifikalrequiems Abschied von ihm genommen.

Christoph Schmider

Schoisengeyer Peter Anton

Geb. 28. 2. 1952 in Tauberbischofsheim; ord. 27. 5. 1984 in Mannheim; 29. 6. 1984 Vikar in Wertheim; 6. 9. 1984 Vikar in Lauda; 23. 10. 1987 Pfarradministrator in Buchen-Hettingen und Buchen-Götzingen; 4. 11. 1992 Vorsitzender des Pfarrverbandes Buchen-Mudau; gest. 11. 7. 2009 in Bad Mergentheim, beerd. 16. 7. 2009 in Buchen-Hettingen.

Peter Schoisengeyer wurde am 28. Februar 1952 als Sohn des Angestellten Leopold Schoisengeyer und seiner Ehefrau Julia, geb. Hupp, in Tauberbischofsheim geboren. Er wuchs mit seinen drei Geschwistern in einem christlich geprägten Elternhaus auf. Der Vater gehörte der örtlichen Kolpingsfamilie an, die Mutter war Mitglied des Laienapostolats. Schoisengeyer äußerte bereits im Alter von zehn Jahren den Wunsch, Priester zu werden. Aber in den sechs Jahren im Internat der Abtei Weingarten, wo er nach der Volksschule lebte und zur Schule ging, kam er von diesem Wunsch wieder ab. Von 1969 bis 1973 besuchte er das Matthias-Grünewald-Gymnasium, wo er 1973 das Abitur ablegte. An der Universität Würzburg studierte er sechs Semester lang Jura, bis er sich nach reiflicher Überlegung entschloss, Theologie zu studieren und Priester zu werden. Schoisengeyer nahm zum Wintersemester 1976/77 in Würzburg das Studium der Philosophie und der Theologie auf, das er im Sommersemester 1977 als Priesteramtskandidat der Erzdiözese Freiburg fortführte. Die Externitas verbrachte er wieder in Würzburg. Nach einem zwanzigmonatigen Gemeindepraktikum in der Pfarrei St. Bonifatius in Tauberbischofsheim und in St. Nikolaus in Tauberbischofsheim-Impfingen schloss er seine pastoralpraktische Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter ab und wurde am 27. Mai 1984 mit neun weiteren Diakonen von Erzbischof Oskar Saier in der Jesuitenkirche in Mannheim zum Priester geweiht.

Nach einer Vertretung in der Pfarrei St. Venatius in Wertheim wurde Schoisengeyer zum 6. September 1984 als Vikar nach Lauda (St. Jakobus) versetzt. Dort sammelte er Erfahrung in der praktischen Seelsorgearbeit. Zum 23. Oktober 1987 wurde er als Pfarradministrator auf die Pfarreien St. Peter und Paul, Buchen-Hettingen, und St. Bartholomäus, Buchen-Götzingen, mit der Filiale Rinschheim angewiesen. Am 3. November 1991 wurde er mit der Zustimmung des Fürsten von Leiningen, des Patronatsherren, auf die Pfarrei Hettingen investiert und am 14. Dezember desselben Jahres auf die Pfarrei Götzingen. Er wirkte mehr als 21 Jahre in den Pfarreien im Odenwald und engagierte sich seit 1992 auch als Vorsitzender des Pfarrverbandes Buchen-Mudau. Er hatte früh erkannt, welche Baumaßnahmen notwendig waren, und unter seiner Regie wurden die Pfarrkirche St. Peter und Paul innen und außen rennoviert, eine neue Orgel angeschafft und der Kindergarten St. Odilia erweitert, um nur einige wichtige Maßnahmen zu nennen. Vor allem aber zeigte er sich als ein zeitaufgeschlossener Priester, der sich ganz für seine Gemeinde einsetzte. *„Die Nähe zu den Menschen war ihm ein Anliegen“*, wie die Zeitung „Fränkische Nachrichten“ in einem Nachruf schrieb. Pfarrer Schoisengeyer war seit seiner Jugend schwer krank und gerade deshalb sensibel für die Leiden anderer Menschen. Er starb am 11. Juli 2009 im Krankenhaus in Bad Mergentheim und wurde am 16. Juli 2009 auf dem Friedhof in Buchen-Hettingen beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Schot van der Gerard, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 20. 9. 1923 in Amsterdam; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 30. 6. 1954 Vikar in Baden-Baden (Liebfrauen); 29. 7. 1954 Vikar in Kirchzarten; 1. 9. 1954 Vikar in Huttenheim; 1. 2. 1955 Vikar in Mannheim (St. Peter); 15. 9. 1961 Pfarrkurat in Schwetzingen (St. Marien); 1. 4. 1970 Pfarrer ebd.; 1969–1994 Schuldekan im Dekanat Schwetzingen-Wiesloch; 18. 12. 1989 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 8. 2002 Ruhestand in Schwetzingen; gest. 16. 4. 2009 in Schwetzingen; beerd. 24. 4. 2009 in Schwetzingen.

Gerard van der Schot kam anfangs nicht freiwillig nach Freiburg. In Amsterdam geboren, besuchte er dort die Schule und legte an einer Oberrealschule im Jahre 1941 die Reifeprüfung ab. Da er Theologie studieren und Priester werden wollte, nahm er das Studium der Humaniora auf, wurde aber von den deutschen Militärbehörden als Zwangsarbeiter nach Deutschland deportiert und gelangte so im Jahre 1943 nach Freiburg. Bis Kriegsende arbeitete er bei einer Speditionsfirma als Kontorist im Büro. Er konnte sich frei bewegen und trat bereits 1943 dem Freiburger Domchor bei. Er machte dadurch Bekanntschaft mit Monsignore Franz Stemmer, Dr. Rudolf Geis und anderen Geistlichen in Freiburg. Für seinen späteren Wunsch, in Freiburg studieren zu wollen, war das von Bedeutung. Nach dem verheerenden Bombenangriff am 27. November 1944 verlor er sein Obdach, kam aber bei Pfarrer Alois Wagner in Merzhäusern unter. Nach dem Krieg kehrte van der Schot nach Amsterdam zurück, beendete seine Humaniora und legte 1948 das Staatsabitur ab. In den Freiburger Jahren hatte er, obwohl er Zwangsarbeiter war, Land und Leute „*kennen und lieben*“ gelernt, wie der Direktor der „St. Johannesscholen“ in Amsterdam schrieb. Und da er seitens der theologischen Fakultät in Freiburg die Zulassung zum Studium der Theologie erhalten hatte, ging er zurück in den Breisgau und nahm sein Studium auf. In dieser Zeit wohnte er beim badischen Staatspräsidenten Leo Wohleb. Zum Sommersemester 1950 fand er Aufnahme im Collegium Borromaeum.

Am 30. Mai 1954 empfingen Gerard van der Schot und 38 weitere Diakone von Weihbischof Eugen Seiterich im Freiburger Münster das Sakrament der Priesterweihe. Er begann seine Vikarszeit mit zwei Vertretungsstellen in Baden-Baden (Liebfrauen) und Kirchzarten (St. Gallus) und wurde dann nach Huttenheim und 1955 nach Mannheim (St. Peter) angewiesen. Er war ein fleißiger Seelsorger, der durch zahlreiche Begabungen auffiel. Er galt als ausgezeichnete Prediger und Katechet, war ein beliebter Beichtvater, kümmerte sich besonders um die Kranken und Armen und scheute vor keiner Arbeit zurück. Vor allem stach aber seine musikalische Begabung hervor: Gerard van der Schot war ein ausgezeichnete Pianist. Van der Schot hatte sich auf seinen bisherigen Stellen ausgezeichnet und brachte die besten Voraussetzungen für eine anspruchsvolle Stelle mit, die neu errichtete Pfarrkuratie St. Marien in Schwetzingen. In den folgenden Jahren setzte er sich voll für den inneren und äußeren Aufbau der jungen Kuratie ein. Es galt, den Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils in die Gemeinde zu tragen, aber auch die baulichen Voraussetzungen hierfür zu schaffen. Ein Kindergarten und ein Pfarrhaus mussten errichtet werden, eine Orgel wurde ebenso angeschafft wie ein Geläut für die Pfarrkirche. Am 1. April 1970 wurde er der erste Pfarrer der Gemeinde, die Investitur erfolgte am 28. April 1970.

Am Gymnasium in Schwetzingen erteilte van der Schot Religionsunterricht und brachte seine pädagogische Begabung über 25 Jahre hinweg in den Dienst des Schuldekans ein. Er war gleichermaßen bei Schülerinnen und Schülern wie auch bei Kolle-

ginnen und Kollegen geschätzt. Erzbischof Oskar Saier ernannte Pfarrer van der Scot in Dezember 1989 zum Geistlichen Rat ad honorem und würdigte so seine treuen Dienste und sein Pflichtbewusstsein. Zum 1. August 2002 trat Gerard van der Scot in den Ruhestand. Er blieb im Pfarrhaus St. Marien wohnen, weil er weiterhin in der Seelsorge mithelfen wollte. Im Juni 2004 zog er in das Caritas-Altenzentrum in Plankstadt. Er starb am 16. April 2009 im Krankenhaus in Schwetzingen und wurde am 24. April 2009 auf dem Friedhof in Schwetzingen beigesetzt. Jürgen Brüstle

Schönit Rudolf, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 19. 5. 1933 in Buchen; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 26. 6. 1957 Vikar in Kollnau; 3. 9. 1957 Vikar in Pfullendorf; 11. 7. 1958 Vikar in Jöhlingen; 29. 10. 1959 Vikar in Bruchsal (St. Damian und Hugo); 5. 1. 1965 Religionslehrer am Gymnasium Villingen; 10. 9. 1971 Rektor des Erzbischöflichen Studienheims St. Michael in Tauberbischofsheim; 4. 9. 1979 Pfarrer in Mosbach-Neckerelz; 25. 10. 1985 Vorsitzender des Pfarrverbands Mosbach; 6. 11. 1989 Pfarrer in Ottersweier; 3. 12. 1989 bis 30. 11. 1996 Mitpastoration von Ottersweier-Unzhurst; 1990 Definitor im Pfarrverband Bühl-Ottersweier; 18. 12. 1996 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 9. 1998 Pfarrer in Walldürn-Altheim; 1. 9. 2004 Ruhestand im Kloster Erlenbad in Sasbach-Obersasbach; Januar 2009 Ruhestand im ASB-Seniorenzentrum in Buchen; gest. 22. 5. 2009 in Buchen; beerd. 28. 5. 2009 in Buchen.

Rudolf Schönit wurde am 19. Mai 1933 in Buchen geboren. Sein Vater Rudolf Schönit und dessen Ehefrau Hedwig, geb. Lamp, bewirtschafteten einen Hof in der Odenwaldgemeinde. Nach dem Besuch der Volksschule fand der Junge Aufnahme im Realgymnasium in Buchen und trat nach Kriegsende in das Erzbischöfliche Konvikt in Tauberbischofsheim ein. Nach Vorbereitungsstunden im Konvikt konnte er ab dem Herbst 1945 das Gymnasium besuchen. Da sein Vater im Dezember 1950 infolge eines Unfalles starb, musste der Junge fortan in den Schulferien und später in den Semesterferien im landwirtschaftlichen Betrieb mitarbeiten. Nach der Reifeprüfung im Frühjahr 1952 nahm Rudolf Schönit in Freiburg und Würzburg seine philosophisch-theologischen Studien auf, und nach Abschluss der pastoralpraktischen Ausbildung in St. Peter wurden er und 40 weitere Diakone, darunter der spätere Freiburger Erzbischof Oskar Saier, am 2. Juni 1957 von Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht.

Nach einer Vertretung in Kollnau wurde Schönit als Vikar nach Pfullendorf angewiesen. Es folgten weitere Vikarsstellen in Jöhlingen im Kraichgau und in der Hofpfarre in Bruchsal. Der junge Vikar arbeitete sich zur Zufriedenheit seiner Prinzipale in die verschiedenen Bereiche der Seelsorge ein. Vor allem als Religionslehrer und allgemein in der Jugendarbeit zeichnete er sich aus. Als daher in Villingen die Stelle eines hauptamtlichen Religionslehrers zu besetzen war, wies das Erzbischöfliche Ordinariat Rudolf Schönit zum 5. Januar 1965 in dieser Funktion nach Villingen an. Soweit es seine Zeit zuließ, hatte er in der Münsterpfarre mitzuarbeiten. Schönit war belastbar und bewältigte ein großes Maß an Arbeit. Neben 29 Stunden Religionsunterricht oblag ihm die Standesseelsorge für Neudeutschland und Heliand, er half in St. Fidelis, St. Konrad und im Altersheim in Villingen aus. Als im Sommer 1971 die Stelle des Rektors im Erzbischöflichen Studienheim St. Michael in Tauberbischofsheim zu besetzen war, fiel die Wahl auf Rudolf Schönit. Das Ordinariat in Freiburg glaubte,

er sei mit seiner Erfahrung im Umgang mit jungen Menschen der richtige Mann für diese Aufgabe. Schönit zögerte zunächst, nahm aber schließlich die Stelle an.

Er wusste damals noch nicht, *„in welcher schwieriger Situation sich das Haus befand, in dem ich früher selber als Schüler weilte“*. Die Frage der Weiterexistenz stellte sich in aller Schärfe. Die Schülerzahlen waren rückläufig und machten eine gezielte Werbung notwendig. Aber was Schönit noch mehr Sorgen bereitete und mit diesem äußerlichen Befund zusammenhing, war, was er die *„Säkularisierung des religiösen Lebens“* nannte. Ähnliches glaubte er bei den katholischen Jugendverbänden zu erkennen, denen er eine zunehmende Politisierung und immer weniger religiöses Engagement attestierte. Eine Erneuerung des Studienhauses hatte, so war er überzeugt, *„vom Spirituellen und von nichts anderem her“* zu beginnen. *„Denn dieses Haus hat nur dann einen Sinn und erfüllt nur dann seine Aufgabe, wenn es wieder ein Haus wird, in dem Gott die Mitte ist und in dem nicht so sehr eine starre Hausordnung als vielmehr das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe oberster und wichtigster Hausordnungspunkt ist. Eine solche Erneuerung kann aber nur auf der Basis eines radikal und konsequent gelebten Evangeliums in Gemeinschaft mit gleichgesinnten Brüdern erfolgen. Für eine solche Aufgabe jedoch – ich gestehe es traurig – bin ich leider noch nicht genügend gerüstet.“* Dieses Rüstzeug glaubte Rudolf Schönit, der schon geraume Zeit der Fokolare-Bewegung nahestand, auf der Priesterschule der Focolarini in Rom erhalten zu können und bat Erzbischof Hermann Schäufele, ihn hierfür zu beurlauben. Seine Bitte wurde gewährt, und von Oktober 1973 bis März 1974 besuchte er die „Scuola Sacerdotale“ in Frascati. In Tauberbischofsheim machte sich Rektor Schönit erfolgreich an eine Neuausrichtung des Studienheims als Zentrum kirchlicher Jugendarbeit und Jugendbegegnungsstätte. Wie vorausschauend das war, zeigte sich wenig später, als das Konvikt wegen weiterhin fallender Schülerzahlen aufgegeben werden musste, das Studienheim aber weiter erfolgreich arbeiten konnte. Für ihn selbst waren diese Jahre aber auch von Bedeutung, weil er intensiv mit der Fokolarbewegung in Berührung gekommen war. Aus ihrer Spiritualität schöpfte er die innere Kraft für seine vielfältigen Aufgaben.

Nach acht Jahren kehrte Rudolf Schönit in die Pfarrseelsorge zurück und übernahm zum 1. August 1979 die Pfarrei Mosbach-Neckarelz. Die Investitur erfolgte am 23. September desselben Jahres. Mit Eifer ging er an seine neue Aufgabe, widmete sich besonders der Bibelarbeit, der Familienseelsorge, der Jugendarbeit und den italienischen Gemeindemitgliedern. Im Oktober 1985 ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier zum Vorsitzenden des Pfarrverbands Mosbach, und bereitwillig übernahm Pfarrer Schönit auch Vertretungen in verschiedenen Nachbargemeinden. Zum 6. November 1989 wurde Schönit auf die Pfarrei St. Johann in Ottersweier angewiesen und gleichzeitig zum Pfarradministrator der Pfarrei St. Cyriak in Ottersweier-Unzhurst bestellt. Bereits im Januar 1990 wählten ihn die Pfarrer des Pfarrverbandes Bühl-Ottersweier zum Definitor des Pfarrverbandsgebiets. Im Jahre 1996 würdigte Erzbischof Oskar Saier das Engagement Rudolf Schönits und ernannte ihn *„in Anerkennung seines nahezu vierzigjährigen treuen priesterlichen Dienstes“* sowie in Würdigung seines Einsatzes in Tauberbischofsheim, in Ottersweier und in Unzhurst zu seinem Geistlichen Rat ad honorem.

Ursprünglich hatte Schönit die Pfarrei St. Johann in Ottersweier als seine letzte Stelle in der Erzdiözese Freiburg angesehen. Als nun in Maria Linden, der Wallfahrtskirche, die Augustiner-Chorherren die Verantwortung für die Seelsorge übernahmen,

schlug er vor, dass diese auch die Seelsorge in St. Johann übernehmen sollten, um dadurch eine „*Pastoral aus einem Guss*“ zu ermöglichen. Er selbst wollte sich einer neuen Herausforderung stellen. Das Erzbischöfliche Ordinariat nahm seinen Vorschlag dankbar auf und wies ihn zum 1. September 1998 auf die Pfarrei St. Valentin in Walldürn-Altheim an, wo er noch sechs Jahre als Pfarrer und Seelsorger wirkte. Zum Abschied zeichnete die politische Gemeinde Walldürn ihn mit ihrer Erinnerungsmedaille aus. Zum 1. September 2004 wurde Rudolf Schönit in den Ruhestand versetzt. Er zog in das Kloster Erlenbad in Sasbach, wo er die Schwestern seelsorgerlich betreute und von wo aus er in den Pfarreien der Nachbarschaft aushalf. Sein besonderes Augenmerk galt aber in den ersten Jahren des Ruhestands der Partnerschaft der Erzdiözese mit Peru. In seiner Jugendzeit hatte er bereits mit dem Gedanken gespielt, Missionar zu werden und knüpfte nun wieder daran an. Im Januar 2009 zwangen ihn Alter und Gesundheit, in das ASB-Seniorenzentrum in Buchen zu ziehen. Er starb am 22. Mai 2009 in Buchen und wurde dort am 28. Mai 2009 beerdigt.

Jürgen Brüstle

Schwarz Albert Philipp, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 16. 6. 1915 in Götzingen; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 16. 8. 1940 Vikar in Mannheim-Sandhofen; 1940 bis 1945 Kriegseinsatz als Sanitäter; 1. 10. 1945 Vikar in Königshofen; 9. 7. 1947 Vikar in Mannheim (St. Sebastian); 8. 10. 1948 Vikar in Stetten a. k. M.; 24. 2. 1949 Vikar in Weinheim; 6. 9. 1950 Religionslehrer in Heidelberg, Gewerbeschule I; 17. 6. 1952 Studienrat; 9. 4. 1959 Pfarrverweser in Osterburken; 29. 11. 1959 Pfarrer ebd.; 4. 5. 1962 Pfarrverweser in Herbolzheim/Jagst; 28. 4. 1963 Pfarrer ebd.; 24. 10. 1973 Pfarrer in Hardheim-Gerichtstetten, bis 30. 08. 1988 Mitpastoration von Erlfeld; 10. 5. 1983 Geistlicher Rat ad honorem; 31. 8. 1991 Ruhestand in Unterbalbach; 1. 10. 1999 Ruhestand in Buchen-Waldhausen; gest. 30. 1. 2009 in Buchen-Waldhausen; beerd. 4. 2. 2009 in Buchen-Götzingen.

Albert Schwarz wurde am 16. Juni 1915 in Götzingen, heute ein Stadtteil von Buchen im Odenwald, geboren. Aus der Gemeinde sind mehrere Priester hervorgegangen und zu einem guten Teil lag das am Gemeindepfarrer Ludwig Steinel. Dieser unterstützte auch den jungen Albert Schwarz in seinem Wunsch, Priester zu werden. Er erteilte dem Jungen Lateinunterricht, und an Ostern 1928 trat Schwarz in die Quarta des Gymnasiums in Tauberbischofsheim ein. Er wohnte in dieser Zeit im Erzbischöflichen Konvikt, das ihm zu einer geistigen Heimat wurde und dem er sich auch später noch dankbar verbunden wusste. Zum Sommersemester 1935 nahm er in Freiburg das Studium der Theologie auf und fand Aufnahme im Collegium Borromaeum. Das Studium wurde durch die Einberufung zum Reichsarbeitsdienst unterbrochen; anschließend verbrachte er die Externitas in Würzburg. Schwarz musste früh mehrere Schicksalsschläge hinnehmen. Sein Vater, der Landwirt Philipp Schwarz, starb, als Albert Schwarz noch das Gymnasium besuchte, seine Mutter Pauline, geb. Ehmann, sowie seine Schwester starben während seiner Studienzeit. Der Regens des Collegium Borromaeum und die Seminarkonferenz in St. Peter beschrieben Schwarz als begabten, frommen und geradlinigen jungen Mann, „*dessen aufrichtig religiöse Grundlage unschwer erkannt wird*“.

Am 2. April 1940 wurde Albert Schwarz in der Freiburger Konviktskirche durch Weihbischof Wilhelm Burger, der ihn bereits 1929 gefirmt hatte, zum Priester geweiht.

Um der zu erwartenden Einberufung zum Kriegsdienst zuvorzukommen, hatte Erzbischof Conrad Gröber Schwarz' Jahrgang vorzeitig zur Priesterweihe zugelassen. An diesem Tag wurden daher 76 Diakone, 48 im Freiburger Münster durch Erzbischof Conrad Gröber und 28 in der Konviktskirche durch Weihbischof Wilhelm Burger, zum Priester geweiht. Die Priesterweihe bewahrte jedoch Schwarz und die anderen Neupriester nicht vor dem Militäreinsatz. Er konnte zwar im August 1940 seinen Dienst als Vikar in Mannheim-Sandhofen antreten, musste aber nach weniger als einem Jahr, im Mai 1941, einrücken. Bis Kriegsende tat er in Lisieux in Frankreich, in Russland und schließlich bei Brixen Dienst als Sanitäter und wurde dabei mehrfach verwundet. Gegen Ende des Krieges geriet er in amerikanische Kriegsgefangenschaft und betreute fünf Kriegsgefangenenlager seelsorgerlich.

Zum 1. Oktober 1945 ging Albert Schwarz als Vikar nach Königshofen. Es folgten weitere Vikarsstellen in Mannheim (St. Sebastian), Stetten a. k. M. und Weinheim. Seine Prinzipale schätzten den jungen Seelsorger und sahen ihn stets nur ungern wieder gehen. Da sich Schwarz besonders in der Jugendarbeit und im Religionsunterricht bewährt hatte, wies ihn das Erzbischöfliche Ordinariat zum September 1950 als Religionslehrer an die Gewerbeschule I in Heidelberg an. Schwarz war ein beliebter und fähiger Lehrer. Auf eigenen Wunsch kehrte er 1958 in die Gemeindegeseelsorge zurück und übernahm zum 9. April 1959 als Pfarrverweser die Gemeinde Osterburken im Dekanat Buchen. Nach nur drei Jahren bewarb sich Pfarrer Schwarz aufgrund seiner geschwächten Gesundheit auf eine kleinere Pfarrei. Zum 4. Mai 1962 wurde er als Pfarrverweser nach Herbolzheim/Jagst angewiesen. Die Investitur erfolgte am 28. April 1963. Mehr als elf Jahre wirkte Pfarrer Schwarz in Herbolzheim und hinterließ seinem Nachfolger eine intakte Gemeinde. In seinem Dienstzeugnis von 1973 heißt es: *„Was man Pfr. Schwarz übertrug, lag in guten Händen. Große Zuverlässigkeit.“*

Zum 24. Oktober 1973 übernahm Albert Schwarz die ebenfalls im Norden des Erzbistums gelegene Pfarrei Hardheim-Gerichtstetten, auf die er am 18. November 1973 investiert wurde; zugleich oblag ihm bis 1988 die Mitpastoration von Hardheim-Erfeld. Wieder setzte er sich mit ganzer Kraft für die ihm anvertrauten Menschen ein und Erzbischof Oskar Saier würdigte sein Engagement im Mai 1983, indem er ihn zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte. Im Alter von 73 Jahren wurde Pfarrer Schwarz auf eigenen Wunsch von der Mitpastoration der Pfarrei St. Wendelin in Hardheim-Erfeld entbunden. Gemeinsam mit den Menschen in der Gemeinde Gerichtstetten konnte er 1990 sein goldenes Priesterjubiläum feiern. Noch zwei Jahre blieb er in St. Burkard und ging dann in den Ruhestand. Er zog nach Unteralbach und half als Subsidar in der Seelsorge mit, bis ihn Alter und Gesundheit 1999 zwangen, in das Altenheim St. Josef in Buchen-Waldhausen umzuziehen. Solange es ihm möglich war, feierte er dort mit den Heimbewohnern die Eucharistie. In seinem langen Priesterleben hat sich Pfarrer Schwarz stets den anstehenden Aufgaben gestellt. Wo er war, ließ er die notwendigen Baumaßnahmen und Renovierungsarbeiten vornehmen. Den Menschen bleibt er aber in Erinnerung durch seinen gelebten tiefen Glauben und sein vielseitiges Engagement. Genannt seien sein Einsatz für die Kolpingsfamilie im Bezirk Heidelberg-Mannheim und die Schönstattbewegung, die von ihm initiierten regelmäßigen Treffen katholischer und evangelischer Pfarrer oder die von ihm organisierten Wallfahrten. Pfarrer Albert Schwarz starb am 30. Januar 2009 in Buchen-Waldhausen und wurde am 4. Februar 2009 in seiner Heimat Buchen-Götzingen beigesetzt. Jürgens Brüstle

Stangier Guntram (Werner) OFM

Geb. 29. 4. 1931 in Gladbeck; 23. 4. 1958 Noviziat in der Franziskanerprovinz Fulda; 30. 4. 1962 Feierliche Profess; ord. 26. 7. 1964 in Fulda; ab 1964 Lateinlehrer im Studienheim der Franziskaner in Hadamar; 1967 bis 1988 Provinzbibliothekar in Fulda, zusätzlich Vikar, Submagister der Novizen und Geistlicher Beirat der Krippenfreunde Fulda; 1988 Guardian im Franziskanerkonvent Freiburg; 1. 11. 1998 geistliche Begleitung der Gebetswache der Männer in der Erzdiözese Freiburg auf dem Lindenberg bei St. Peter; gest. 5. 2. 2009 in Freiburg; beerd. 14. 2. 2009 in Fulda, Klosterfriedhof Frauenberg.

P. Guntram Stangier OFM war ein Spätberufener. Er wurde am 29. April 1931 in Gladbeck geboren und am 3. Mai auf den Namen Werner getauft. Seine Kindheit war geprägt vom frühen Unfalltod seines Vaters und den Wirren des Krieges. Im Jahre 1944 wurden Stangier, seine beiden Schwestern und seine Mutter in das westfälische Halene bei Ahlen evakuiert. Da die Familie sich einen langen Schulbesuch und ein Studium nicht leisten konnte, begann Stangier nach acht Jahren Volksschule eine Schneiderlehre, die er 1948 mit der Gesellenprüfung abschloss. Er arbeitete bis 1951 in seinem Beruf. Die Begegnung mit einem Franziskanerpater bestärkte ihn in seinem Wunsch, Priester zu werden. Er ging in das Schülerheim der Franziskaner in Dortmund, wo er studierte und als Schneider arbeitete, denn er musste für sein Pensionsgeld selbst aufkommen. 1955 ging er nach Hadamar, wo die Thüringische Franziskanerprovinz ein Heim für Spätberufene unterhielt. Dort legte er 1958 das Abitur ab und wurde am 23. April 1958 in Salmünster als Novize mit dem Ordensnamen Guntram eingekleidet. Anschließend nahm er das Studium der Philosophie in Sigmaringen-Gorheim auf und wechselte nach zwei Jahren nach Fulda, um Theologie zu studieren. Die Feierliche Profess legte er am 30. April 1962 ab, und am 26. Juli 1964 wurde er in Fulda zum Priester geweiht.

Die nächsten beiden Jahre wirkte P. Guntram als Lateinlehrer in Hadamar im Studienheim der Franziskaner. Von 1967 bis 1988 gehörte er dem Konvent des Klosters auf dem Fuldaer Frauenberg an, aber seine Arbeit als Provinzbibliothekar führte ihn in alle Häuser der thüringischen Provinz. In diesen Jahren oblagen ihm auch zahlreiche Seelsorgetätigkeiten, er war von 1979 bis 1988 geistlicher Beirat der Krippenfreunde Fulda, Vikar und Submagister der Novizen. Im Jahr 1988 kam P. Guntram nach Freiburg. Er war in der Seelsorge tätig und hatte das Amt des Guardians im Freiburger Konvent inne. Nach zehn Jahren, im Alter von 67 Jahren, wurde ihm eine neue Aufgabe übertragen: Er ging als geistlicher Begleiter der Männer-Gebetswachen auf den Lindenberg bei St. Peter im Schwarzwald und leistete auch für andere Menschen im Exerzitenhaus Lindenberg priesterliche Dienste; unter anderem leitete er Exerziten für zahlreiche Schwestergemeinschaften. Die Arbeit erfüllte ihn mit Dankbarkeit und die Menschen liebten und schätzten den „*herzensguten und lebenswürdigen*“ Priester. Ende Januar 2009 erlitt P. Guntram während eines Gottesdienstes einen Schwächeanfall und wurde in die Universitätsklinik Freiburg gebracht. Dort starb er am 5. Februar 2009. Am 14. Februar 2009 wurde er auf dem Klosterfriedhof auf dem Frauenberg in Fulda beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Stolz Bernhard

Geb. 19. 8. 1925 in Stegen; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 1. 7. 1952 Vikar in Baden-Baden (St. Bernhard); 1. 2. 1957 Vikar in Emmendingen; 16. 10. 1958 Pfarrkurat in Villingen (St. Konrad); 1. 5. 1990 Ruhestand in Küssaberg-Rheinheim; gest. 30. 12. 2009 in Freiburg; beerd. 5. 1. 2009 in Freiburg-St. Georgen.

Bernhard Stolz war der Sohn des Architekten Karl Ludwig Stolz und der Anna, geb. Brünings. Er wurde am 19. August 1925 in Stegen bei Freiburg geboren und einen Monat später im benachbarten Eschbach getauft. Vier Jahre darauf zog die Familie nach Freiburg-St. Georgen, wo der Junge die Volksschule besuchte. Im Jahre 1936 trat er in das Realgymnasium ein, das er im Frühjahr 1943 mit dem Reifevermerk verließ. Von Mai bis August 1943 leistete er seinen Arbeitsdienst und wurde dann zur Wehrmacht eingezogen. Er geriet als Infanterist im Dezember 1944 in britische Gefangenschaft und wurde in das britische Kriegsgefangenenlager 380 in Ägypten gebracht. Zunächst musste er harte körperliche Arbeit verrichten, konnte aber dann an einem Abiturkurs teilnehmen und im Mai 1947 die Reifeprüfung ablegen. Hierfür musste er noch einmal alle Fächer von Deutsch über Geschichte, Erdkunde, Englisch, Französisch, Latein, Mathematik, Physik, Chemie und Biologie belegen. Das Zeugnis zeigt, dass für jedes Fach Studienräte und Studienassessoren vorhanden waren, die einen Prüfungsausschuss bilden konnten. Anschließend belegte er zwei Semester lang Vorlesungen am „*R. C. Theological Seminary, 380 PW-Camp, Egypt*“ und legte Prüfungen in den Fächern Geschichte der Philosophie, Logik und Kirchengeschichte mit sehr guten Ergebnissen ab. Der Regens des Theologenseminars bescheinigte Stolz: „*Einfach in seinem Wesen, arbeitsam und von beispielhafter, zäher Ausdauer, starke Willenskraft, nichts Halbes, sondern immer Ganzes suchend und erstrebend. Seine Frömmigkeit ist tief und echt, sein Streben nach dem Priesterideal ganz groß.*“

Im August 1948 wurde Stolz aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und nahm zum Wintersemester 1948/49 als Priesteramtskandidat in Freiburg das Studium der Theologie auf. Das externe Jahr verbrachte er in München. Nach Abschluss seiner Studien in St. Peter empfingen Stolz und 51 Mitbrüder, darunter der spätere Aachener Bischof Klaus Hemmerle, im Freiburger Münster von Erzbischof Wendelin Rauch die Priesterweihe. Seine Vikarszeit verbrachte Stolz in den Pfarreien St. Bernhard in Baden-Baden und St. Bonifatius in Emmendingen. Vikar Stolz bewährte sich als Seelsorger, und aufgrund der guten Jahresberichte wurde ihm die 1955 errichtete Kuratie St. Konrad in Villingen anvertraut. Dass er fast 32 Jahre in der Gemeinde tätig sein würde, konnte er damals nicht ahnen. Die Kuratie wurde am 10. Juni 1969 zur Pfarrei erhoben und Bernhard Stolz als ihr erster Pfarrer investiert.

Kurat Stolz erkannte, dass es viel Aufbauarbeit zu tun gab. Bereits 1959 wurde ein Pfarrhaus errichtet, 1963 erfolgte der Spatenstich für eine neue Kirche, die 1967 durch Weihbischof Karl Gnädinger eingeweiht wurde. Die alte Kirche wurde 1968 abgerissen. Die Gemeinderäume ließ er umbauen und vergrößern und schaffte die für ein lebendiges Gemeindeleben notwendige Infrastruktur. Im Innern musste ebenfalls viel aufgebaut werden. Das war in einer ständig wachsenden Gemeinde nicht einfach, aber es gelang Stolz. Sein Wirken in St. Konrad war geprägt vom Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ein besonderes Augenmerk richtete er auf das Engagement von Laien in der Kirche. Ein Schwerpunkt seiner Arbeit war daher der Aufbau pfarrlicher Gruppen und Organisationen, und schon bevor es die Institution der Pfarr-

gemeinderäte gab, richtete er einen Pfarrausschuss ein. Stolz gelang es, zahlreiche Pfarrangehörige zur Mitarbeit zu gewinnen. Wie schon in seiner Vikarszeit lag ihm die Jugendarbeit besonders am Herzen. Aufgrund gesundheitlicher Beeinträchtigungen bat Pfarrer Stolz im Herbst 1989 um seine Zurruesetzung, die ihm von Erzbischof Oskar Saier zum 30. April 1990 bewilligt wurde. Er verbrachte seinen Ruhestand zunächst in Küssaberg-Rheinheim und zog im September in seine Heimat Freiburg. Dort starb er am 30. Dezember 2009 und wurde auf dem Friedhof St. Georgen am 5. Januar 2010 beigesetzt. In Villingen (St. Konrad) fand unter der Leitung von Pfarrer Werner Kleisler, dem Nachfolger von Pfarrer Stolz, ein Seelenamt statt. Konzelebrant war Konrad Irlinger, Pfarrer in Freiburg-Rieselfeld, der am 6. Juni 1976 in St. Konrad seine Primiz gefeiert hatte. Jürgen Brüstle

Velten Karl Anton CO, Geistlicher Rat ad honorem, Ehrendomherr

Geb. 24. 11. 1928 in Neuweier; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Untergrombach; 23. 7. 1952 Vikar in Mannheim (St. Josef); 3. 11. 1955 Vikar in Karlsruhe (St. Stephan); 1. 8. 1960 Pfarrverweser in Heidelberg (St. Bonifatius); 5. 2. 1961 Pfarrer ebd.; 1. 9. 1971 Bischöflicher Beauftragter für die Region 9; 1. 10. 1972 Regionaldekan für die Region Unterer Neckar; 17. 12. 1980 Geistlicher Rat ad honorem; 3. 2. 1992 Ehrendomherr der Metropolitankirche Freiburg; 1. 3. 1997 Ruhestand in Heidelberg, zugleich Subsidiar in Heidelberg (St. Bonifatius); gest. 14. 11. 2009 in Heidelberg; beerd. 20. 11. 2009 auf dem Heidelberger Bergfriedhof.

Als Karl Velten zum Wintersemester 1947/48 als Priesterkandidat der Erzdiözese Freiburg seine philosophisch-theologischen Studien aufnahm, lagen bereits bewegte Jahre hinter ihm. In Neuweier als Sohn des Schumachers Franz Velten und seiner Ehefrau Maria, geb. Weis, geboren, wuchs er in dem badischen Dorf auf, besuchte dort die Volksschule und ab Ostern 1939 das Gymnasium in Baden-Baden. Er musste seine gymnasiale Ausbildung 1943 unterbrechen, da er als Luftwaffenhelfer und dann zum Reichsarbeitsdienst eingezogen wurde. In den letzten Kriegsmonaten musste er zur Wehrmacht einrücken und geriet im Juni 1945 in britische Gefangenschaft, aus der er im Dezember desselben Jahres entlassen wurde. Er beendete seine Gymnasialzeit in Baden-Baden und legte im Frühjahr 1947 die Reifeprüfung ab. Nach dem Studium in Freiburg und München sowie der Pastoralausbildung in St. Peter erteilte Erzbischof Wendelin Rauch ihm und 51 weiteren Diakonen die Priesterweihe. In dem zahlenmäßig großen Kurs waren auch der bereits 1988 verstorbene Albert Rapp und der in Heidelberg lebende Ludwig Bopp, die für Veltens Lebensweg von großer Bedeutung waren.

Im Juni 1952 wurde der Neupriester für eine Vertretung nach Untergrombach angewiesen und verbrachte dann seine Vikarsjahre in Mannheim (St. Josef) und Karlsruhe (St. Stephan). Zum 1. August 1960 wurde Karl Velten als Pfarrverweser nach Heidelberg in die Pfarrei St. Bonifatius angewiesen und am 5. Februar 1961 als Pfarrer investiert. Seit April 1959 befand sich bereits Vikar Karl Albert Rapp in St. Bonifatius. Velten, Rapp und der mit ihnen geweihte Ludwig Bopp standen der Priestergemeinschaft des heiligen Philipp von Neri nahe. Nach dem Willen des Erzbischofs Hermann Schäufele sollte nun ein Oratorium in Heidelberg begonnen werden; des-

halb hatte der Erzbischof Velten nach Heidelberg geschickt. Die drei Seelsorger begannen eine Vita communis mit dem Ziel, ein Oratorium des heiligen Philipp Neri zu errichten. Die kanonische Errichtung päpstlichen Rechts erfolgte 1968. Zu dieser Zeit gehörten drei weitere Priester, ein Diakon und ein Diplom-Theologe der Gemeinschaft an. Da Pfarrer Rapp 1970 die benachbarte Pfarrei St. Albert übernahm, konnte er dem Oratorium nahe bleiben. Karl Velten erwarb sich um den Aufbau des Oratoriums große Verdienste. Im Jahre 2005 wurde aus den Pfarreien St. Bonifatius, St. Albert und St. Michael die Seelsorgeeinheit Philipp Neri errichtet.

Die ersten Jahre von Veltens Wirken in Heidelberg waren geprägt von der Aufbruchstimmung des Zweiten Vatikanischen Konzils, dem, wie er später einmal sagte, wichtigsten Ereignis in seinem Priesterleben. Die Öffnung der Kirche auf die Menschen und die Welt der Gegenwart hin waren ihm ein großes Anliegen. Seinem Anspruch, die Kirche einladender zu den Menschen sprechen zu lassen, wurde er unter anderem durch seine Predigtätigkeit gerecht. Er selbst war geistig und geistlich aufgeschlossen, und seine Predigten waren theologisch fundiert und zeitgemäß. Im Jahre 1971 verzichtete Karl Velten auf die Pfarrei St. Bonifatius und wurde von Erzbischof Hermann Schäufele zum Beauftragten der „Region 9“ ernannt. Ein Jahr später erfolgte die Ernennung zum Regionaldekan der Region Unterer Neckar. Velten sollte Impulse für *„eine zeitgemäße Pastoral und Bildungsarbeit“* fördern und hierfür selbst konkrete Vorschläge machen. Die regionalen seelsorgerlichen Aktivitäten sollte er sinnvoll koordinieren. Dazu gehörten der Aufbau von Pfarrverbänden, die Neuordnung der Dekanate und die Schulung von ehrenamtlichen Mitarbeitern. Bei personellen Veränderungen und beim Einsatz von Priestern hatte er als Bischöflicher Regionalbeauftragter eine Mitsprachemöglichkeit. Gemeinsam mit dem Regionalsekretär hatte er die *„organisatorische Planung und Durchführung der regionalen Pastoral und Bildungsarbeit“* zu leisten. Er war *„verantwortlich für die Erstellung des Haushaltsplanes der Regionalstelle und für die ordnungsgemäße Verwendung der Haushaltsmittel“*.

Karl Velten erwarb sich durch seine Arbeit das Vertrauen der Dekane, Priester und der verantwortlichen Laien der Region Unterer Neckar. Er wurde daher von Erzbischof Oskar Saier in den Jahren 1979, 1985 und 1991 in seinem Amt bestätigt, und *„in Würdigung seines großen persönlichen Einsatzes bei der Bildung des Oratoriums des hl. Philipp Neri [...] und in Anerkennung seiner vielfältigen Bemühungen bei der Errichtung und Leitung der Region Unterer Neckar“* ernannte er ihn im Dezember 1980 zum Geistlichen Rat ad honorem. Zwölf Jahre später würdigte der Erzbischof die Arbeit des Regionaldekans erneut und ernannte ihn in Anerkennung seines Einsatzes zum Ehrendomherrn an der Metropolitankirche zu Freiburg. Mehr als 25 Jahre wirkte Karl Velten als Regionaldekan und prägte die Region Unterer Neckar mit ihren rund 360 000 Katholiken und mehr als 100 Pfarrgemeinden. Zum 1. März 1997 wurde er auf eigenen Wunsch von seinen Aufgaben entpflichtet und trat in den Ruhestand. Er lebte weiterhin mit den Brüdern des Oratoriums, dessen Präpositus er von 1988 bis 2006 war. Mit der Pfarrgemeinde St. Bonifatius – hier wirkte Velten weiterhin als Subsidiar – feierten er und Ludwig Bopp im Juni 2002 ihr goldenes Priesterjubiläum. Pfarrer Karl Velten starb am 14. November 2009 in Heidelberg und wurde am 20. November 2009 auf dem dortigen Bergfriedhof beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Weber Alois, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 30. 6. 1928 in Busenbach; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 23. 6. 1954 Vikar in Mannheim (Obere Pfarrei); 16. 7. 1958 Vikar in Achdorf; 17. 9. 1958 Vikar in Karlsruhe (Liebfrauen); 28. 12. 1960 Pfarrverweser in Neuhausen bei Pforzheim; 20. 5. 1962 Pfarrer ebd.; 3. 11. 1982 Pfarrer in Kämpfelbach-Ersingen; 5. 12. 1984 zusätzlich Pfarrer in Ispringen; 16. 12. 1991 Geistlicher Rat ad honorem; 3. 11. 2003 Ruhestand in Waldbronn-Busenbach; gest. 20. 1. 2009 in Waldbronn-Busenbach; beerd. 24. 1. 2009 in Busenbach.

In seiner Vikarszeit beschrieben Webers Vorgesetzte ihn immer wieder als „*eifrig*“ oder als „*unermüdlichen Draufgänger*“. Er war geradlinig und packte lieber an, als lange zu reden. Dass er Priester werden wollte, stand für ihn schon früh fest. Nach dem Besuch der Volksschule in Busenbach trat er in das Bismarck-Gymnasium in Karlsruhe ein. Im Frühjahr 1944 wurde er zu Schanzarbeiten im Elsass einberufen. Als er zurückkehrte, bestand zunächst keine Möglichkeit zum Schulbesuch. Er ging nach Donaueschingen und trat in das Missionskonvikt St. Heinrich ein, merkte aber nach vier Wochen, dass „*das Ordensleben nicht mein Beruf*“ war. Er kehrte zurück und bewarb sich erfolgreich um die Aufnahme ins Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt St. Bernhard in Rastatt, wo er auch das Gymnasium besuchte. Nach dem Abitur im Sommer 1949 studierte er in Freiburg und München Theologie und fand anschließend Aufnahme im Priesterseminar St. Peter. Weber musste sein Studium mitfinanzieren und in den Semesterferien auf dem Bau arbeiten, da sein Vater, Franz Anton Weber, dies als einfacher Bahnarbeiter nicht leisten konnte. Allerdings war Webers ganze Familie, er hatte einen Bruder und fünf Schwestern, bemüht, „*ihrem Bruder auch in finanzieller Hinsicht nach Kräften zu helfen*“, wie sein Heimatpfarrer Friedrich Ohlhäuser berichtete. Weber fand daher Zeit, sich in den Ferien in der Pfarrjugend zu engagieren und sich seinem Studium zu widmen. Am 30. Mai 1954 wurde Alois Weber im Freiburger Münster mit 38 weiteren Diakonen von Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht.

Der Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum hatte ihm bescheinigt: „*Aufgaben packt er zielbewusst an. Er sieht sie auch selbst.*“ Und die Seminarkonferenz in St. Peter hatte geschrieben: „*Prinzipalen gegenüber wird er gutwillig, wenn auch selbstständig sein.*“ Das sollte sich in der Vikarszeit bestätigen. In der Mannheimer Oberen Pfarrei, in Achdorf und in Karlsruhe (Liebfrauen) war dem jungen Vikar keine Arbeit zuviel. Zeitweise hatte er bis zu 26 Stunden Religionsunterricht an verschiedenen Schulen zu erteilen, widmete sich intensiv der Jugendarbeit und der Ministrantenarbeit und war ein engagierter Schönstätter. Seine Prinzipale bedauerten stets seinen Weggang. Zum 28. Dezember 1960 wurde er auf seine Bewerbung hin zunächst als Pfarrverweser nach Neuhausen angewiesen. Die Investitur auf die Pfarrei erfolgte am 20. Mai 1962. Pfarrer Weber kümmerte sich in den 22 Jahren in Neuhausen und den Filialen sehr um den äußeren Aufbau der Pfarrgemeinde. Die alte Pfarrscheune ließ er zu einem Jugendheim umbauen, die Wendelinskapelle ließ er ebenso sanieren wie die alte Friedhofskirche, die Pfarrkirche wurde außen renoviert, und in der Filiale Steinegg ließ er eine Filialkirche bauen und einen Pfarrsaal errichten. Er scheute nicht davor zurück, bei den Arbeiten selbst Hand anzulegen, sei es beim Aushub einer Baugrube, sei es, dass er in seiner Werkstatt im Pfarrhaus tätig war. Im Dekanat Pforzheim übernahm er die Verantwortung für die Männerseelsorge, und als im Januar 1977 Pfarrer Otto Speck in

den Ruhestand trat und die Pfarrei Schellbronn keinen eigenen Pfarrer mehr erhielt, übernahm Weber bereitwillig auch die Seelsorge für die Nachbargemeinde. Die Jahresberichte beschreiben ihn als engagierten Seelsorger, „*apostolisch ergriffen*“ und ein Dienstzeugnis nennt ihn einen „*Seelsorger, der Tag und Nacht an seine Gemeinde denkt, der gerne baut, Menschen zur Arbeit motivieren kann*“.

Zum 3. November 1982 ging Pfarrer Weber nach Kämpfelbach-Ersingen und übernahm damit wieder eine große Aufgabe. Die Investitur erfolgte am 21. November desselben Jahres. Als 1984 die Pfarrei Maria Königin in Ispringen keinen eigenen Pfarrer mehr erhalten konnte, sprang Pfarrer Weber ein und übernahm als Pfarradministrator die Seelsorge. Im Juni 1985 wurde er zum Pfarrer der Pfarrei ernannt. Wieder schaffte er es, die Menschen zur Mitarbeit in der Gemeinde zu motivieren, und wieder setzte er sich mit ganzer Kraft für die ihm anvertrauten Menschen ein. Im Dezember 1991 würdigte Erzbischof Oskar Saier das Engagement Webers und ernannte ihn zum Geistlichen Rat ad honorem. Pfarrer Weber blieb bis zu seiner Zuruhesetzung in Kämpfelbach-Ersingen. Als Ende der 1990er-Jahre aufgrund des Priestermangels zunehmend Seelsorgeeinheiten gebildet werden mussten, wurde Pfarrer Weber in die Planung mit einbezogen. Er war zu diesem Zeitpunkt 69 Jahre alt und schrieb, er werde gerne zusammen mit einem weiteren Priester die eventuelle aus den Pfarreien Bilfingen und Ersingen (mit Ispringen) zu bildende Seelsorgeeinheit übernehmen. Sollte dies nicht möglich sein, weil bereits andere Pläne existierten, wolle er eine neue Pfarrei übernehmen. Weiter schrieb er: „*In ‚Rente‘ kann ich jetzt beim besten Willen nicht gehen, da fühle ich mich einfach noch zu energiegeladen.*“ Pfarrer Weber blieb in Kämpfelbach-Ersingen und trat erst auf eigenen Wunsch im November 2003 in den Ruhestand. Er kehrte in seine Heimat Waldbronn-Busenbach zurück und half tatkräftig dem dortigen Pfarrer Joseph Dorbath. Im Klinikum Langensteinbach übernahm er ebenfalls regelmäßig Gottesdienste. Am 20. Januar 2009 starb Pfarrer Alois Weber, Ehrenbürger der politischen Gemeinden Neuhausen und Ersingen, in Waldbronn-Busenbach. Er wurde dort am 24. Januar 2009 beigesetzt. Die Predigt beim Requiem hielt sein Neffe, Pfarrer Tobias Merz.

Jürgen Brüstle

Zimmermann Erich

Geb. 2. 9. 1928 in Villingen; ord. 31. 5. 1959 in Freiburg; 5. 8. 1959 Vikar in Bad Dür rheim, Carolushaus; 1. 2. 1960 Vikar in Villingen (St. Fidelis); 3. 5. 1960 Vikar in Löffingen; 15. 9. 1961 Vikar in Mannheim (St. Peter); 4. 5. 1962 Vikar in Offenburg (Hl. Dreifaltigkeit); 7. 9. 1966 Pfarrverweser in Salem; 24. 10. 1968 Pfarrverweser in Neuhausen bei Villingen; 10. 4. 1973 Pfarrer ebd.; 13. 9. 1984 Pfarrer in Hartheim i. Br. und Hartheim-Feldkirch; 1. 10. 1986 Mitpastoration von Hartheim-Bremgarten; 1. 8. 1994 Ruhestand in VS-Pfaffenweiler; gest. 7. 10. 2009 in VS-Pfaffenweiler; beerd. 12. 10. 2009 in Villingen.

Erich Zimmermann war ein Spätberufener. Die Oberschule in Villingen, die er seit 1939 besucht hatte, konnte er nicht abschließen, sondern musste von 1944 bis 1945 als Luftwaffenhelfer Kriegsdienst leisten. Sein Vater, der Verwaltungsinspektor Eugen Zimmermann, fiel im August 1944, und so war nach Kriegsende an einen weiteren Schulbesuch nicht mehr zu denken; die Mutter musste drei Söhne alleine durchbringen. Erich Zimmermann begann eine Gärtnerlehre, legte 1948 die Gesellenprüfung ab

und arbeitete noch ein Jahr auf seinem Beruf. Seit geraumer Zeit war in ihm der Wunsch gereift, Priester zu werden. Im Jahre 1949 hatte er die innere Kraft, seiner Berufung zu folgen. Er meldete sich am Spätberufenseminar Fürstenried bei München an und legte im Sommer 1953 die Reifeprüfung mit der Note Sehr Gut ab. In Freiburg und München studierte er Theologie, absolvierte seine pastoralpraktische Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter und wurde am 31. Mai 1959 im Freiburger Münster durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht. Mit ihm wurden noch 24 Diakone ordiniert, einen Sonntag später zehn weitere in Karlsruhe.

Erich Zimmermann konnte in seiner Heimatgemeinde seine Primiz feiern und musste dann für einige Wochen zur Behandlung einer Tuberkuloseerkrankung in eine Klinik. Erst zum 1. Februar 1960 konnte er eine Vikarsstelle in Villingen (St. Fidelis) antreten. Weitere folgten in Löffingen, Mannheim (St. Peter) und Offenburg (Hl. Dreifaltigkeit). Seinen Vorgesetzten war er eine echte Hilfe und zeichnete sich vor allem als Religionslehrer, Prediger und in der Standesseelsorge aus. Im September 1966 trat Erich Zimmermann als Pfarrverweser seine erste eigenverantwortliche Stelle in Salem an. Erneut bewährte er sich als Seelsorger seiner Gemeinde, als Leiter der Kolpingsfamilie im Salemer Tal sowie als Moderator der CMS im Dekanat Linzgau und auch darüber hinaus. Sein Dekan empfahl ihn für eine größere seelsorgerliche Aufgabe, und zum Oktober 1968 wurde Pfarrer Zimmermann als Pfarrverweser nach Neuhausen in sein heimatliches Dekanat Villingen angewiesen. Am 13. Mai 1973 wurde er auf die Pfarrei investiert. In den Jahren in Neuhausen erwarb er sich als Pionier der Ökumene bleibende Verdienste, engagierte sich in der Jugendarbeit und war im sozialen Bereich ein Mann der Tat, nicht der Worte.

Zum 13. September 1984 übernahm Pfarrer Zimmermann die Gemeinden Hartheim und Hartheim-Feldkirch. Die Investitur erfolgte am 25. November 1984. Mit Wirkung zum 1. Oktober 1986 oblag ihm auch die Mitverwaltung der Pfarrei St. Stephan in Hartheim-Bremgarten. Nach 35 Jahren priesterlichen Dienstes trat Pfarrer Zimmermann zum 1. August 1994 in den Ruhestand. Er zog in die Nähe seiner Heimat, nach Villingen-Pfaffenweiler, und half in der Seelsorge aus, solange es seine Gesundheit zuließ. In Pfaffenweiler starb er am 7. Oktober 2009. Das Requiem fand am 12. Oktober 2009 in St. Fidelis in Villingen statt, anschließend wurde er dort auf dem städtischen Friedhof beigesetzt.

Jürgen Brüstle

2010

Amann Berthold, Dr. theol., Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 16. 3. 1915 in Basel; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg. 1940–1945 Militärdienst; 10. 7. 1945 Vikar in Todtmoos; 8. 7. 1947 Vikar in Singen (St. Josef); 31. 1. 1950 Vikar in Deggenhausen; 19. 4. 1950 Vikar in St. Märgen; 9. 4. 1951 Sekretariat des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg; 1. 9. 1951 Präfekt am Erzbischöflichen Studienheim in Freiburg; 1. 5. 1952 Ordinariatssekretär in Freiburg; 1955–1958 Sekretär von Weihbischof Schäufele; 14. 5. 1956 Promotion zum Dr. theol.; 1. 1. 1959 Officialatssekretär in Freiburg; 1961 Sekretär von Weihbischof Gnädinger; 17. 12. 1962 Ernennung zum

Defensor vinculi beim Erzbischöflichen Offizialat in Freiburg; 24. 11. 1963 Pfarrer in Wolfach (St. Roman); 15. 11. 1966 Spiritual bei der Schwesternschaft St. Elisabeth in Freiburg; 1966 Zeremoniar von Weihbischof Gnädinger; 1. 12. 1968 vorläufige Zuruhesetzung als Spiritual; 18. 12. 1995 Geistlicher Rat ad honorem; 15. 3. 2004 Entpflichtung vom Amt des Defensor vinculi; gest. 3. 9. 2010 in Freiburg, beerd. 10. 9. 2010 in Freiburg.

Berthold Amann wurde am 16. März 1915 als Sohn des Werkmeisters Berthold Amann und der Elisabeth, geb. Jegger, in Basel geboren. Der Vater arbeitete zu dieser Zeit für ein schweizerisches Unternehmen, wurde aber noch im März 1915 zum Heeresdienst einberufen. Er kehrte erst nach Kriegsende als Schwerkriegsbeschädigter zurück. Die Mutter zog daher während des Krieges zu ihren Eltern nach Konstanz, wo Berthold Amann zur Schule ging. Nach dem Abitur im Jahre 1934 bewarb er sich um die Aufnahme in das Theologische Konvikt, wurde aber zunächst abgelehnt. Er trat daher zum September desselben Jahres in den Arbeitsdienst in Konstanz ein und blieb bis zum März 1935. Im zweiten Anlauf wurde er unter die Kandidaten der Theologie aufgenommen und studierte in Freiburg und Münster Theologie. Sein Weihejahrgang bestand aus 76 Diakonen, weshalb 48 Diakone, darunter Berthold Amann, am 2. April 1940 im Freiburger Münster von Erzbischof Conrad Gröber die Priesterweihe empfangen; 28 weitere Diakone wurden durch Weihbischof Wilhelm Burger in der Konviktskirche geweiht.

Eine Vikarstelle wurde dem Neupriester nicht zugewiesen, da er bereits einen Einberufungsbescheid zum 6. Juni 1940 hatte. Fünf Jahre tat er Dienst als Sanitäter, bevor er im Mai 1945 zurückkehrte. Zum 10. Juli desselben Jahres trat er seine erste Vikarsstelle in Todtmoos an. Es folgten weitere in Singen (St. Josef), Deggenhausen und St. Märgen. Im Sommer 1950 erkrankte Vikar Amann an Kinderlähmung, einer Krankheit, die sein ganzes weiteres Leben verändern sollte. Es folgten lange Krankenhausaufenthalte, und erst im Frühjahr 1951 war Amann soweit genesen, dass er eine Stelle als Sekretär im Erzbischöflichen Ordinariat antreten konnte. An eine Verwendung als Seelsorger war noch nicht zu denken. Im Spätsommer 1951 trat er eine Stelle als Präfekt am Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt in Freiburg an. In den Jahren 1955 bis 1958 war er Sekretär von Weihbischof Hermann Schäufele. In diesem Zeitraum erfolgte auch seine Promotion zum Dr. theol. Der Titel seiner 1956 im Freiburg veröffentlichten Arbeit lautete „*Geschichte des Freiburger Diözesangesangbuches*“.

Zum 1. Januar 1959 wurde Berthold Amann zum Offizialatssekretär ernannt. Es folgte eine Verwendung als Sekretär des Weihbischofs Gnädinger und 1962 die Ernennung zum „Defensor vinculi“ am Erzbischöflichen Offizialat. Aber schon ein Jahr später zog es ihn, der bislang keine eigene Pfarrei innegehabt hatte, in die Seelsorge, und er bewarb sich erfolgreich um die Pfarrei Wolfach (St. Roman). Aber nach drei Jahren zwang ihn seine Gesundheit zurückzutreten und um einen leichteren Posten zu bitten. Er wurde mit Wirkung vom 15. November 1966 zum Spiritual der Schwesternschaft St. Elisabeth in Freiburg bestellt, und zugleich wurden ihm die Aufgaben des Zeremoniars von Weihbischof Karl Gnädinger übertragen. Seine Aufgaben als „Defensor vinculi“ blieben hiervon unberührt.

Bis zum Oktober 1968 blieb Amann Spiritual bei der Schwesternschaft St. Elisabeth, dann wurde er auf eigenen Wunsch aus gesundheitlichen Gründen in den vorläufigen Ruhestand versetzt. Er blieb aber Zeremoniar von Weihbischof Gnädinger

und „Defensor vinculi“, ein Amt, das er bis 2004 innehatte. Pfarrer Amann wohnte weiterhin in Freiburg und zog schließlich in den 1990er-Jahren in die Herrenstraße. Im Jahre 1995 ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier „*in Anerkennung seines fünfundfünfzigjährigen selbstlosen priesterlichen Wirkens und in Würdigung seiner langjährigen, mit großer Treue versehenen Mitarbeit im Offizialat und seines Dienstes als Sekretär des verstorbenen Hochwürdigsten Herrn Weihbischofs Dr. Karl Gnädinger*“ zum Geistlichen Rat ad honorem. Im Frühjahr 2010 durfte Berthold Amann seinen 95. Geburtstag und den 70. Jahrestag seiner Priesterweihe feiern. Er starb am 3. September 2010 in Freiburg und wurde auf dem dortigen Hauptfriedhof am 10. September 2010 beigesetzt. Jürgen Brüstle

Beutter Friedrich, Dr. theol., Dr. rer. pol., Universitätsprofessor, Prälat

Geb. 3. 7. 1925 in Hechingen; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 30. 6. 1954 Vikar in Karlsruhe (St. Bernhard); 29. 7. 1954 Vikar in Heidelberg (St. Bonifatius); 15. 10. 1954 Erzbischöflicher Sekretär; 1. 5. 1958 Repetitor am Collegium Borromaeum; 1. 10. 1960 Wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Moralthologie der Universität Freiburg; 16. 2. 1963 Promotion zum Dr. theol.; 3. 7. 1969 Habilitation; WS 1969/70 Professor für Moralthologie an der Universität Luzern; 18. 3. 1985 Prälat; 1990 Ruhestand in Luzern, Ballrechten-Dottingen und Staufen; gest. 21. 8. 2010 in Staufen; beerd. 28. 8. 2010 in Ballrechten-Dottingen.

Friedrich Beutter wurde am 3. Juli 1925 in Hechingen als erstes von drei Kindern der Eheleute Karl Beutter und Paula, geb. Fischer, geboren. Er wuchs mit seinen Geschwistern in einer intakten, gut katholischen Familie auf. Der Vater war Mesner an der Stiftskirche, Friedrich Beutter wurde später Ministrant und engagierte sich sehr im kirchlichen Leben in Hechingen. Vom Stadtpfarrer erhielt er schon früh Lateinunterricht als Vorbereitung auf den Eintritt in das Gymnasium. Er wurde in die Oberschule für Jungen aufgenommen, aber noch kurz vor dem Abitur 1943 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen und bereits ein Vierteljahr später zur Wehrmacht. Er wurde zum Infanteriesoldaten ausgebildet und geriet im Spätsommer 1944 in Südfrankreich in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Anschließend wurde er in Gefangenenlager in den USA gebracht (Tennessee und Alabama), aber bereits im Januar 1946 entlassen; im Juli desselben Jahres konnte er seine Reifeprüfung nachholen.

Nun studierte Beutter aber keineswegs Theologie, sondern mit der Hilfe eines wohlhabenden Bekannten Volkswirtschaftslehre an den Universitäten Tübingen und Freiburg. Im Oktober 1949 legte seine Diplomprüfung mit dem Prädikat „sehr gut“ ab. Erst jetzt entschloss er sich, den Priesterberuf zu ergreifen und Theologie zu studieren. Es zeigte sich bald, dass er überdurchschnittlich begabt und leistungsfähig war. Er wurde bereits 1952 zum Zeremoniar im Collegium Borromaeum bestimmt, war im Asta und in der Hausgemeinschaft aktiv und schaffte es, neben seinen theologischen Studien eine volkswirtschaftliche Dissertation mit dem Titel „*Beiträge zu einer Sprachsoziologie*“ anzufertigen. Die Promotion zum Dr. rer. pol. erfolgte im Jahr 1953. Der Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum beschreibt Beutter als einen umsichtigen, aber bestimmten, zuverlässigen und vorbildlichen Menschen, der sich durch echte Religiosität auszeichnete. Seine theologische Abschlussprüfung legte er mit dem

Prädikat „sehr gut“ ab. Am 30. Mai 1954 wurden Friedrich Beutter und 38 Mitbrüder, unter ihnen der spätere Freiburger Weihbischof Wolfgang Kirchgässner, von Weihbischof Eugen Seiterich in Unserer Lieben Frauen Münster in Freiburg zum Priester geweiht. Am Dreifaltigkeitssonntag feierte er in seiner Heimatstadt Hechingen seine Primiz und trat am 28. Juni 1954 eine Vertretungsstelle in Karlsruhe (St. Bernhard) an, bevor er zum 29. Juli 1954 seine erste und einzige Vikarstelle in der Heidelberger Pfarrei St. Bonifatius übernahm.

In den wenigen Monaten als Vikar hatte sich Beutter als sehr guter Prediger und Katechet erwiesen und sich in der kurzen Zeit die Achtung und Wertschätzung der Gemeinde erworben. Aber auch der Freiburger Erzbischof Eugen Seiterich war auf den begabten jungen Mann aufmerksam geworden und ernannte ihn zum 15. Oktober 1954 zu seinem Sekretär. Nach dem frühen Tod des Erzbischofs wechselte Beutter zum 1. Mai 1958 als Repetitor an das Collegium Borromaeum. Hier fand er Zeit, an einer Dissertation im Fach Moraltheologie zu arbeiten. Das gewählte Thema, die moraltheologische Beurteilung der Geldentwertung, spiegelt seinen akademischen Hintergrund als Ökonom und Theologe wider. Um sich ganz seinen Studien widmen und eine Assistentenstelle am Moraltheologischen Seminar der Universität Freiburg annehmen zu können, wurde er zum 1. Oktober 1960 beurlaubt. Beutter konnte seine Arbeit im Wintersemester 1962/63 abschließen und wurde im Februar 1963 zum Dr. theol. promoviert. Das war aber erst der Beginn seiner akademischen Karriere. Er blieb als Assistent am Seminar für Moraltheologie und arbeitete an seiner Habilitationsschrift *„Die Eigentumsbegründung in der Moraltheologie des 19. Jahrhunderts“*. Am 3. Juli 1969 wurde er habilitiert und erhielt die *„venia legendi“* für die Fächer Moraltheologie und Christliche Gesellschaftslehre.

Auf Vorschlag des Bischofs von Basel-Solothurn wurde der frisch habilitierte Beutter von der Regierung des Kantons Luzern zum Professor für Moraltheologie an die Theologische Fakultät Luzern berufen. Mehr als zwanzig Jahre lang forschte und lehrte er als Moraltheologe und half als Priester und Seelsorger in den Pfarrgemeinden in und um Luzern aus. Seiner Heimatdiözese blieb er geistig und geistlich verbunden. Immer wieder kehrte er zurück, hielt Vorträge, Gesprächskreise und Gottesdienste und war in der Fortbildung für pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter tätig. Als Würdigung für seine Dienste ernannte ihn Papst Johannes Paul II. im März 1985 zum Päpstlichen Hausprälaten. Nach seiner Emeritierung im Jahre 1990 behielt Friedrich Beutter zwar seinen Wohnsitz vorerst in Luzern, war aber vermehrt in der Seelsorge in seiner Heimatdiözese Freiburg aktiv, besonders in Amoltern und in Ballrechten-Dottingen, wo er später seinen Ruhestand verbrachte. In Ballrechten-Dottingen feierte er im Juni 2004 den 50. Jahrestag seiner Priesterweihe, einen Monat später, am 11. Juli 2004, auch in Hechingen, wo er seine Primiz gefeiert hatte. In seiner Ansprache bezog er sich auf das Evangelium des Sonntags (Lk 10) und versuchte der Gemeinde den Begriff Erbarmen zu erklären als *„Ein Herz haben für alle, die arm und elend dran sind“*. Damit bezog er sich auf den *„Kleinen Prinzen“* von Antoine de Saint-Exupéry, auf den er am Ende seiner Ansprache zurückkam, als er sagte: *„Die Wahrheit bleibt: Man sieht nur mit dem Herzen gut.“* Friedrich Beutter war als Seelsorger überzeugend, weil er lebte, was er predigte. Er hatte ein Herz für die Menschen, die zu ihm kamen, und galt als geduldiger Zuhörer, bei dem die Menschen Ermutigung und Stärkung erfuhren. Im Januar 2010 musste Friedrich Beutter aus gesundheitlichen Gründen seine Wahlheimat Ballrechten-Dottingen verlassen

und in das Altenpflegeheim St. Margareten in Staufen ziehen. Dort starb er am 21. August 2010 und wurde am 28. August 2010 in Ballrechten-Dottingen beigesetzt.
Jürgen Brüstle

Veröffentlichungen (Auswahl):

- Zur sittlichen Beurteilung von Inflationen. Grundsätze und Maßstäbe (Freiburger theologische Studien, Band 83). Freiburg i. Br. (u. a.) 1965. Zugl.: Freiburg i. Br., Univ., Diss., 1963.
- Die Eigentumsbegründung in der Moraltheologie des 19. Jahrhunderts (1850 bis 1900), Abhandlungen zur Sozialethik, Band 3, München (u. a.) 1971. Zugl.: Freiburg i. Br., Univ., Habil.-Schr., 1969.
- Geld und Glaube. Tagung am 5. u. 6. Okt. 1978 in Bayreuth (Bayreuther Kolloquium zu Problemen religiöser Sozialisation ; 2). Hg. v. Wilhelm F. Kasch unter Mitarb. v. Friedrich Beutter. Paderborn (u. a.) 1979.
- Finanzplatz Schweiz – Dritte Welt (Gerechtigkeit und Frieden, Bd. 2). Zus. mit Antonin Wagner. Freiburg (Schweiz): Imba, Konstanz 1983.
- Wirtschaft und Ethik (Kirche heute ; 5). Hg. v. Günter Baadte, mit Beitr. v. Friedrich Beutter. Graz (u. a.) 1991.

Bretón-Arenas Tomás

Geb. 3. 5. 1934 in Trujillo (Provinz Cáceres, Spanien); ord. 8. 6. 1958 in Logroño (Diözese Calahorra y La Calzada-Logroño, Spanien); 1958 Pfarradministrator in Zarzosa (Spanien) mit vier weiteren Gemeinden; 1959 Pfarradministrator in El Rasillo mit Monte Mediano (Spanien); 16. 8. 1963 Spanierseelsorger in Konstanz; 16. 9. 2005 Ruhestand in Allensbach-Hegne; gest. 2. 8. 2010 in Allensbach-Hegne; beerd. 6. 8. 2010 in Konstanz (Hauptfriedhof).

Der am 3. Mai 1934 in Trujillo in der Provinz Cáceres, rund 250 Kilometer südwestlich von Madrid, geborene Tomás Bretón-Arenas wirkte nach seiner Priesterweihe zunächst rund fünf Jahre lang in seiner Heimat, ehe er von seinem Bischof für die Migrantenseelsorge freigestellt wurde und Mitte August 1963 als „Mann der ersten Stunde“ nach Konstanz kam. Sein Zuständigkeitsbereich war groß und umfasste die heutigen Dekanate Hegau, Konstanz, Linzgau, Sigmaringen-Meißkirch und Zollern. Ähnlich umfassend war auch sein Aufgabengebiet, denn für viele der spanischen „Gastarbeiter“, die die deutsche Sprache nicht beherrschten und unter teils sehr bescheidenen Verhältnissen leben mussten, war Bretón-Arenas nicht nur Seelsorger, sondern zugleich Ansprechpartner in vielen alltäglichen Fragen. Da er selbst in einer ganz ähnlichen Situation war und bisweilen selbst die Hilfestellung hätte brauchen können, die er anderen zu geben hatte, erforderte seine Tätigkeit hohen persönlichen Einsatz. *„Die Arbeitsaufnahme in einem fremden Land“*, so schrieb Erzbischof Robert Zollitsch am 5. Juli 2005 anlässlich von Bretón-Arenas' Zuruhesetzung, *„bedeutete für die Betroffenen zunächst und manchmal auf lange Zeit die Trennung von der Familie bzw. Großfamilie. Der unmittelbare Wechsel von einer dörflichen in eine städtische Gesellschaft, von meist landwirtschaftlicher Tätigkeit in die Industrie, musste damit ohne bergenden Rückhalt der eigenen Angehörigen verkraftet werden.“*

Insgesamt 42 Jahre lang erfüllte Don Tomás Bretón-Arenas seine Aufgabe, die sich im Lauf der Jahre nach und nach deutlich wandelte: Viele der „Gastarbeiter“ blieben in Deutschland, holten ihre Angehörigen nach oder gründeten Familien. Die erste Generation hat längst das Rentenalter erreicht, ihre Kinder und Enkel sind teilweise in Deutschland heimisch geworden und assimiliert. Als Seelsorger konnte Bretón-Arenas seinen Teil dazu beitragen, dass die Integration in vielen Fällen erfolgreich war, wie Erzbischof Robert Zollitsch in seiner Würdigung betont: *„Durch, dass Sie mit den Menschen das Leben in der Fremde in frohen Stunden und vielmehr noch in schweren Stunden teilten, sich mit ihnen auf den Weg des Glaubens gaben, und vor allem, indem Sie mit ihnen die Mahlgemeinschaft mit dem Herrn als Mittelpunkt des Gemeindelebens und Kraftquelle für den Alltag feierten, haben Sie unzähligen Menschen ein Stück Heimat in der Fremde vermittelt und vielen ein wichtiges Rüstzeug mit ins Leben gegeben.“* Seinen Ruhestand verbrachte Don Tomás Bretón-Arenas, dessen Gesundheit schon in der letzten Zeit des aktiven Dienstes angegriffen war, in Allensbach-Hegne, wo er am 2. August 2010 verstarb. Die Beisetzung erfolgte am 6. August 2010 auf dem Konstanzer Hauptfriedhof.

Christoph Schmider

Daum Alfred

Geb. 16. 4. 1928 in Völkersbach; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Mörsch; 23. 7. 1952 Vikar in Forst; 27. 5. 1953 Vikar in Elzach; 3. 3. 1954 Vikar in Sasbach bei Achern; 10. 5. 1955 Vikar in Freiburg (Maria Hilf); 8. 4. 1959 Vikar in Wehr; 3. 9. 1959 Pfarrverweser in Raithaslach; 6. 6. 1960 Pfarrer in Raithaslach; September 1960 Mitpastoration von Rorgenwies; 25. 5. 1972 Pfarrer in Schwörstadt; 3. 9. 1980 Pfarrer in Lauf; 25. 3. 1991 Vorsitzender des Pfarrverbandes Lauf-Sasbachtal; 23. 10. 1991 Pfarrer in Bad Bellingen (St. Leodegar); 1. 1. 1995 Mitpastoration von Bad Bellingen-Bamlach; 1. 9. 2000 Ruhestand in Malsch-Völkersbach; gest. 1. 4. 2010 in Karlsruhe, beerd. 8. 4. 2010 in Malsch-Völkersbach.

Alfred Daum war das vierte von fünf Kindern des Schneiders Otto Daum und dessen Ehefrau Maria, geb. Benz. Sein Vater starb früh und seine Mutter musste die fünf Kinder alleine großziehen. Obwohl Alfred Daum in der Zeit des Nationalsozialismus aufwuchs, hatte die menschenverachtende Ideologie der Nazis keinen Einfluss auf seine katholische Gesinnung. Aufgewachsen in einem von der Praxis des Glaubens geprägten Elternhaus, hegte er schon früh den Wunsch, Priester zu werden. Im Jahre 1940 wechselte er von der Volksschule in seinem Heimatort auf das Gymnasium Konstanz und fand Aufnahme im Konradihaus. 1944 wurde er mit seinen Klassenkameraden zur Heimatflak einberufen und musste seine schulische Ausbildung unterbrechen. Nach seiner Entlassung im März 1945 ging er zunächst in seine Heimat Völkersbach und setzte seine schulische Ausbildung in Konstanz im August 1945 fort. Im Sommer 1947 legte er seine Reifeprüfung ab und bewarb sich um die Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie am Collegium Borromaeum in Freiburg. Während seiner theologischen Ausbildung wurde schon früh seine Begabung erkannt und sein Fleiß geschätzt. Auf der Kanzel und in der Schule zeigte er bereits überdurchschnittliche Leistungen. Am 25. Mai 1952 erteilte Erzbischof Wendelin Rauch ihm und 51 weiteren Diakonen im Freiburger Münster die Priesterweihe.

Zum 23. Juni 1952 trat Vikar Daum eine Vertretungsstelle in Mörsch an, bevor er zum 23. Juli 1952 seine erste Vikarstelle in Forst bei Bruchsal übernahm. Es folgten weitere Stellen in Elzach, Sasbach bei Achern, Freiburg (Maria Hilf) und Wehr. Zum 3. September 1959 ging er als Pfarrverweser nach Raithaslach und wurde am 6. Juni 1960 auf die Pfarrei investiert. Dreizehn Jahre wirkte Pfarrer Daum in der Gemeinde im Hegau. Die Gemeinde galt als „*nicht leicht zu führen*“ und war religiös schwer zu begeistern, aber es gelang dem jungen Pfarrer durch eifrige Jugendarbeit und eine „*sehr geschickte katholische Bildungsarbeit*“, sie „*auf eine gewisse liturgische und geistige Höhe*“ und zu einer modernen Glaubenshaltung zu führen, schrieb sein Dekan. Durch seine lebenswürdige, fröhliche, aber auch priesterliche Art gewann er die Herzen der Menschen und war bei seinen Mitbrüdern im Dekanat gleichermaßen beliebt. Auf Dekanats-ebene engagierte er sich als Seelsorger für die weibliche Jugend und half aus, wo Hilfe notwendig war. So versah er seit September 1960 auch die Pfarrei Rorgenwies mit.

Nachdem Pfarrer Daum segensreich in Raithaslach gewirkt hatte, bewarb er sich erfolgreich um die Pfarrei Schwörstadt, wo er am 30. Juli 1972 investiert wurde. Ihm oblag auch die Seelsorge für die Pfarrei St. Maria in Wallbach. Die Arbeit in der neuen Gemeinde war nicht einfach, aber Daum gelang es auch hier, durch seine freundliche Art und seinen unermüdeten Einsatz die Anerkennung der Gläubigen zu finden. Ein wichtiges Anliegen war ihm die Renovation der Pfarrkirche. Nach acht Jahren suchte er wieder neue Herausforderungen, und am 9. November 1980 wurde er auf die Pfarrei St. Leonhard in Lauf in der Ortenau investiert. Mit der ihm eigenen gesunden Frömmigkeit gewann er wieder rasch die Gläubigen für sich. Über seine Pfarrei hinaus engagierte er sich im Vorstand der Sozialstation Bernhard von Baden in Achern. Wie sehr seine Arbeit über die Grenzen seiner Pfarrei hinaus geschätzt wurde, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die Pfarrverbandskonferenz ihn zum Vorsitzenden des Pfarrverbandes Lauf-Sasbachtal wählte.

Nach elf Jahren erfolgreicher Arbeit ließ ihn die Gemeinde in Lauf nur ungerne gehen, aber zum Oktober 1991 übernahm Alfred Daum die Pfarrei St. Leodegar in Bad Bellingen. Die Stelle war durch die damit verbundene Kurseelsorge eine besondere Herausforderung. Er scheute keine Arbeit und keine Aufgabe, und kein Dienst war ihm zuviel. Zum 1. Januar 1995 übernahm Daum die Mitpastoration der Gemeinde St. Peter und Paul in Bad Bellingen-Bamlach, da Pfarrer Ernst Steffi in den Ruhestand trat. Nach 48 Jahren priesterlichen Dienstes verzichtete Pfarrer Daum auf seine Pfarrei und trat in den wohlverdienten Ruhestand, den er im Haus seiner verwitweten Schwester in Malsch-Völkersbach verbrachte. Soweit es seine Kräfte zuließen, half er noch in der Seelsorge aus. Alfred Daum starb am 1. April 2010 nach 58 Jahren priesterlichen Wirkens in den Vincentiuskliniken in Karlsruhe. Er wurde am 8. April 2010 auf dem Friedhof seiner Heimat Malsch-Völkersbach beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Desogus Antonio, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 2. 5. 1932 in Villasor (Provinz Cagliari, Sardinien); ord. 21. 11. 1954 in Cagliari; 1954–1968 Tätigkeiten im Heimatbistum; September 1968 Italienerseelsorger in Freiburg; 15. 12. 1997 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 5. 2007 Ruhestand in Cagliari; gest. 14. 11. 2010 in Cagliari.

Als Antonio Desogus im Jahr 1968 nach Freiburg kam, um die Aufgabe eines Italienerseelsorgers zu übernehmen, lebten viele seiner Landsleute schon deutlich mehr als ein Jahrzehnt in Deutschland. Italiener gehörten vielerorts gewissermaßen zum „Stadtbild“, hier geborene, aufgewachsene und weitgehend deutsch sozialisierte Kinder italienischer Eltern waren keine Seltenheit mehr, doch zu echten Mitbürgern geworden waren noch nicht viele von ihnen. Insofern war auch Desogus, ähnlich wie die Seelsorger anderer Nationalitäten, von Anfang an nicht nur für die Spendung von Sakramenten und die Abhaltung von Gottesdiensten zuständig, sondern auch als Ansprechpartner und Helfer in allen möglichen Lebenslagen. Er engagierte sich in den annähernd vier Jahrzehnten seiner Tätigkeit in unserer Erzdiözese für die Verbesserung der schulischen Betreuung der italienischen Kinder ebenso wie für straffällig gewordene Landsleute, und er vertrat die Interessen ausländischer – nicht nur italienischer – Mitbürger auf Dekanatebene wie im Priesterrat. Ende des Jahres 1997 hatte Erzbischof Oskar Saier Desogus' vielfältiges Engagement durch die Ernennung zum Geistlicher Rat ad honorem gewürdigt.

Den Wunsch, Priester zu werden, hatte Antonio Desogus schon früh verspürt und ihm Folge geleistet, ohne seine anderen Begabungen und Fähigkeiten völlig dahinter zurückzustellen. *„Ihren Vorgesetzten war damals bewusst“*, schrieb ihm Erzbischof Robert Zollitsch am 20. April 2007 anlässlich der bevorstehenden Zuruhesetzung, *„dass sie [...] einen musisch hoch begabten Priester erhalten haben, dessen besondere Fähigkeiten es für die Diözese fruchtbar zu machen galt.“* Schon bald nach der Priesterweihe, die Desogus im vergleichsweise jugendlichen Alter von zweiundzwanzig Jahren empfangen hatte, wurde er für ein Promotionsstudium in Soziologie an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom freigestellt. Daneben studierte er Orgel und Komposition an verschiedenen Konservatorien und wirkte zeitweilig als Domkapellmeister in Cagliari. Auch als bildender Künstler betätigte er sich zeitlebens – ein Beispiel für viele sind die von ihm als Bildreliefs nach biblischen Themen gestalteten Bronzetüren der Kathedrale von Oristano auf Sardinien. In Freiburg wirkte er nicht nur selbst als Maler und Bildhauer, als Komponist und Dichter, sondern er förderte immer wieder junge Künstler, organisierte Ausstellungen mit zeitgenössischer sakraler Kunst und veranstaltete Konzerte oder Krippenspiele. Weniger ausgeprägt waren seine verwaltungspraktischen Fähigkeiten, so dass in den Räumlichkeiten der italienischen Mission in Freiburg statt einer an deutschen Idealvorstellungen orientierten Büroorganisation eher ein „kreatives Chaos“ herrschte, das auch für ihn nicht immer leicht zu durchschauen war. Doch für die meisten Menschen, die ihn näher kannten, waren diese Defizite nicht entscheidend, sondern sie schätzten sein einfühlsames Wesen und sein Verständnis für menschliche Schwächen und Fehler. Einen Tag vor seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag, nach mehr als zweiundfünfzig Jahren priesterlichen Dienstes, trat Don Antonio Desogus zum 1. Mai 2007 in den Ruhestand, den er in seiner Heimat, in Cagliari auf Sardinien, verbrachte. Dort verstarb er am 14. November 2010.

Christoph Schmider

Eger Karl

Geb. 28. 1. 1924 in Engen; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 18. 6. 1952 Vikar in Siegelbach; 17. 9. 1952 Vikar in Ötigheim; 1. 9. 1955 Vikar in Schwetzingen; 21. 11. 1957

Vikar in Sigmaringen; 29. 10. 1958 Pfarrverweser in Levertzweiler mit Magenbuch; 19. 4. 1961 Pfarrkurat in Villingen (St. Georg); 1. 1. 1963 Pfarrkurat in Villingen (St. Bruder Klaus) und Kooperator an der Münsterpfarre Villingen; 10. 6. 1969 Pfarrer in Villingen (St. Bruder Klaus); 4. 7. 1973 Pfarrer in Gailingen; 1. 8. 1988 Ruhestand in Engen; gest. 9. 2. 2010 in Singen, beerd. 17. 2. 2010 in Engen.

Karl Eger hatte auf seinem Weg zum Priestertum einen Umweg zu gehen. Und mit seiner Priesterweihe war seine persönliche Suche nicht zu Ende, was sich daran zeigte, dass er noch viele Jahre mit dem Gedanken spielte, in einen Orden einzutreten. Er verzichtete jedoch gehorsam auf diesen Wunsch, blieb seinem Bischof treu und diente mehr als 55 Jahre seiner Heimatdiözese als Priester und Seelsorger. Eger wuchs als Sohn des Bankangestellten Karl Blasius Eger und der Amanda, geb. Finus, in seiner Heimatstadt Engen auf. An Ostern 1936 trat er in die Quarta des Gymnasiums Konstanz ein und wurde Zögling des Gymnasialkonvikts St. Konradhaus. Nur einen Monat nach seinem Abitur wurde Karl Eger im April 1942 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen und im Oktober desselben Jahres zur Wehrmacht. Zuvor war er noch in Freiburg im Juli 1942 zur Probe unter die Kandidaten der Theologie aufgenommen worden, aber sein Wunsch, Priester zu werden, musste warten. Mit dem Infanterieregiment 195 verschlug es ihn nach Frankreich und Italien, wo er im Mai 1944 in englische Kriegsgefangenschaft geriet. Fast genau drei Jahre verbrachte er in englischen Gefangenenlagern in der ägyptischen Wüste unweit Suez. Wie der britische katholische Lagerpfarrer später berichtete, unterhielt Eger Studiengruppen, organisierte Vorträge und ermunterte die Gefangenen zu den Sakramenten. Es waren harte Jahre in der Wüste, zugleich aber auch Jahre wertvoller Erfahrungen. Fünfzig Jahre später erinnerte er sich an das Weihnachtsfest 1946 mit den Worten: *„So nahe wie damals waren wir dem Kind von Bethlehem nie wieder.“* Bewegt berichtete er von der Feier im Lager, an der vier Nationen teilnahmen, und davon, wie die Botschaft des Gottessohnes in vier Sprachen verkündet wurde. Er schloss seine Erinnerungen mit den Worten: *„Den Frieden der Christnacht verspürten wir, einen Hauch jenes Friedens, den diese Welt nicht geben kann und der alle Menschen glücklich machen könnte, wenn sie guten Willens wären.“*

Im April 1947 kehrte Karl Eger in die Heimat zurück und konnte im Herbst das Studium der Theologie an der Universität Freiburg aufnehmen. Schon während des Studiums zeigten sich einige der Charaktereigenschaften, die Eger auszeichneten: Soziales Denken, hilfsbereites Handeln und ein ausgeprägtes seelsorgerliches Interesse. Nach Abschluss seiner Ausbildung in St. Peter im Schwarzwald empfingen Eger und 51 Mitbrüder, darunter der ebenfalls 2010 verstorbene Alfred Daum, von Erzbischof Wendelin Rauch im Freiburger Münster am 25. Mai 1952 die Priesterweihe. Seine Vikarszeit führte Eger nach Siegelsbach, Ötigheim, Schwetzingen und Sigmaringen. Er erwies sich als starker Jugendseelsorger und überzeugender Katechet, umgänglich und arbeitswillig. Seine Vorgesetzten waren voll des Lobes, aber für Eger war es die Zeit der Zweifel, der Frage, ob er nicht doch Ordenspriester werden sollte. Als er im Oktober 1958 als Pfarrverweser nach Levertzweiler und Magenbuch (heute Gemeinde Ostrach) angewiesen wurde, entschied er sich nach reiflicher Überlegung endgültig für die ordentliche Seelsorge als Weltpriester. Bereitwillig übernahm er Aufgaben über seine Pfarrei hinaus und kümmerte sich als Dekanatsseelsorger um die männliche Jugend und die Landjugend.

Zum 19. April 1961 wurde Eger als Kurat an die neu gegründete Kuratie St. Georg in Villingen angewiesen, wo er die anspruchsvolle Aufgabe hatte, ein funktionieren-

des und lebendiges Gemeindeleben aufzubauen. Seine offene und arbeitsfreudige Art kamen ihm hier zugute. Die Kuratie wurde im Jahre 1963 wieder aufgelöst und an ihrer Stelle die katholische Kirchengemeinde St. Bruder Klaus errichtet. Im September 1969 wurde er als Pfarrer auf die nun zur Pfarrei erhobene Gemeinde St. Bruder Klaus investiert. Eger hatte sich bei der Aufbauarbeit nicht geschont, viel Zeit und Energie in den Bau der Kirche und eines Gemeindezentrums gesteckt, und so blieben gesundheitliche Beeinträchtigungen nicht aus, die ihn schließlich veranlassten, um eine kleinere Pfarrei zu bitten. Am 4. Juli 1973 übernahm er die Pfarrei Gailingen im Hegau, wo er am 30. Juni 1974 investiert wurde. Er versah seinen Dienst mit Eifer und Zuverlässigkeit. Neben der Seelsorge galt sein Augenmerk der Umgestaltung des Chorraums der Pfarrkirche und später der Renovation des Kirchturms. Aber über die Jahre hinweg setzte ihm seine Gesundheit immer engere Grenzen. Im Frühjahr 1988 sah er sich nach 36 Jahren priesterlichen Dienstes gezwungen, auf die Pfarrei zu verzichten und Erzbischof Oskar Saier um seine Zuruhesetzung zu bitten. Der Erzbischof entsprach der Bitte zum 1. August 1988. Seinen Ruhestand verbrachte Eger mit seiner Schwester im elterlichen Haus in Engen, wo er, soweit es seine Gesundheit zuließ, in der Seelsorge aushalf. Er engagierte sich für die Kinderheimat Sonnenuhr und betreute die Senioren in seiner Heimatstadt seelsorgerlich. Die Pfarrgemeinde Engen würdigte sein Wirken im Jahre 1999 und überreichte ihm die Ehrentafel der Pfarrei. Pfarrer Karl Eger starb nach beinahe 58 Jahren als Priester am 9. Februar 2010 im Krankenhaus in Singen. Er wurde am 17. Februar 2010 auf dem Friedhof seiner Heimatstadt beigesetzt. Jürgen Brüstle

Guttman n A l f o n s

Geb. 31. 8. 1928 in Duisburg; 1950 Noviziat bei den „Oblaten der unbefleckten Jungfrau Maria“ (Hünfelder Oblaten) im St. Nikolauskloster in Jüchen (Kreis Neuss); 1. 5. 1955 erste Profess; ord. 10. 4. 1960 in Fulda; 17. 2. 1961 Kaplan in Oldenburg (St. Marien); 14. 4. 1965 Novizenmeister im Bonifatiuskloster in Hünfeld; 1. 8. 1967 Seelsorger für die Berufe der Kirche (von Bingen aus); 1. 5. 1968 Diözesandirektor des Päpstlichen Werks für Berufe der Kirche in Freiburg; 19. 12. 1972 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg; 1. 1. 1976 Religionslehrer an der Realschule und der Sonderschule in Kirchzarten; 1. 8. 1976 Religionslehrer an der Handelslehranstalt II in Freiburg; 15. 8. 1988 Klinikpfarrer am Diakoniekrankenhaus in Freiburg; 1. 9. 1989 zusätzlich Mitarbeit in der Benedikt-Kreutz-Rehaklinik in Bad Krozingen; 1. 9. 1998 Ruhestand in Kirchzarten; Januar 2001 Subsidiar in Kirchzarten (St. Gallus); gest. 8. 10. 2010 in Freiburg; beerd. 14. 10. 2010 in Kirchzarten.

Als Alfons Guttman n zum Priester geweiht wurde, hatte er bereits reichlich Lebenserfahrung gesammelt, denn die Jahre des Krieges und der Nachkriegszeit hatten ihn zunächst gezwungen, einen anderen Weg einzuschlagen. Er wurde am 31. August 1928 als Sohn der Eheleute August Guttman n und Anna, geb. Brill, in Duisburg geboren. Nachdem er die Schule mit der mittleren Reife abgeschlossen hatte, erlernte er das Malerhandwerk und arbeitete nach der Lehre ein Jahr als Geselle. Im Oktober 1950 fiel der Entschluss, den geistlichen Weg einzuschlagen, und Alfons Guttman n trat in die Ordensgemeinschaft der „Oblati Mariae Immaculatae“ ein. An der ordenseigenen Heimschule holte er das Abitur nach und begann im Mai

1954 das Klerikernoviziat im Kloster Maria Engelport im Hunsrück. Am 1. Mai 1955 legte er die erste Profess ab und nahm das Studium der Philosophie und Theologie an der Ordenshochschule der Oblaten in Hüfelfeld auf. Am 10. April 1960 wurde Guttman vom Bischof von Fulda, Johann Baptist Dietz, in der Klosterkirche zu Hüfelfeld zum Priester geweiht. Er beendete sein Studium im Jahre 1961 mit dem Cura-Examen und absolvierte in Mainz sein Pastoraljahr. Im Anschluss daran tat er Dienst als Kaplan in Oldenburg. Schon im April 1965 bestimmte ihn der Orden zum Novizenmeister im Kloster Hüfelfeld. Nach der Zusammenlegung der Noviziate der Klöster wurde er Seelsorger für die Berufe der Kirche. Er arbeitet von Bingen aus.

Hier kam er in Kontakt zur „Arbeitsstelle Berufe der Kirche“ in der Erzdiözese Freiburg und übernahm zum 1. Mai 1968 deren Leitung. Im Mittelpunkt seiner Arbeit standen die Förderung und der Ausbau der Berufungspastoral. Ferner galt es, *„die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass Berufungen wachsen und angenommen werden können“*. Beinahe sieben Jahre wirkte Guttman in der Berufungspastoral, und in diese Zeit fällt auch seine Inkardination in die Erzdiözese Freiburg am 19. Dezember 1972. Ein Jahr später wurde er von Erzbischof Hermann Schäufele in den Priesterrat der Erzdiözese berufen. Zum Schuljahr 1976/77 sollte Alfons Guttman hauptamtlicher Religionslehrer an der Handelslehranstalt II (heute: Max-Weber-Schule) in Freiburg werden. Um ihn auf diese Aufgabe durch hospitieren und begleiteten Unterricht vorzubereiten, wurde er zunächst an der Realschule und an der Sonderschule Kirchzarten eingesetzt. Zwölf Jahre arbeitete er als Religionslehrer an der Max-Weber-Schule Freiburg, dann suchte er nach einer neuen Aufgabe und wurde nach Ende des Schuljahrs 1987/88 zum Krankenhausseelsorger im Diakonienkrankenhaus Freiburg bestellt. Vom September 1989 an arbeitete er auch in der Klinikseelsorge Bad Krozingen mit, wo zu den eigentlichen Aufgaben eines Krankenhausseelsorgers noch Gottesdienste an den Sonntagen hinzukamen. Im Alter von 70 Jahren und nach 38 Jahren priesterlichen Dienstes wurde Alfons Guttman auf eigenen Wunsch zum 1. September 1998 in den Ruhestand versetzt, den er an seinem bisherigen Wohnort Kirchzarten verbrachte. Dort half er weiterhin in der Seelsorge aus und wurde zum 1. Januar 2001 zum Subsidiar bestellt. Pfarrer Alfons Guttman starb am 8. Oktober 2010 nach schwerer Krankheit im Freiburger Universitätsklinikum. Er wurde am 14. Oktober 2010 auf dem Friedhof in Kirchzarten beerdigt.

Jürgen Brüstle

Halder P. Meinold (Walter) OFM

Geb. 13. 10. 1934 in Saulgau; 24. 4. 1955 Einkleidung in den Franziskanerorden; 25. 4. 1956 einfache Profess; 25. 4. 1959 feierliche Profess; ord. 9. 4. 1961 in Fulda; 9. 8. 1964 Wallfahrtsseelsorger und Volksmissionar in Marienthal; 23. 4. 1969 Volksmissionar und Seelsorger in Freiburg; 11. 8. 1970 Hausvikar und Volksmissionar in Rastatt; 30. 6. 1971 Krankenhausseelsorger in Ulm; 27. 10. 1976 Hausvikar im Franziskanerkloster in Sigmaringen-Gorheim, ab 1979 auch Guardian; 1. 9. 1982 FG-Assistent der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Saulgau; 11. 4. 1983 Spiritual im Mutterhaus der Franziskanerinnen in Gengenbach; 26. 4. 1989 Aushilfe in Stuttgart (St. Konrad); 1. 1. 1990 Seelsorger in Wangen; 23. 7. 1998 Seelsorger in Fulda; 1. 9. 2001 Kooperator in der SE Mannheim-Neckarstadt Ost; 1. 9. 2004 Spiritual im Mutterhaus

der Franziskanerinnen in Gengenbach; gest. 19. 4. 2010 in Herbertingen; beerd. 24. 4. 2010 in Fulda, Klosterfriedhof Frauenberg.

Pater Meinold war 49 Jahre lang als Priester in der Seelsorge tätig, aber davon nur etwa sechzehn Jahre in der Erzdiözese Freiburg. Seine Personalakte ist sehr dünn und erlaubt nicht mehr als eine knappe biografische Skizze. Pater Meinold Halder OFM wurde am 13. Oktober 1934 in Saugau geboren und erhielt den Taufnamen Walter. Über seine Schulzeit ist in den Akten nichts zu finden. Er trat am 24. April 1955 in den Franziskanerorden ein, begann mit dem Studium der Philosophie und der Theologie und legte im April 1959 die feierliche Profess ab. Er nahm den Ordensnamen Meinold an; die Priesterweihe erfolgte am 9. April 1961. Er war anschließend in zahlreichen Franziskanerklöstern in verschiedenen Diözesen – wiederholt auch im Erzbistum Freiburg – als Volksmissionar, Krankenhauseelsorger, im Gemeindedienst und als Guardian tätig.

In die Erzdiözese Freiburg kam er ein letztes Mal im Jahre 2001, als er zum Kooperator der Seelsorgeeinheit Mannheim-Neckarstadt Ost (St. Bonifatius und St. Bernhard) bestellt wurde. Er nahm Wohnung im Pfarrhaus der Pfarrei St. Bonifatius. Der Schwerpunkt seiner Arbeit lag in der Alten- und Krankenseelsorge. Auf Wunsch seiner Provinzleitung erfolgte die Entpflichtung als Kooperator mit Wirkung vom 31. August 2004. Zum 1. September 2004 übernahm er das Amt des Spirituals im Mutterhaus der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach; ein Dienst, den er bereits von 1983 bis 1989 erfüllt hatte. Am 19. April 2010 verstarb P. Meinold unerwartet während eines Besuchs bei seiner Familie. Er wurde am 24. April 2010 auf dem Friedhof des Franziskanerklosters in Fulda-Frauenberg beigesetzt. Jürgen Brüstle

Hoffkamp Ludger (Josef Rudolf) FDC

Geb. 18. 12. 1934 in Nordhorn; 1. 9. 1961 Eintritt in die Kongregation der Brüder der christlichen Lehre; 30. 6. 1962 Noviziat; 1. 7. 1963 erste Profess; Okt. 1963 Präfekt am Progymnasium in Ettenheimmünster; 31. 1. 1966 Missio canonica; 1. 5. 1966 Ökonom im Kloster Ettenheimmünster; 1. 9. 1967 Religionslehrer am Progymnasium in Ettenheimmünster; 16. 4. 1968 ewige Profess; 1. 9. 1967 hauptamtlicher Katechet in Lahr; 14. 11. 1972 Diakonenweihe in Freiburg; 15. 11. 1972 Klinikseelsorger in Ettenheim; 1. 5. 1976 Theologiestudium in Lantershofen; ord. 25. 5. 1979 in Freiburg; 1. 9. 1979 Vikar in Ettenheim (St. Bartholomäus) zugleich Vicarius cooperator in Kappel-Grafenhausen (St. Cyprian); 1. 3. 1984 Pfarradministrator in Ettenheim-Altendorf (St. Nikolaus); 29. 6. 1995 Mitpastoration von Mahlberg; 1. 12. 1995 Krankenhauseelsorger in Ettenheim; 1. 10. 2008 Ruhestand in Ettenheim; gest. 19. 4. 2010 in Ettenheim; beerd. 23. 4. 2010 in Ettenheim.

Ludger Hoffkamps Weg zum Priestertum war lang, aber seine Beharrlichkeit führte ihn schließlich zum Ziel. Geboren wurde er am 18. Dezember 1934 als Sohn des Buchdrucker- und Buchbindermeisters Alphons Hoffkamp und seiner Ehefrau Josephine Bernardine, geb. Deitering, im niedersächsischen Nordhorn. Wenige Tage später wurde er auf den Namen Josef Rudolf getauft. Er wuchs mit sechs Geschwistern bei seinen Eltern in Nordhorn auf und besuchte dort die Volksschule. Am 1. April 1950 begann er eine Lehre als Uhrmacher, die er am 29. Oktober 1953 erfolgreich abschloss. Um sein Fachwissen zu erweitern, arbeitete er als Geselle bei Uhrmachermeistern in

Ahlen in Westfalen und in Haselünne. Da Hoffkamp den Wunsch verspürte, Theologie zu studieren, begann er 1955 im Studienheim St. Klemens in Bad Driburg sich auf das Abitur vorzubereiten. Er tat sich zunächst mit den alten Sprachen schwer, unterbrach seine Studien für ein Jahr und setzte sie 1959 in St. Pirmin in Sasbach bei Achern fort. Ohne Abitur trat er im August 1961 in die Kongregation der Brüder des christlichen Lebens („Frères de la doctrine chrétienne“, FDC) ein. Am 1. Juli 1963 legte er die erste Profess ab, am 16. April 1968 band er sich durch die ewige Profess auf immer an die Kongregation und nahm den Namen Ludger an. In der Zwischenzeit war er bereits im Herbst 1963 zum Präfekten am Progymnasium der Brüder in Ettenheimmünster bestellt worden und erwarb am 31. Januar 1966 die *Missio canonica*.

Als das Progymnasium 1967 aufgehoben wurde, ging er zum Schuljahr 1967/68 als hauptamtlicher Katechet nach Lahr im Schwarzwald, wo er auch in der Pfarrei Heilig Geist sowie in St. Martin in Hugsweier mitarbeitete. Im Mai 1969 trat Bruder Ludger Hoffkamp dem Diakonatskreis Freiburg II bei und absolvierte den Grund- und den Aufbaukurs. Am 14. November 1972 ging ein lang gehegter Wunsch Bruder Ludgers in Erfüllung und er wurde in der Kirche des Collegium Borromaeum durch Weihbischof Karl Gnädinger zum Diakon geweiht. Zu dieser Zeit war sein Deputat an den Schulen in Lahr bereits reduziert worden, damit er als Seelsorger an der psycho-sozialen Klinik in Ettenheim mitarbeiten konnte. Seine Aufgabe war die seelsorgerliche Betreuung der Patienten „durch Kontaktgespräche, Informationsgespräche, Beratungsgespräche“ sowie durch den „Vollzug liturgischer Dienste, die dem Diakon kraft seiner Weihe zustehen“. In den folgenden Jahren arbeitete Bruder Ludger unermüdlich in Lahr und Ettenheim, aber seinen früheren Wunsch, Priester zu werden, verspürte er noch immer. Seine Kongregation, seine Mitbrüder in Ettenheim und der Freiburger Erzbischof unterstützten ihn, und so wurde er zum 1. Mai 1976 für seine theologische Ausbildung beurlaubt. Er ging nach St. Lambert, Burg Lantershofen, und studierte dort Theologie. Nach Abschluss seiner Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter wurde Bruder Ludger am 25. Mai 1979 im Freiburger Münster durch Erzbischof Oskar Saier zum Priester geweiht.

Zum 1. September 1979 wurde er als Vikar nach Ettenheim (St. Bartholomäus) angewiesen. Zum 1. März 1984 wurde er ferner Pfarradministrator der Pfarrei St. Nikolaus in Ettenheim-Altendorf, und zum 1. Januar 1988 wurde ihm die Pastoration der Pfarrei St. Landelin in Ettenheimmünster übertragen. Im Juni 1995 kam noch die Mitpastoration von St. Cyprian in Kappel-Grafenhausen hinzu. Bruder Ludger hatte somit ein erhebliches Arbeitspensum zu bewältigen. Dies war für ihn umso schwieriger, als er bereits seit einiger Zeit gesundheitliche Probleme hatte. Auf Anraten seines Arztes bat er 1995 um seine Zurruesetzung, was ihm zum 1. Dezember 1995 bewilligt wurde. Er verbrachte seinen Ruhestand zunächst im Pfarrhaus in Ettenheim-Altendorf, wo er schon seit einigen Jahren wohnte. Im Jahre 1998 zog er in eine Wohnung in Ettenheim. In begrenztem Umfang war Bruder Ludger weiterhin in der Krankenhausseelsorge tätig. Im Jahre 2008 wurde er entpflichtet, hielt aber trotzdem einmal pro Woche einen Gottesdienst im Krankenhaus in Ettenheim ab. Erst 2009 musste er aus gesundheitlichen Gründen auch hiervon zurücktreten. Sein Abschied im Krankenhaus fiel zusammen mit dem Weggang der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz aus Hegne, die ihr Engagement in Ettenheim nach 134 Jahren beendeten. Bruder Ludger Hoffkamp starb am 19. April 2010 in Ettenheim und wurde dort am 23. April 2010 beigesetzt.

Jürgen Brüstele

Huber Karl Lorenz

Geb. 11. 5. 1922 in Oppenau; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 25. 7. 1951 Vikar in Gaggenau, St. Josef; 1. 2. 1955 Vikar in Huttenheim; 11. 6. 1958 Pfarrverweser in Frohnstetten mit Storzingen; 12. 4. 1959 Pfarrer in Frohnstetten, Mitpastoration von Storzingen; 12. 7. 1970 Pfarrer in Umkirch; 23. 9. 1982 Krankenhausseelsorger in Konstanz; 1. 9. 1986 Ruhestand in Häusern, zugleich Subsidiar; 1. 12. 1989 Ruhestand in Wies-Stockmatt; 2009 Ruhestand in Zell a. H.; gest. 30. 11. 2010 in Zell a. H.; beerd. 4. 12. 2010 in Oppenau.

Karl Lorenz Huber wurde am 11. Mai 1922 als Sohn des Bahnarbeiters Georg Huber und seiner Ehefrau Pauline, geb. Huber, in Oppenau im Renchtal als jüngstes von sechs Kindern geboren. Er besuchte zunächst die Volksschule in Oppenau, trat aber Ostern 1936, durch Privatstunden vorbereitet, in die Quarta der Klosterschule in Zell am Harmersbach ein. Die Nationalsozialisten schlossen jedoch die Schule schon im August desselben Jahres, aber im September fand Huber Aufnahme im Erzbischöflichen Knabenseminar in Freiburg und trat in die Quarta des Berthold-Gymnasiums ein. Dort blieb er bis zu seiner Einberufung am 1. Oktober 1941. Seine Rekrutenzeit verbrachte er bis 1942 in Kufstein, dann wurde er an die Nordfront geschickt und im Küstenschutz der nordnorwegischen Gewässer eingesetzt. Im norwegisch-finnischen Grenzgebiet, an der Liza, wurde der junge Soldat am 19. September 1942 verwundet. Im Januar 1944 stand Hubers Einheit in Griechenland nahe Korinth. Ihre vornehmliche Aufgabe bestand in „*der Bekämpfung von Banden*“, wie er es rückblickend nannte. Im Herbst 1944 zog sich die Wehrmacht immer weiter zurück, und im Mai 1945 geriet Huber in Feldkirchen in Kärnten in englische Gefangenschaft. Im März 1946 wurde er über die französische Entlassungsstelle in Tuttlingen aus der Gefangenschaft entlassen.

Karl Huber hatte schon früh den Wunsch geäußert, Priester zu werden. Die Jahre des Krieges und das Soldatenleben ließen ihn nicht davon abkommen. An der propädeutischen Abteilung der Universität Freiburg erwarb er im März 1947 die Hochschulreife und studierte anschließend Theologie. Die Seminarkonferenz des Priesterseminars St. Peter schrieb am Ende seiner Ausbildung, Huber wirke „*durch seine stille, bescheidene, bereitwillige Art sehr sympathisch*“ und verspreche „*ein zielbewusster und doch diskreter Seelsorger zu werden, der in allen Verhältnissen seinen Mann stellen wird*“. Diese Einschätzung sollte sich im Laufe seiner Jahre als Priester bestätigen. In seinem Weihejahrgang waren etliche Mitbrüder, die wie Huber nicht sogleich ihrer Berufung folgen konnten, sondern von der Schule weg zum Kriegsdienst herangezogen worden waren, unter ihnen die 2003 verstorbenen Johann Peter Eustachi und Franz Josef Ehrlinspiel. Am 24. Juni 1951 wurde Karl Huber mit 39 Mitbrüdern im Freiburger Münster durch Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht. Zum 25. Juli 1951 trat der Neupriester seine erste Vikaratsstelle in Gaggenau (St. Josef) an und wurde zum 1. Februar 1955 nach Huttenheim, heute ein Stadtteil von Philippsburg, angewiesen. Karl Huber erwies sich als eifriger und zuverlässiger Seelsorger, als lebendiger und zeitnaher Prediger sowie als ansprechender Katechet. So verdrängt es nicht, dass er bereits im Juni 1958 als Pfarrverweser nach Frohnstetten und Storzingen gesandt wurde. Ein knappes Jahr später, am 12. April 1959, wurde er auf die Pfarrei investiert. Er legte bei seiner Arbeit ein besonderes Augenmerk auf die Standesseelsorge, ließ aber auch in den Jahren in Frohnstetten und in Storzingen die kirchlichen Gebäude renovieren.

Nach zwölf Jahren in Hohenzollern suchte Pfarrer Huber neue Herausforderungen und wurde auf eigenen Wunsch zum 12. Juli 1970 auf die Pfarrei Umkirch angewiesen. Das Hauptaugenmerk galt hier dem Bemühen, die zahlreichen Neubürger in das Pfarrleben zu integrieren. Geeignete Gemeinderäumlichkeiten mussten geschaffen, die Pfarrkirche renoviert und eine neue Orgel angeschafft werden. Über seine Pfarrei hinaus wirkte Huber als Dekanatsfamilienseelsorger und hielt Ehevorbereitungsseminare ab. Wiederum nach zwölf Jahren segensreichen Wirkens wurde Karl Huber zum 23. September 1982 als Krankenhauseelsorger nach Konstanz geschickt, wo er die städtischen Krankenanstalten, aber auch drei Altenheime seelsorgerlich betreute. Allerdings musste er im Jahre 1986 um seine Zuruhesetzung bitten, da ihm seine Gesundheit enge Grenzen setzte. Nach 35 Jahren als Priester trat Pfarrer Huber zum 1. September 1986 in den Ruhestand und zog in das Pfarrhaus der vakanten Pfarrei Häusern. Er arbeitete als Subsidiar in der Seelsorge mit, so gut er konnte, und entlastete so den Pfarrer von Höchenschwand. Ende November 1989 zog er nach Wies-Stockmatt im Kleinen Wiesental, wo er bis 2007 lebte, dann in das Pflegeheim St. Gallus in Zell a. H., wo er am 30. November 2010 starb. Er wurde am 4. Dezember 2010 in seiner Heimat Oppenau beerdigt. Jürgen Brüstle

Krotz Elmar Josef, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 9. 11. 1920 in Breitenworbis; 1. 4. 1940 Noviziat bei den Dominikanern in Wien; Oktober 1940 bis Juni 1949 Kriegsdienst und Gefangenschaft; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 23. 6. 1954 Vikar in Offenburg (Hl. Kreuz); 1. 5. 1957 Präfekt im Studienheim St. Bernhard in Rastatt; 8. 4. 1959 Rektor ebd.; 14. 6. 1971 Pfarrer in Offenburg (Hl. Kreuz); 13. 12. 1979 Geistlicher Rat ad honorem; 15. 5. 1981 Dekan des Kapitels Offenburg; 1. 9. 1990 Ruhestand in Durbach-Ebersweier, zugleich Subsidiar; 1. 9. 1998 Ruhestand in Offenburg; gest. 8. 6. 2010 in Offenburg; beerd. 14. 6. 2010 in Offenburg.

Elmar Krotz stammte nicht aus der Erzdiözese Freiburg. Er kam am 9. November 1920 im thüringischen Breitenworbis als Sohn des Lehrers Karl Krotz und seiner Ehefrau Anna, geb. Ruby, zur Welt. Nach fünf Jahren zog die Familie 1925 nach Rudolphshan, heute ein Stadtteil von Hünfeld im Landkreis Fulda. Dort besuchte der Junge sechs Jahre lang die Volksschule und trat 1933 in die Quarta der Lateinschule in Hünfeld ein. Im Jahre 1936 ging er aber nach Freiburg, wohnte bei der Familie des Architekten Bernhard Müller-Ruby und besuchte das Berthold-Gymnasium, wo er im März 1939 die Reifeprüfung ablegte. In diesen Jahren war er in der katholischen Jugendbewegung Neudeutschland aktiv. Dies und wohl auch, dass er ein naher Verwandter des P. Bonaventura Krotz OP war, bewog ihn, sich dem Orden der Dominikaner anzuschließen. Nachdem er seine Arbeitsdienstpflicht von April 1939 bis März 1940 erfüllt hatte, trat er am 1. April 1940 in den Dominikanerorden ein und begann in Wien sein Noviziat. Bereits nach einem halben Jahr wurde er aber zur Wehrmacht eingezogen und absolvierte in Südfrankreich seine Rekrutenausbildung. Er nahm vom ersten Tag an am Russlandfeldzug teil. Im Dezember 1941 wurde er an die Waffenschule Döberitz kommandiert und dort im Juni 1942 zum Leutnant der Reserve befördert. Anschließend erhielt er eine Abstellung zur 6. Armee und erlebte die Schlacht um Stalingrad. Am 31. Januar 1943 geriet er in russische Gefangenschaft, aus der er erst im Juni 1949 entlassen wurde.

Die Erlebnisse des Krieges und der Gefangenschaft hatten seinen Wunsch, Priester zu werden, bestärkt. Allerdings wollte er nun Weltpriester werden. Nach seiner Rückkehr nach Freiburg – er wohnte zunächst wieder bei der Familie Bernhard Müller-Ruby – bewarb er sich erfolgreich um die Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten und nahm das Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg auf. Er war älter als seine Kursgenossen, aber die Zeit des Krieges und der Gefangenschaft, so die Einschätzung der Vorsteher des Priesterseminars St. Peter, hatten ihn zu einem „*wohlüberlegenden, abwägenden und klug zurückhaltenden Mann*“ werden lassen. Am 30. Mai 1954 wurde Elmar Krotz mit 38 Mitbrüdern, unter ihnen der spätere Freiburger Weihbischof Wolfgang Kirchgässner, von Weihbischof Eugen Seiterich im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Zum 23. Juni 1954 wurde Krotz auf seine erste Vikarstelle nach Offenburg angewiesen. Nach knapp drei Jahren, zum 1. Mai 1957, schickte ihn Erzbischof Eugen Seiterich als Präfekt an das Studienheim St. Bernhard in Rastatt. Krotz antwortete bescheiden „*mit einem ‚Adsum‘. Die Entscheidung ist mir nicht leicht gefallen, da ich keine Erfahrung für mein neues Tätigkeitsfeld mitbringen kann*“. Nach nur zwei Jahren, im April 1959, übernahm Präfekt Krotz das Amt des Rektors und schaffte es in den folgenden Jahren, das Konzept des Gymnasialkonvikts in das neue Konzept des Studienheims zu überführen. Neben seinen Aufgaben im Studienheim oblag ihm die Leitung und die Gestaltung der CMS.

Zum 14. Juni 1971 übernahm Elmar Krotz die Pfarrei Hl. Kreuz in Offenburg, die er bereits aus seiner Vikarszeit kannte. Die Investitur erfolgte am 27. Juni desselben Jahres. Im Dezember 1979 ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier „*in Anerkennung seiner langjährigen, von großem persönlichem Einsatz für die Jugend geprägten erzieherischen und priesterlichen Wirksamkeit als Rektor des Studienheims St. Bernhard in Rastatt und in Würdigung seiner seelsorgerlichen Tätigkeit und Bemühungen auch um die außerkirchliche Arbeit in der Pfarrei Offenburg, Hl. Kreuz*“, zum Geistlichen Rat ad honorem. Von 1981 bis 1987 war Krotz zusätzlich zu seinen Aufgaben als Pfarrer noch Dekan des Landkapitels Offenburg. Das war neben der arbeitsreichen Pfarrei Hl. Kreuz keine leichte Aufgabe, aber Dekan Krotz nahm sie mit großem Engagement wahr. Für ihn, so Erzbischof Oskar Saier, bot sich so auch die „*Gelegenheit, mit den Gemeinden und ihren Pfarrgemeinderäten in näheren Kontakt zu kommen*“. Wie bei vielen Priestern, so machte sich auch bei Pfarrer Krotz die enorme Arbeitsbelastung bemerkbar, und im Jahre 1990, nach 36 Jahren priesterlichen Dienstes, musste er um seine Zuruhesetzung bitten, die ihm zum 1. September 1990 bewilligt wurde. Er zog zunächst nach Durbach-Ebersweier und half als Subsidiar in der Seelsorge mit. Im Sommer 1998 zog er in das Marienhaus in Offenburg und kehrte so in die Pfarrei zurück, wo er bereits als Vikar und als Pfarrer gewirkt hatte. Im Marienhaus war er weiterhin seelsorgerlich tätig, feierte mit den Bewohnern Gottesdienste, spendete Sakramente und stand für Gespräche zur Verfügung. Sein goldenes Priesterjubiläum konnte er so als aktiver Priester feiern. Geistlicher Rat Elmar Krotz starb am 8. Juni 2010 in Offenburg und wurde dort am 14. Juni 2010 auf dem Weingartenfriedhof beigesetzt. Jürgen Brüstle

Lizdiks Michael

Geb. 9. 5. 1922 in Kaunata (Lettland); ord. 12. Juli 1953 in Luxemburg; September 1953 Kaplan in Frankfurt a. M. (St. Leonhard); 16. 7. 1962 Kaplan in Frankfurt (Frauenfriedenskirche), zugleich Krankenhauspfarrer im alten und neuen St.-Markus-Krankenhaus; 1. 6. 1965 Direktor der lettischen und estnischen Missionare für die lettischen und estnischen Emigranten in Deutschland in Frankfurt; November 1976 zusätzlich Krankenhauspfarrer im Rot-Kreuz-Krankenhaus in Frankfurt; 1. 12. 1976 Inkardination in das Bistum Limburg; 1. 9. 1993 Ruhestand in Tauberbischofsheim-Distelhausen; 15. 10. 1993 Krankenhauseelsorger in Tauberbischofsheim; 1. 1. 2002 Ruhestand in Tauberbischofsheim; gest. 12./13. 6. 2010 in Tauberbischofsheim; beerd. 29. 6. 2010 in Frankfurt.

Der am 9. Mai 1922 im lettischen Kaunata geborene Michael Lizdiks besuchte in seiner Heimat die Schule und legte 1943 an einem katholischen Gymnasium in Alguna sein Abitur ab. 1945 geriet er als Mitglied der „Lettischen Legion“ in Kriegsgefangenschaft. Im Lager konnte er an einem „Seminar für Kriegsgefangene“ das Theologiestudium aufnehmen und so der Erfüllung seines Wunsches, Priester zu werden, näherkommen. Von 1947 bis 1953 setzte er sein Theologiestudium in Luxemburg bis zum erfolgreichen Abschluss fort. Im Auftrag des Moderators für die lettischen Priester in Westeuropa spendete ihm der Weihbischof von Luxemburg am 12. Juli 1953 in der dortigen Kathedrale das Sakrament der Priesterweihe für das Erzbistum Riga. Im August 1953 kam Lizdiks auf Vermittlung von Alois Eckert, damals Präsident des Deutschen Caritasverbandes, nach Frankfurt am Main, um „*die Caritas in ihrer Arbeit und Organisation, in Theorie und Praxis kennen zu lernen*“. Er erhielt eine halbe Stelle als Kaplan an St. Leonhard in Frankfurt und arbeitete zugleich beim örtlichen Caritasverband. Ab 1955 studierte er zusätzlich Sozialwissenschaft und Soziologie an der Frankfurter Universität; das Ziel, dieses Studium mit einer Promotion abzuschließen, konnte er aufgrund seiner starken Inanspruchnahme durch seelsorgerliche Verpflichtungen nicht erreichen. In diese zweite Studienzeit datiert auch sein Engagement für die KDStV „Moeno-Franconia“, der er bis zuletzt als Verbindungsseelsorger treu blieb. 1958 wurde Michael Lizdiks im Auftrag der Vatikanischen Konsistorialkongregation Missionar für die Letten, 1959 „Oberseelsorger“ für die lettischen und estnischen Katholiken in der Bundesrepublik Deutschland. 1962 beendete er sein Studium, wurde im Juni 1962 Kaplan an der Frauenfriedenskirche in Frankfurt sowie Krankenhauseelsorger im alten und neuen St.-Markus-Krankenhaus.

Bis zu seiner Entpflichtung im Jahr 1975 war Lizdiks deutschlandweit als Seelsorger für die Letten und Esten tätig; seine frei gewordenen Kapazitäten setzte er bald darauf dafür ein, zusätzlich zur Klinikseelsorge im St.-Markus-Krankenhaus die gleiche Aufgabe auch noch im Frankfurter Rot-Kreuz-Krankenhaus zu übernehmen. Zwölf Jahre lang hielt er dieser Doppelbelastung stand, wobei ihm seine Fähigkeit, auf fremde Menschen zuzugehen, seine Freundlichkeit und sein Durchhaltevermögen auch in schwierigen Situationen sehr halfen: „*Sein Engagement bedeutete für ihn nicht nur Mühe, sondern zugleich auch Freude*“, wie es in seinem vom Bistum Limburg veröffentlichten Nachruf heißt. Doch nach einer schweren Erkrankung ließ Lizdiks sich 1988 von der Seelsorge im Rot-Kreuz-Krankenhaus entpflichten. Mit dem 1. September 1993 trat er in den Ruhestand und zog nach Tauberbischofsheim-Distelhausen, wo er weiterhin priesterliche Aufgaben wahrnahm. Zusätzlich übernahm er zum 15. Ok-

tober 1993 im Auftrag des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg die Seelsorge im Kreiskrankenhaus Tauberbischofsheim. Im Juli 2001 erkrankte Pfarrer Lizdiks schwer und wurde zum 31. Dezember 2001 von seinem Dienst entpflichtet. Er lebte danach im Seniorenheim Haus Heimberg in Tauberbischofsheim, wo er weiterhin regelmäßig mit den anderen Bewohnern Gottesdienste feierte. Am 12. oder 13. Juni 2010 – die Angaben in den Todesanzeigen des Bistums Limburg und des Dekanats Tauberbischofsheim differieren – verstarb Pfarrer Michael Lizdiks. Das Requiem mit Aussegnung wurde am 17. Juni 2010 in der Pfarrkirche St. Markus in Distelhausen gefeiert, die Urnenbestattung fand am 29. Juni 2010 in Frankfurt am Main statt. Christoph Schmider

Mackert Walter, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 26. 4. 1928 in Pforzheim; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Karlsruhe (St. Bonifatius); 23. 7. 1952 Vikar in Glottertal; 1. 10. 1952 Vikar in Mühlhausen bei Wiesloch; 26. 11. 1952 Vikar in Ziegelhausen; 20. 4. 1955 Vikar in Freiburg-St. Georgen; 10. 12. 1957 Pfarrvikar in Kirchdorf bei Villingen; 15. 4. 1958 Pfarrverweser ebd.; 26. 4. 1959 Pfarrer ebd.; 18. 12. 2001 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 10. 2002 Ruhestand in Brigachtal; gest. 17. 4. 2010 in Villingen-Schwenningen; beerd. 23. 4. 2010 in Brigachtal.

Walter Mackert wurde am 26. April 1928 als Sohn des Professors Josef Mackert und seiner Ehefrau Maria Magdalena, geb. Johannes, in Pforzheim geboren. Er besuchte dort die Volksschule und trat Ostern 1938 in die Sexta des Gymnasiums ein. Im August 1944 wurde er als Luftwaffenhelfer eingezogen und konnte nur noch eingeschränkt den Unterricht besuchen. Nach seiner Entlassung im Februar 1945 konnte er zwar zu seinen Eltern zurückkehren, kam aber Ende April 1945 für einen Monat in französische Gefangenschaft. Da er bereits jetzt den Wunsch hegte, Theologie zu studieren, trat er im September in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt in Tauberbischofsheim ein und legte dort im Juli 1947 die Reifeprüfung ab. In Freiburg fand Mackert Aufnahme im Collegium Borromaeum, studierte Theologie und wurde am 25. Mai 1952 mit 51 weiteren Diakonen durch Erzbischof Eugen Seiterich im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Zum 23. Juni 1952 trat er seinen Dienst als Vikar in Karlsruhe (St. Bonifatius) an. Weitere Stationen während seiner Vikarszeit waren Glottertal, Mühlhausen bei Wiesloch, Ziegelhausen und Freiburg-St. Georgen, bis er zum 10. Dezember 1957 als Pfarrvikar nach Kirchdorf bei Villingen angewiesen wurde, wo Pfarrer Clemens Haas überraschend verstorben war. Damals, so berichtete Mackert später rückblickend, hätte er nicht gedacht, dass er in der ausgedehnten Pfarrei mit den Filialen Überauchen, Klengen und Marbach lange bleiben würde. Durch seine aufgeschlossene, freundliche, aber auch kernige Art gewann er bald die Herzen der Menschen. Im Jahresbericht für 1957 schrieb der Dekan: *„Bürgermeister Effinger von Kirchdorf, wie eine Vertretung von Laien, bittet um Belassung in Kirchdorf, da er trotz Strenge es mit der Jugend sehr gut verstehe und auch die Christenlehre eifrig und vollzählig besucht werde.“*

Bald darauf, zum 15. April 1958, wurde Mackert in Kirchdorf Pfarrverweser, und am 26. April 1959, seinem einunddreißigsten Geburtstag, wurde er als Pfarrer investiert. Er blieb 45 Jahre Seelsorger der Pfarrei und setzte sich mit ganzer Kraft für sie ein. Es waren teilweise turbulente Jahre mit weitreichenden Veränderungen im gesell-

schaftlichen und politischen, aber auch im kirchlichen Bereich. Die gesellschaftlichen Umbrüche der 60er- und der 70er-Jahre wirkten sich auch auf die Kirche aus, die sich mit neuen Fragen konfrontiert sah. Das Zweite Vatikanische Konzil, die Gemeinsame Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland und das Freiburger Diözesanforum versuchten, der Kirche Orientierung auf ihrem Weg durch die Zeit zu geben. Die Umsetzung der Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils in seiner Pfarrgemeinde war Pfarrer Mackerts Aufgabe. Seine Predigten und seine Christenlehre waren zeitnah und er war den Fragen und Anliegen der Menschen gegenüber aufgeschlossen. Für ihn selbst war es jedoch wichtig, dass er auch Menschen zur Mitarbeit in der Kirche motivieren konnte. Neben den seelsorgerlichen Aufgaben kamen auch bauliche Maßnahmen auf Pfarrer Mackert zu. Er setzte sich für die Restaurierung der Kirche St. Martin ein, die eigentlich einem neueren Bau hätte weichen sollen. Die Gottesdienste wurden in dieser Zeit in den Sporthallen der Pfarrei und ihrer Filialen gefeiert. Pfarrer Mackert erkannte aber schon, dass die alte Pfarrkirche nicht mehr ausreichte, und unter seiner Regie entstanden eine neue Kirche mit Gemeindezentrum, die zum Mittelpunkt der Gemeinde wurden. Das Pfarrhaus ließ er innen wie außen renovieren, das Schwesternhaus wurde zweimal außen renoviert, die neue Pfarrkirche Allerheiligen erhielt eine neue Orgel, die Filialkirche in Marbach wurde ebenso renoviert wie die Fialkirche in Klengen.

Erzbischof Oskar Saier würdigte das Engagement von Pfarrer Mackert und ernannte ihn im Dezember 2001 „in Anerkennung seines nahezu fünfzigjährigen treuen Dienstes als Priester sowie in Würdigung seines zuverlässigen langjährigen Einsatzes als Seelsorger der Pfarrei St. Martin in Brigachtal“ zum Geistlichen Rat ad honorem. Am 25. Mai 2002 feierte er mit seiner Gemeinde sein goldenes Priesterjubiläum, und am 31. Mai wurde er in einer Feierstunde zum Ehrenbürger der Gemeinde Brigachtal, zu der Kirchdorf seit 1974 gehörte, ernannt. Im November desselben Jahres erhielt Pfarrer Mackert für seine Verdienste den Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Zu diesem Zeitpunkt befand er sich seit knapp zwei Monaten im Ruhestand, den er in Brigachtal, im Ortsteil Klengen, verbrachte. Noch in seinem 80. Lebensjahr feierte er in Klengen den Werktagsgottesdienst und half auch sonst aus, wenn Not am Mann war. Pfarrer Walter Mackert starb am 17. April 2010 in Villingen-Schwenningen und wurde am 23. April 2010 in Brigachtal beigesetzt. Ein Jahr nach seinem Tode gedachte die Pfarrgemeinde Brigachtal ihres verstorbenen Pfarrers in einer Feierstunde und weihte danach den Grabstein auf dem Friedhof in Marbach. Die politische Gemeinde ehrte ihn erneut, indem sie den Weg zwischen der St. Gallus- und Martinsstraße „Pfarrer-Mackert-Gasse“ nannte und feierlich das neue Straßenschild enthüllte.

Jürgen Brüstle

Mall Albert

Geb. 15. 8. 1924 in Stein a. K.; ord. 18. 5. 1958 in Freiburg; 11. 6. 1958 Vikar in Forst; 8. 4. 1959 Vikar in Ötigheim; 1. 9. 1960 Pfarrvikar in Hausen im Killertal; 19. 4. 1961 Vikar in Grünsfeld; 1. 10. 1962 Pfarrverweser in Grünsfeld; 22. 1. 1964 Pfarrverweser in Lohrbach; 1. 10. 1964 Pfarrer in Zimmern (Grünsfeld); 1. 7. 1990 Ruhestand in Limbach-Heidersbach; 2009 Ruhestand in Buchen-Waldhausen; gest. 24. 8. 2010 in Buchen-Waldhausen; beerd. 30. 8. 2010 in Neuenstadt-Stein a. K.

Im Führungszeugnis für Albert Mall schrieb der Rektor des katholischen Jugendheims in Mannheim im Dezember 1952: „*Sein Lebensweg war ungewöhnlich hart und voller Schwierigkeiten und Hindernissen. Aber unverrückbar stand sein Ziel vor ihm, das Priestertum. Es kann kaum ein junger Mensch besser beweisen, dass es ihm um die Erreichung dieses hehren Zieles ernster ist, als er es getan hat.*“ Albert Mall war bereits 28 Jahre alt, als er endlich seinen Wunsch erfüllen und das Studium der Theologie aufnehmen konnte. Geboren in Stein am Kocher als Sohn des Landwirts Franz Bernhard Mall und seiner Ehefrau Rosa, geb. Ott, besuchte er zunächst die Volksschule und wollte anschließend ebenfalls auf dem elterlichen Hof arbeiten. Aber, wie er später schrieb, „*mit 17 Jahren erwachte in mir der Wunsch, Priester zu werden*“. Der Krieg und seine Folgen – das Elternhaus brannte im Krieg völlig aus – ließen an ein Studium nicht denken. Auf Umwegen, verbunden mit großen Opfern, erreichte Albert Mall im November 1952 sein erstes Ziel und legte die Begabtenreifepprüfung ab. An der Heimschule Lender in Sasbach bestand er noch die Ergänzungsprüfungen in Latein und Griechisch und wurde zum Sommersemester 1953 unter die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese Freiburg aufgenommen. Ermöglicht wurde ihm das Studium durch eine finanzielle Unterstützung aus der Erzbischof-Hermann-Stiftung.

Am 18. Mai 1958 erteilte Kapitelsvikar und Weihbischof Hermann Schäufole Albert Mall und 35 weiteren Diakonen im Freiburger Münster die Priesterweihe. Seine erste Vikarstelle trat er zum 11. Juni 1958 in Forst an, wechselte zum 8. April 1959 nach Ötigheim und wurde zum 1. September 1960 als Pfarrvikar nach Hausen im Killertal angewiesen. Am 19. April 1962 ging er als Vikar nach Grünsfeld und wurde dort zum 1. Oktober 1962 zum Pfarrverweser bestellt. Nach einer kurzen Aushilfe als Pfarrverweser in Lohrbach wurde Mall zum 1. Oktober 1964 als Pfarrer auf die Pfarrei St. Margaretha in Zimmern bei Grünsfeld angewiesen. Die Pfarrei war ihm nicht fremd, denn er hatte dort in den Jahren zuvor oft Aushilfen übernommen. In Zimmern wirkte Albert Mall 26 Jahre lang segensreich, mit hoher theologischer und pastoraler Kompetenz. Zum 1. Juli 1990 wurde Pfarrer Mall aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand versetzt, den er zunächst in Limbach-Heidersbach verbrachte. Er half dort noch viele Jahre in der Seelsorge aus, bis er im Jahre 2009 in das Caritaspflegeheim in Buchen-Waldhausen zog. Seine treue Haushälterin, Anna Tinnemann, die ihm seit 1969 den Haushalt führte, begleitete ihn und feierte dort 2010 ihren 90. Geburtstag. Albert Mall starb am 24. August 2010 in Buchen-Waldhausen und wurde am 30. August 2010 auf dem Friedhof in Neuenstadt-Stein a. K. beerdigt. Jürgens Brüstle

Maurer Bernhard, Geistlicher Rat ad honorem, Ehrendomherr

Geb. 9. 2. 1930 in Karlsruhe; ord. 27. 5. 1956 in Freiburg; 26. 6. 1956 Vikar in Freiburg (Dompfarrei); 20. 7. 1956 Vikar in Schluchsee; 16. 8. 1956 Vikar in Oppenau; 17. 10. 1956 Vikar in Konstanz (St. Stephan); 12. 6. 1958 Vikar in Radolfzell (Münsterpfarrei); 1. 1. 1970 Pfarrverweser ebd.; 15. 7. 1970 Pfarrer ebd.; 18. 12. 1981 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 10. 1984 Pfarradministrator in Radolfzell-Stahringen; November 1988 Administrator der Pfarreien Moos-Weiler und Moos-Bankholzen; Administrator in Radolfzell (St. Meinrad); Januar 1990 Administrator der Pfarreien St. Leonhard in Moos-Weiler und St. Blasius in Moos-Bankholzen; 27. 7. 1992 Pas-

toration der Pfarreien St. Germanus und Vedastus in Stockach-Wahlwies und St. Nikolaus in Stockach-Espasingen; 1. 8. 1993 Pastoration der Pfarreien St. Germanus und Vedastus in Stockach-Wahlwies und St. Nikolaus in Stockach-Espasingen; 17. 12. 1993 Pastoration der Pfarrei St. Laurentius in Radolfzell-Markelfingen; 1. 8. 1998 Pfarradministrator in St. Johann, Gaienhofen-Horn, und St. Agatha, Gaienhofen-Hemmenhofen; Oktober 1999 Pastoration der Pfarreien St. Germanus und Vedastus in Stockach-Wahlwies und St. Nikolaus in Stockach-Espasingen; 1. 5. 2001 Pfarradministrator in St. Nikolaus, Radolfzell-Böhringen; 1. 5. 2001 Pfarradministrator in St. Zeno, Radolfzell-Stahringen; 31. 8. 2007 Ruhestand in Radolfzell; 1. 9. 2007 Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Radolfzell; gest. 14. 11. 2010 in Radolfzell; beerd. 19. 11. 2010 auf dem Waldfriedhof in Radolfzell.

Bernhard Maurer starb im Alter von 80 Jahren als aktiver Priester und Seelsorger. Geboren wurde er in eine von der Kirche innerlich weit entfernte Familie. Seine Eltern, der Lehrer Josef Maurer und seine Ehefrau Laura, geb. Dörner, waren in den Jahren 1941 bis 1945 gar aus der Kirche ausgetreten. Der junge Bernhard Maurer besuchte in seinem Heimatdorf Jöhlingen, heute Gemeinde Walzbachtal, die Volksschule und wechselte zu Ostern 1936 auf die Markgrafenoberschule in Durlach, wo er im Juli 1950 das Abitur ablegte. Anschließend bereitete er sich auf der Heimschule Lender in Sasbach auf die Ergänzungsprüfung im Griechischen vor. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg und dem Abschluss der Ausbildung im Priesterseminar St. Peter wurde Bernhard Maurer mit 28 weiteren Diakonen durch Erzbischof Eugen Seiterich am 27. Mai 1956 im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Zum 26. Juni 1956 trat er seine erste Vikarstelle in der Freiburger Dompfarre an. Es folgten weitere in Schluchsee und Oppenau. Nach diesen Vertretungen ging er zum 17. Oktober 1956 nach Konstanz in die Pfarrei St. Stephan. Die Jahresberichte waren bis dahin schon stets positiv ausgefallen. In Konstanz wurde Bernhard Maurer, gemeinsam mit Vikar Eugen Storm, durch die Erkrankung und den plötzlichen Tod des Pfarrers, Geistlicher Rat Franz Xaver Huber, besonders gefordert. Sie bewältigten die Aufgaben in „*ausgezeichneter Weise*“, schrieb der Leiter des Katholischen Volksbüros, Dr. Max Haunz. Und weiter: „*Die beiden jungen Geistlichen führten uns in ernster, gereifter Art durch die Fastenzeit; sie gestalteten den Gläubigen Ostern und Osterzeit, Pfingsten und jetzt die Maiandacht durch Gewissenhaftigkeit, gute Predigten und den vorbildlichen Vollzug der Liturgie zu frohen, christlichen Festen. Es gibt nur ein Bedauern, dass Herr Kooperator Maurer die Pfarrei St. Stephan verlassen soll.*“

Zum 12. Juni 1958 wurde Vikar Maurer an die Münsterpfarre in Radolfzell versetzt. Es war eine glückliche Entscheidung. Die Jahresberichte loben sein „*aufrechtes Wesen*“ und beschreiben ihn als zielbewussten, willensstarken und zuverlässigen Priester, der keine Arbeit scheute und sich besonders der jungen Menschen annahm. Zu den sonstigen Aufgaben eines Vikars kam noch die Innenrenovierung des Münsters und die Vorbereitung der 500-Jahr-Feier der Münsterkirche sowie stets mehr als 20 Stunden Religionsunterricht an sechs verschiedenen Schulen. Als die Pfarrkuratie St. Meinrad in Radolfzell mit Pfarrer Günter Ludwig Hauck einen eigenen Seelsorger erhielt, half Maurer auch dort mit, um den Neuordnungsprozess und den inneren Aufbau der Kuratie zu fördern. Als sein Vorgesetzter, Dekan Josef Zuber, im Dezember 1969 überraschend starb, übernahm Vikar Maurer die Leitung der Pfarrei und wurde zum 1. Januar 1970 zum Pfarrverweser bestellt. Am 17. Mai desselben Jahres wurde er als Pfarrer investiert. Im November 1972 übernahm Pfarrer Maurer als Dekan und

Dekanatsjugendseelsorger Aufgaben über seine Pfarrei hinaus. Erzbischof Oskar Saier würdigte Maurers selbstloses Engagement und seine Treue, als er ihn im Dezember 1981 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte.

In den folgenden Jahren war Geistlichem Rat Maurer keine Aufgabe zuviel. Immer wenn Not am Mann war half er aus und übernahm vorübergehend die Mitverwaltung anderer Pfarreien in der Umgebung von Radolfzell. Dazu gehörten, teilweise wiederholt, Stahringen, Weiler und Bankholzen, Wahlwies, Espasingen und Markelfingen, Horn, Hemmenhofen oder Böhringen. Erzbischof Oskar Saier würdigte das zweiundzwanzigjährige Engagement Pfarrer Maurers in Radolfzell sowie den *„von großer Umsicht und außergewöhnlichem Verantwortungsbewusstsein geprägten Einsatz als Dekan“* im Jahre 1992 und ernannte ihn zum Ehrendomherrn an der Metropolitankirche zu Freiburg. Die Stadt Radolfzell ernannte ihn im Jahre 2005 zum Ehrenbürger. Auf eigenen Wunsch blieb Bernhard Maurer bis August 2007, im 78. Lebensjahr und im 52. Jahr des priesterlichen Dienstes, Pfarrer der Radolfzeller Münsterpfarrei. Er hatte den Wunsch geäußert, weiterhin seelsorgerlich tätig sein zu können, und so wurde er mit dem 1. September 2007 zum Subsidiar der Seelsorgeeinheit Radolfzell bestellt. Er blieb bis unmittelbar vor seinem Tod in der Seelsorge aktiv. Ehrendomherr und Münsterpfarrer i. R. Bernhard Maurer starb am 14. November 2010 in Radolfzell und wurde am 19. November 2010 auf dem Radolfzeller Waldfriedhof beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Popp Friedrich, Dr. theol., Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 2. 6. 1926 in Dittigheim; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 25. 7. 1951 Vikar in Heidelberg (St. Albert); 24. 6. 1952 Vikar in Waldshut; 5. 9. 1956 Vikar in Buchen; 1. 5. 1957 Kooperator in Konstanz (Münsterpfarrei), zugleich Religionslehrer am Humboldt-Gymnasium in Konstanz; 1. 9. 1959 Religionslehrer am Gymnasium in Weinheim; 26. 4. 1965 Religionslehrer am Helmholtz-Gymnasium in Heidelberg; 10. 11. 1965 Promotion zum Dr. theol. in Freiburg; 16. 4. 1967 Studienrat; 16. 9. 1972 Gymnasialprofessor; 17. 12. 1980 Geistlicher Rat ad honorem; 16. 10. 1985 Pfarradministrator in Heidelberg-Wieblingen; 31. 7. 1990 Pensionierung; 1990–2005 Subsidiar in Eppelheim; gest. 16. 6. 2010 in Eppelheim; beerd. 19. 6. 2010 in Heidelberg.

Den Weg zum Priestertum hatte Friedrich Popp früh angetreten, da er schon als Kind seine Berufung verspürte, doch bis er am Ziel angelangt war, hatte er viele Hindernisse zu überwinden. Nachdem die finanziellen Probleme – seine Familie war nicht sehr vermögend – gelöst waren, besuchte er zunächst das Steyler Konvikt zu Ingolstadt, das jedoch zum Ende des Schuljahrs 1941 geschlossen wurde. Fortan pendelte Popp zwischen Neckarsteinach, wohin die Familie 1934 umgezogen war, und Heidelberg. Als Primaner wurde er ohne Abschluss entlassen und nach Mainz zu den Pionieren eingezogen. Dem Fronteinsatz in der Eifel folgte die Gefangennahme durch die Amerikaner am 10. März 1945 und anschließend bis Dezember 1945 die Internierung im Lager Cherbourg. *„Als etwa 70 Theologen von Cherbourg in dieses Lager kamen“*, schreibt Popp in seinem Lebenslauf, *„kam ich zu ihnen. Von Juli bis September führten wir ein gemeinsames Leben mit Vorträgen, Gebet und Studium.“* Ab Anfang März 1946 besuchte Popp wieder das Gymnasium in Heidelberg, wo er

im Sommer des Jahres die Reifeprüfung ablegte. Obgleich Neckarsteinach zum Bistum Mainz gehört, beantragte Popp im August 1946 die Aufnahme ins Freiburger Collegium Borromaeum, da er, wie es im Zeugnis des Ortspfarrers heißt, *„aus Baden stammt, dort seine Studien gemacht hat und sonst keine Beziehungen zur Diözese Mainz hat“*. Sein im Aufnahmegesuch gemachtes Versprechen, *„alle Anstrengungen zu machen, damit ich Sie nie enttäuschen werde“*, hat er jedenfalls gehalten.

Sein Studium in Freiburg und im Priesterseminar St. Peter absolvierte er mit sehr gutem Erfolg, wobei im Abschlusszeugnis auch leise Kritik anklang: *„Bei aller Freundlichkeit dürfte er etwas gütiger sein, ein Mangel seiner willensbetonten und gelegentlich ironischen Natur.“* Davon war in seinen ersten Dienstzeugnissen nicht mehr die Rede, sondern sein Heidelberger Prinzipal Alfons Beil charakterisierte ihn als *„in jeder Beziehung weit über dem Durchschnitt, gewissenhaft und doch nicht kleinlich“*. Im Erzbischöflichen Ordinariat war man schon zuvor auf Popp aufmerksam geworden – insbesondere der spätere Erzbischof Hermann Schäufele hielt große Stücke auf ihn – und im Jahr 1953 versuchte Generalvikar Simon Hirt ihn zu einem Kirchenrechtsstudium zu bewegen. Popp antwortete postwendend auf den Brief: *„Ich sehe in der Tatsache, dass die Kirchenbehörde mich zum Studium der Rechte beurlauben möchte, eine Auszeichnung und danke für das damit zum Ausdruck gebrachte Vertrauen.“* Die Bitte des Generalvikars, *„den Vorschlag genau überlegen zu wollen“*, habe er längst erfüllt, sei doch *„der Plan meines Studiums ein Gedanke, den Herr Rat Dr. Schäufele seit meinem Concursus pro seminario verfiicht“*. Da jedoch das Ziel eines Kirchenrechtsstudiums eine Laufbahn in der Kirchenverwaltung sei, müsse er den Vorschlag ablehnen, sei er doch für eine Bürotätigkeit nicht geeignet, denn er *„bringe es nicht fertig, mehr als auch nur eine Stunde bei der gleichen Beschäftigung zu bleiben“*. In seinem ganzen Theologiestudium habe er nur *„ein einziges wissenschaftliches Werk durchgearbeitet“*. In Parenthese ergänzte er: *„Es war Missarum Solemnia von Jungmann und interessierte mich bedeutend mehr als es juristische Abhandlungen je tun könnten!“* Mehr Erfolg hatte das Erzb. Ordinariat wenige Jahre später mit dem an Popp herangetragenen Wunsch, ihn als hauptamtlichen Religionslehrer am Gymnasium einzusetzen, denn das war eine Tätigkeit, die seiner Befähigung und seinem Wesen sehr gut entsprach. Seine erste Stelle in Konstanz musste er aus gesundheitlichen Gründen bald verlassen – Überarbeitung in Verbindung mit dem voralpinen Klima hatten zu massiven Störungen des vegetativen Nervensystems geführt, dazu kam eine Schilddrüsen-Überfunktion – doch in Weinheim und später in Heidelberg besserte sich seine körperliche Verfassung; freilich musste Popp fortan stets sehr gesundheitsbewusst und unter ärztlicher Beobachtung leben.

Sein besonderes Interesse für liturgische Fragen – das auch in den Jahresberichten der Dekane immer wieder ausdrücklich erwähnt wird – führte dazu, dass er vom Erzb. Ordinariat mit *„Vorarbeiten zur Neugestaltung des Diözesangebet- und Gesangbuchs ‚Magnifikat‘“* betraut wurde, aus denen schließlich seine Dissertation *„Die deutsche Vesper im Zeitalter der Aufklärung unter besonderer Berücksichtigung des Bistums Konstanz“* erwuchs. Die Promotion zum Doktor der Theologie erfolgte im November 1965, die Doktorarbeit wurde in überarbeiteter Form in FDA 87 (1967) veröffentlicht, zusammen mit zwei weiteren *„Studien zu liturgischen Reformbemühungen im Zeitalter der Aufklärung“*. Mit diesen bis heute sehr lesenswerten Arbeiten trug Popp wesentlich zu einer unvoreingenommenen und von „ultramontanen“

Vorurteilen befreiten Sicht auf das Wirken der katholischen Aufklärung im Gebiet des heutigen Erzbistums Freiburg – und zugleich auf Ignaz Heinrich von Wessenberg! – bei. 1967 wurde Popp als Studienrat in den staatlichen Schuldienst übernommen und 1972 schließlich zum Gymnasialprofessor ernannt. Neben seiner engagierten Lehrertätigkeit ließ er sich immer wieder für diözesane Aufgaben in die Pflicht nehmen und half überdies an seinem Wohnort – seit 1966 Eppelheim – in der Seelsorge aus. Erzbischof Oskar Saier ernannte Popp *„in Anerkennung seiner langjährigen Tätigkeit als Religionslehrer und Erzieher [...], die von fundamentalem theologischem Wissen und Verständnis für die Anliegen der studierenden Jugend geprägt ist, und in Würdigung seiner engagierten Mitarbeit am Magnifikat und am Diözesanteil des Gotteslobes sowie in der liturgischen Kommission der Erzdiözese“* am 17. Dezember 1980 zum Geistlichen Rat. Popp kommentierte diese Ehrung in einem Brief an den Erzbischof in seiner ihm eigenen Art: *„Was in der Urkunde über meine Mitarbeit am Magnifikat, am Diözesanteil des Gotteslob und in der Liturgischen Kommission gesagt ist, will ich nicht in Abrede stellen – ob es aber für eine derartige Ehrung ausreicht, das frage ich mich ehrlich. Und was meine Tätigkeit in der Schule angeht, so kann ich zwar sagen, dass ich diese Aufgabe gern erfülle. Die Ausführungen der Urkunde zu diesem Gegenstand erscheinen mir aber mehr als ein Appell denn als Feststellung eines objektiven Tatbestandes.“* Symptomatisch für Poppes sehr ausgeprägtes Arbeitsethos ist, dass er sich von zunehmenden gesundheitlichen Beeinträchtigungen nicht nur nicht abhalten ließ, seine Pflichten in der Schule gewissenhaft zu erfüllen, sondern 1985 zusätzlich noch eine Aufgabe als Pfarradministrator in Heidelberg-Wieblingen übernahm. Nachdem er mit dem Erreichen der Altersgrenze im Sommer 1990 aus dem Schuldienst ausgeschieden war, engagierte er sich als Subsidiar in der Pfarrei Eppelheim verstärkt seelsorgerlich – solange und soweit seine Kräfte dies zuließen. Erst im Spätsommer 2005 war er von Krankheit und Alter so geschwächt, dass er nicht mehr in der Lage war, regelmäßige priesterliche Dienste zu übernehmen und von seinen Pflichten als Subsidiar entbunden wurde. Wie er selbst Amt und Aufgabe des Priesters sah, fasste Popp in einer Predigt zusammen, die er am 24. Juni 1996 beim Kurstreffen seines Weihejahrgangs hielt. Darin verwies er auf das Vorbild, das die tags zuvor selig gesprochenen Bernhard Lichtenberg und Karl Leisner für jeden Priester sein sollten: *„Eine konkrete, und doch allgemein gefasste Anregung, und dies nicht nur für ein amtliches Tun, sondern auch und gerade noch für das Zeugnis im Alter und im Ruhestand, hat uns ein Freund Karl Leisners in der Grabrede gegeben mit den Worten: ‚Für Gott kann man letztlich nicht kämpfen, für ihn kann man nur lieben.‘ Das ist das entscheidende, das uns allen mögliche und das wahrhaft glaubwürdige Zeugnis. Dies ist die uns bis zum letzten Atemzug aufgetragene Johanneshaltung. Wenn wir nun am Geburtsfest des Täufers und an unserem Weihetag Eucharistie feiern und natürlich darin unseren Dank durch Christus und im Heiligen Geist vor den Vater bringen, dann sollten wir zugleich unsere Bereitschaft zur Liebe mit dem liebenden Opfer des Herrn verbinden und den Vater bitten, dass er in jeder Messfeier uns dazu stärkt, für ihn zu lieben.“* Friedrich Popp starb am 16. Juni 2010 in Eppelheim und wurde am 19. Juni 2010 auf dem Heidelberger Bergfriedhof beigesetzt.

Christoph Schmider

Schaft Wolfgang, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 11. 7. 1932 in Stuttgart; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 1. 7. 1957 Vikar in Bad Dür rheim; 30. 7. 1957 Vikar in Gengenbach; 6. 10. 1958 Vikar in Lörrach (St. Bonifatus); 20. 9. 1960 Jugendpfarrer im Erzbischöflichen Seelsorgeamt; 10. 4. bis 29. 8. 1964 Studienaufenthalt in den USA; 4. 10. 1964 Vikar in Lörrach (St. Bonifatus); 1. 11. 1964 Pfarrkurat in Lörrach (St. Peter) und Krankenhauseelsorger am Elisabethenkrankenhaus; 1. 10. 1984 Seelsorger der deutschen Gemeinde in Madrid; 17. 12. 1990 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 11. 1992 bis 1. 11. 1994 Pfarradministrator in Grevesmühlen (Bischöfliches Amt Schwerin); 13. 12. 1994 Pfarrer in Santo Domingo (Ecuador); 1996 Pfarrer in Riobamba (Ecuador); 1. 7. 1997 Ruhestand in Riobamba (Ecuador); 4. 4. 2003 Ruhestand in Lörrach-Brombach; 2003 Ruhestand in Bad Salzig; 2009 Ruhestand in Glattfelden (Schweiz); 2010 Ruhestand in Lörrach; gest. 1. 12. 2010 in Basel; beerd. 9. 12. 2010 in Lörrach (Hauptfriedhof).

Wolfgang Schaft war einen großen Teil seines Lebens unterwegs, in Deutschland und in der Welt. Er wurde als Sohn des Ingenieurs Josef Schaft und seiner Ehefrau Antonie, geb. Ehrlenspiel, am 11. Juli 1932 in Stuttgart geboren. Seine Mutter starb bereits zehn Tage nach seiner Geburt. Die Familie blieb zunächst in Stuttgart, doch nach der zweiten Verheiratung des Vaters im Jahre 1934 zog sie nach Frankfurt am Main und 1936 weiter nach Brandenburg an der Havel. Dort besuchte der Junge die Volksschule und später das städtische Gymnasium. Im April 1945 zog die Familie nach Ehingen an der Donau, dann nach Boppard am Rhein und schließlich nach Singen am Hohentwiel, wo Wolfgang Schaft im Sommer 1951 am städtischen Gymnasium das Abitur ablegte. Im März 1952 bestand er an der Heimschule Lender die Zusatzprüfungen in Latein und Griechisch und studierte anschließend in Freiburg und Paris Theologie und Philosophie. Nach Abschluss seiner Studien im Priesterseminar St. Peter wurde er in der dortigen Seminarkirche am 2. Juni 1957 mit 40 Kurskollegen, darunter der 2008 verstorbene spätere Freiburger Erzbischof Oskar Saier, durch Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarsstelle führte ihn nach Bad Dür rheim, weitere folgten in Gengenbach und Lörrach (St. Bonifatus). Zum 20. September 1960 wurde Schaft als Jugendpfarrer in das Seelsorgeamt der Erzdiözese Freiburg berufen. Im November 1964, nach einem mehrmonatigen Studienaufenthalt in den USA, kehrte er nach Lörrach zurück. Doch schon einen Monat später wurde er zum Seelsorger am Elisabethenkrankenhaus und als Kurat in der Kuratie St. Peter in Lörrach bestellt. Er betrieb den Aufbau des neuen Seelsorgebezirks mit großer Energie, und bereits nach wenigen Jahren konnte die Pfarrei errichtet werden. Schon im Studium hatte der Missionsgedanke Wolfgang Schaft beschäftigt, und zugleich zog es ihn hinaus in die Welt. Im Jahre 1962 ging er während seinesurlaubes als Schiffsgeistlicher auf ein Auswanderungsschiff in die USA, und 1964 nahm er, gefördert durch die „Cleveland Foundation“, am „Exchange Program for Social Workers and Youth Leaders“ in Philadelphia teil. Während er und die übrigen Kursteilnehmer, 175 Personen aus 54 Staaten, Vorlesungen an der „University of Pennsylvania“ belegten, wurden sie zugleich in der Jugendarbeit und in Gemeinden eingesetzt.

Im Sommer 1984 ging Wolfgang Schaft als Seelsorger für die deutsche Gemeinde nach Madrid und trat zum 1. Oktober die Nachfolge von Pfarrer Wolfgang Klock an. In der spanischen Hauptstadt war Schaft für die Seelsorge aller deutschsprachigen

Katholiken zuständig. Daneben galt es an der Deutschen und der Schweizer Schule Religionsunterricht zu erteilen und ein Gemeindeleben wie in einer deutschen Pfarrei auf die Beine zu stellen. Unter Pfarrer Schafts Regie begann die Suche nach einem möglichen Gemeindezentrum, und schließlich wurde die Ruine des Klosters „Hermans Reparadoras“ gefunden. Nachdem die Deutsche Bischofskonferenz zugestimmt hatte, begannen die Umbau- und Renovierungsarbeiten. Im Jahre 1989 konnte die erste heilige Messe gefeiert werden, ein Jahr später waren die Bauarbeiten beendet. Im Jahre 1990 ernannte Erzbischof Oskar Saier den engagierten Seelsorger in Anerkennung seiner Verdienste zum Geistlichen Rat ad honorem. Auf seinen eigenen Wunsch kehrte Pfarrer Schaft anschließend nicht in die Erzdiözese Freiburg zurück, sondern ging zum 1. November 1992 nach Grevesmühlen im Bischöflichen Amt Schwerin. Über seine Arbeit dort ist in den Akten des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg nichts überliefert. Eine Ex- bzw. Inkardination Schafts fand nicht statt, da die Verhandlungen über die Gründung eines neuen Bistums Hamburg dies nicht zuließen. Im Jahre 1994 wandte sich Wolfgang Schaft an Bischof Emil Stehle, ebenfalls aus der Erzdiözese Freiburg stammend und Bischof in Santo Domingo de los Colorados in Ecuador. Schaft strebte an, für einen fünfjährigen Fidei-Donum-Einsatz nach Ecuador zu gehen und begann seinen erneuten Auslandsdienst in Santo Domingo. Nach nur 18 Monaten wechselte Pfarrer Schaft in die Diözese Riobamba, wo er blieb, bis er zum 30. Juni 1997 in den Ruhestand versetzt wurde. In Ecuador hat Pfarrer Schaft segensreich und nachhaltig gewirkt. Das von ihm initiierte und auch unter persönlichen materiellen Opfern mit aufgebaute alternative und integrale Andenhospital mag hierfür als Beispiel dienen. Er unterstützte das Projekt nach Kräften bis zu seinem Tode.

Im Frühjahr 2003 kehrte Pfarrer Schaft nach Freiburg und Lörrach zurück, und hier zeigte sich erneut eine andere, schwierige Seite des Seelsorgers. Pfarrer Wolfgang Schaft hat in seinem Priesterleben viel erreicht, und was er sich einmal vorgenommen hatte, wollte er unbedingt durchsetzen. Er scheute, wenn er es für erforderlich hielt, auch den Gang an die Öffentlichkeit nicht. Dabei verlor er manchmal den Blick für den Standpunkt anderer und konnte diesen nicht mehr sehen oder anerkennen. Dies zeigte sich auch schon bei seinem 1992 geplanten Wechsel in die Erzdiözese Berlin, den er, obwohl er um den Priestermangel in seiner Heimatdiözese wusste, mit einer Vehemenz verfolgte, die in beiden Bistümern auf Unverständnis stieß. Berlin nahm von der zunächst vorgesehenen Inkardination Abstand und verzichtete schließlich ganz auf Schafts Dienste. Umgekehrt wollte dieser weder in Madrid bleiben noch in das Erzbistum Freiburg zurückkehren. Schließlich nahm der Diözesanadministrator von Schwerin, Norbert Werbs, Schaft auf, ließ ihn aber zwei Jahre später nach Ecuador ziehen, da das Verhältnis zwischen dem Pfarrer und dem Bischof, wieder wegen Schafts Kompromisslosigkeit, belastet war. In Ecuador wechselte Pfarrer Schaft eigenmächtig die Diözese und stellte damit Bischof Emil Stehle sowie den Freiburger Erzbischof vor vollendete Tatsachen; Absprachen und Kompromisse waren kaum möglich. Ab 2004 verbrachte Pfarrer Schaft seinen Ruhestand in Bad Salzig bei Boppart. Im Frühjahr zog es ihn in die Schweiz, wo er in der Gemeinde Glattfelden im Bistum Chur bis Dezember 2009 priesterlich tätig war. Danach kehrte er nach Lörrach zurück, um dort seinen Ruhestand zu verbringen. Pfarrer Schaft erkrankte schwer und starb am 1. Dezember 2010 im Klarahospital in Basel. Er wurde am 9. Dezember 2010 auf dem Lörracher Hauptfriedhof beigesetzt. Jürgen Brüstle

Schmitz-Valckenberg Klaus

Geb. 22. 1. 1936 in Solingen; ord. 31. 1. 1964 in Köln; 1964 Kaplan in Altenkirchen (Westerwald); 1966 Kaplan in Altenbergen; Januar 1976 Pfarrer in Wuppertal-Elberfeld (St. Joseph); Oktober 1981 Subsidiar in Bad Honnef-Rhöndorf; Juli 1983 Wechsel in die Erzdiözese Freiburg; 2. 7. 1983 Pfarradministrator in Dachsberg-Hierbach; 1. 5. 1985 Mitpastoration von Dachsberg-Urberg; 1. 5. 2003 Ruhestand in Dachsberg-Hierbach; Dezember 2009 Ruhestand in Freiburg; gest. 25. 2. 2010 in Freiburg; beerd. 5. 3. 2010 in Dachsberg-Hierbach.

Pfarrer Klaus Schmitz-Valckenberg stammt aus der Erzdiözese Köln und hat dort beinahe zwanzig Jahre als Seelsorger gewirkt, bevor er in die Erzdiözese Freiburg kam. Geboren wurde Klaus Schmitz-Valckenberg am 22. Januar 1936 in Solingen. Im Jahre 1958 legte er am naturwissenschaftlichen Gymnasium in Wuppertal das Abitur ab und studierte anschließend Theologie in Bonn. Am 31. Januar 1964 wurde er von Joseph Kardinal Frings im Kölner Dom zum Priester geweiht. Es folgten Jahre als Kaplan in Altenkirchen im Westerwald und ab Januar 1966 in der Dompfarrei Altenbergen. Im Januar 1976 wurde ihm die Pfarrei St. Joseph in Wuppertal-Elberfeld übertragen, und ab Oktober 1981 wirkte er als Subsidiar für die Seelsorge im Mütterkurheim, in der Landvolkshochschule und in der Pfarrei St. Mariä Heimsuchung in Bad Honnef-Rhöndorf. Ende 1982 bemühte sich Pfarrer Schmitz-Valckenberg um eine Verwendung in der Erzdiözese Freiburg. Sein Arzt war der Meinung, eine Schwarzwaldpfarrei in einer bestimmten Höhenlage sei für seine geschwächte Gesundheit am ehesten geeignet. Die Pfarrei Dachsberg-Hierbach, die den Anforderungen entsprach, war ihm bekannt, da ihn eine jahrelange Freundschaft mit dem 1982 verstorbenen Pfarrer Johannes Hägele verbunden hatte.

Zum 1. Juli 1983 wurde Schmitz-Valckenberg die Verwaltung und die Seelsorge der Pfarrei St. Bernhard in Dachsberg-Hierbach (Dekanat Waldshut) übertragen. Er blieb jedoch in seiner Heimatdiözese inkardiniert. Es gefiel Pfarrer Schmitz-Valckenberg in seiner Gemeinde und er lebte sich gut ein. Im Frühjahr 1985 wurde er zusätzlich mit der Seelsorge der Pfarrei St. Peter und Paul in Dachsberg-Urberg betraut, und 1990 wurde er zum Administrator der Pfarrei St. Georg und Cyrill in Ibach bestellt. Im Dezember 1991 wählten ihn seine Mitbrüder zum Kammerer des Dekanats Waldshut und damit zum Stellvertreter von Dekan Heinrich Heidegger. Viele Jahre wirkte Schmitz-Valckenberg als Seelsorger in Hierbach und den umliegenden Gemeinden, ermunterte Laien zu Mitarbeit und Mithilfe und kümmerte sich um die notwendigen Baumaßnahmen. Mit Ablauf des 30. April 2003 wurde er auf eigenen Wunsch von seinen Pflichten entbunden. Er verblieb in der Seelsorgeeinheit Dachsberg und half bis zum Sommer 2009 in der Seelsorge aus. Pfarrer Klaus Schmitz-Valckenberg starb am 25. Februar 2010 in Freiburg und wurde am 5. März 2010 auf dem Friedhof in Dachsberg-Hierbach beigesetzt. Jürgen Brüstle

Schulz Theodor

Geb. 27. 5. 1926 in Freiburg; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Weinheim; 23. 7. 1952 Vikar in Kenzingen; 5. 11. 1952 Vikar in Meßkirch; 28. 4. 1954 Vikar in Lörrach (St. Bonifatius); 3. 9. 1957 Generalsekretär des Borromäusvereins in

Bonn; 1. 10. 1958 Beurlaubung zum Studium in Freiburg; 30. 10. 1962 Hausgeistlicher in St. Peter, Lindenberg, und Vicarius substitutus in St. Peter; 1. 4. 1968 Hilfsassistent am Seminar für christliche Religionsphilosophie in Freiburg; 1. 10. 1968 Wissenschaftlicher Assistent ebd.; 1. 10. 1973 Studienurlaub für Promotionsstudium; 1. 9. 1987 Pfarradministrator in Breisach-Niederrimsingen; 1. 10. 1989 Mitpastoration von Breisach-Gündlingen; Dez. 1993 Mitpastoration von Breisach-Oberriemsingen; 16. 9. 1997 Ruhestand in Breisach-Niederrimsingen, zugleich Subsidiar; 1. 7. 2004 Ruhestand in Niederrimsingen; 2010 Ruhestand im Prälat-Stiefvater-Haus in Ehrenkirchen; gest. 1. 6. 2010 in Müllheim; beerd. 8. 6. 2010 in Niederrimsingen.

Theodor Schulz kam am 27. Mai 1926 in Freiburg als Sohn des Arztes Max Schulz und seiner Ehefrau Rosa, geb. Rauch, zur Welt. Er wuchs in Mannheim auf und absolvierte dort seine schulische Ausbildung. Bereits im Februar 1943 wurde er als Luftwaffenhelfer eingezogen, musste ein Jahr später zum Reichsarbeitsdienst und konnte dann noch einmal für wenige Wochen zurück auf die Schulbank. Mit dem Reifevermerk verließ er die Schule und wurde im Juli 1944 zur Wehrmacht eingezogen. Nach zweimaliger Verwundung geriet er im März 1945 in amerikanische Kriegsgefangenschaft und saß bis Dezember 1945 in Gefangenenlagern in Cherbourg und Foucarville, wo er der Theologengemeinschaft angehörte. Er trat noch einmal in das Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim ein und legte im Sommer 1946 das Abitur ab. Nach dem Theologiestudium in Freiburg wurden Theodor Schulz und 51 weitere Diakone am 25. Mai 1952 im Freiburger Münster durch Erzbischof Wendelin Rauch zu Priestern geweiht. Sein Bruder Peter (ord. 1959) ist ebenfalls Priester der Erzdiözese Freiburg. Nach zwei Vertretungen in Weinheim und Kenzingen wurde Theodor Schulz als Vikar nach Meßkirch angewiesen und im April 1954 nach Lör-rach in die Pfarrei St. Bonifatius. Schulz war überdurchschnittlich begabt und verwendete seine freie Zeit für das Studium theologischer Fragen. Als nun der Borromäusverein in Bonn einen neuen Generalsekretär suchte, der eine *„Veranlagung zu wissenschaftlicher Arbeit, die hernach populär darzustellen ist“* und auch *„ein gewisses Maß an publizistischen Fähigkeiten und an Rednertalent“* habe, fiel die Wahl des Freiburger Erzbischofs auf den jungen Vikar.

Schulz arbeitete ein Jahr erfolgreich und mit großem Sachverstand für den Borromäusverein, dann rief ihn seine Heimatdiözese zurück, denn er sollte nun eine Promotion im Fach Theologie anstreben. Er wurde zu diesem Zweck beurlaubt, musste aber auch am Bertholdgymnasium Religionsunterricht erteilen. Neben den weiteren seelsorgerlichen Aufgaben hatte er nun ein gerüttelt Maß an Arbeit zu bewältigen. Zum 30. Oktober 1962 wurde Theodor Schulz als Hausgeistlicher auf den Lindenberg angewiesen. Dort hatte er Zeit, an seiner Dissertation zu arbeiten. Mit Erlaubnis des Erzbischöflichen Ordinariats nahm er im März 1968 das Angebot einer Hilfsassistentenstelle bei Professor Bernhard Welte an, im Oktober desselben Jahres erhielt er eine volle Assistentenstelle. Er wohnte in dieser Zeit im Pfarrhaus der Pfarrei St. Konrad, wo er regelmäßig in der Seelsorge aushalf. Professor Bernhard Welte schrieb, Schulz habe *„eine vorzügliche und originelle Arbeit“* geschrieben und war im Hinblick auf die Fertigstellung zuversichtlich. Aber zum 1. Oktober 1973 endete Schulz' Assistentenzeit, ohne dass er es geschafft hätte, seine Arbeit bei der Theologischen Fakultät einzureichen. Ein Grund, neben der hohen Arbeitsbelastung, war, dass er sich verzettelt hatte. Er selbst hatte schon von einem *„kaum mehr verträglichen Zeitaufwand“* geschrieben und war daher mit der Entscheidung, stärker

in der Pfarrei St. Konrad seelsorgerlich zu arbeiten, einverstanden. In der ihm verbleibenden arbeitsfreien Zeit widmete er sich weiterhin im Auftrag des Ordinariats seinen wissenschaftlichen Studien.

Im September 1979 zog Theodor Schulz in das Pfarrhaus in Breisach-Niederrimsingen. Er entlastete damit Pfarrer Otto Weis, der die Pfarrei bislang von Oberrimsingen aus mitpastoriert hatte. Im September 1987 übernahm Schulz als Pfarradministrator die volle Verantwortung für die Pfarrei, und später, im Oktober 1989 bzw. im Dezember 1993, kamen auch die Nachbarpfarreien Gündlingen und Oberrimsingen noch hinzu. Zum 16. September 1997 wurde Theodor Schulz in den Ruhestand versetzt, blieb aber weiterhin im Pfarrhaus in Niederrimsingen wohnen und arbeitete dort und in den umliegenden Pfarreien als Subsidiar tatkräftig in der Seelsorge mit. Als seine Kräfte nachließen, musste Theodor Schulz seinen Dienst als Subsidiar im Sommer 2004 aufgeben. Er blieb im Pfarrhaus in Niederrimsingen wohnen; erst Anfang 2010 musste er in das Prälat-Stiefvater-Haus in Ehrenkirchen umziehen. Pfarrer Theodor Schulz starb am 1. Juni 2010 im Krankenhaus in Müllheim und wurde am 8. Juni 2010 in Niederrimsingen beerdigt. Jürgen Brüstle

Seiler Theobald

Geb. 18. 9. 1928 in Karlsruhe; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 26. 6. 1957 Vikar in Mühlhausen b. W.; 13. 9. 1957 Vikar in Plankstadt; 28. 2. 1957 Vikar in Mingolsheim; 23. 11. 1960 Vikar in Bruchsal (Liebfrauen); 15. 10. 1963 Vikar in Ettlingenweiler; 24. 1. 1964 Pfarrverweser in Levertswweiler mit Magenbuch; 22. 11. 1964 Pfarrer in Levertswweiler; 9. 1. 1968 Pfarrer in Großweiler; 1. 2. 1980 Mitpastoration von Achern-Gamshurst; 1. 9. 1990 Ruhestand in Achern-Großweiler; gest. 3. 10. 2010 in Achern; beerd. 11. 10. 2010 in Achern-Großweiler.

Theobald Seiler fühlte sich später als viele seiner Mitbrüder zum Priestertum berufen. Er besuchte in seiner Heimatstadt Karlsruhe die Volksschule und dann, bis zu deren Schließung im Jahre 1944, die Mittelschule. Im Januar 1945 wurde er zum Kriegsdienst bei der Flakartillerie einberufen und geriet im Mai 1945 bei Rosenheim in amerikanische Gefangenschaft, aus der er am 16. Juli 1945 entlassen wurde. Er entschloss sich, den Drogistenberuf zu erlernen, brach aber seine Lehre 1947 ab, da er Priester werden wollte. Seine Eltern, der Straßenbahnwagenführer Karl Seiler und seine Ehefrau Helena, geb. Leonhard, unterstützten ihren Sohn bei seinem Vorhaben. Mit der Hilfe seines Heimatpfarrers Josef Junker und durch Privatstunden bereitete er sich auf den Eintritt in die Untersekunda einer Oberschule vor. Im Jahre 1952 legte er am Goethe-Realgymnasium in Karlsruhe die Reifeprüfung ab und studierte in Freiburg und Münster Theologie. Er wurde am 2. Juni 1957 mit 40 Kurskollegen, darunter der spätere Erzbischof Oskar Saier, in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter durch Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht.

Am Pfingstsonntag feierte Seiler Primiz in seiner Heimatpfarre St. Martin und wurde dann für zweieinhalb Monate zu einer Vertretung nach Mühlhausen bei Wiesloch angewiesen. Es folgten Vikarsstellen in Plankstadt, Mingolsheim, Bruchsal und Ettlingenweiler, auf denen sich Seiler in die verschiedenen Bereiche der Seelsorge einarbeiten und bewähren konnte. Er galt bald als fähiger Seelsorger, und schließlich bewarb er sich als Pfarrverweser auf die Pfarrei Levertswweiler im Dekanat Sigmaringen.

Zum 24. Januar 1964 wurde er auf die Pfarrei angewiesen und nach der Präsentation durch Fürst Franz Joseph von Thurn und Taxis am 22. November desselben Jahres dort investiert. Die Nachbarpfarrei Magenbuch, heute Gemeinde Ostrach, hatte er ebenfalls zu versehen. Nach vier Jahren in Hohenzollern suchte Pfarrer Seiler neue Aufgaben und eine größere Pfarrei. Das Erzbischöfliche Ordinariat sandte ihn zum 9. Januar 1968 in die Pfarrei Großweier (St. Martin) im Dekanat Achern, wo er am 9. Juni 1968 investiert wurde. Die Pfarrei wurde zu seiner Lebensaufgabe. Mehr als zwei Jahrzehnte wirkte er in der Pfarrgemeinde und setzte sich mit ganzer Kraft dafür ein, eine lebendige Gemeinde aufzubauen. Als im Februar 1980 der Pfarrer der Nachbargemeinde Achern-Gamshurt, Pius Geppert, in den Ruhestand trat, übernahm Pfarrer Seiler für fünf Jahre die Verantwortung für die Pfarrgemeinde. Pfarrer Seiler hatte zeit seines Lebens gesundheitliche Schwierigkeiten, die ihn schließlich im Jahre 1990 zwingen, auf seine Pfarrei zu verzichten. Zum 1. September 1990 wurde er in den Ruhestand versetzt, den er in Achern-Großweier verbrachte. Als Subdiakon half er bis ins hohe Alter weiter in der Seelsorge mit. Pfarrer Theobald Seiler starb am 3. Oktober 2010 im Krankenhaus in Achern und wurde am 11. Oktober 2010 auf dem Friedhof Achern-Großweier beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Selzer Hanno

Geb. 5. 5. 1933 in Vacha/Rhön; ord. 18. 5. 1958 in Freiburg; 23. 6. 1958 Vikar in Ilvesheim; 16. 7. 1958 Vikar in Meßkirch; 1. 8. 1960 Vikar in Buchen; 16. 9. 1963 Vikar in Pforzheim (Herz Jesu); 18. 9. 1964 Pfarrvikar in Kippenheim; 15. 12. 1965 Pfarrer in Donaueschingen (St. Marien); 3. 7. 1972 bis 15. 12. 1981 Dekan im Dekanat Donaueschingen; 1. 10. 2002 Ruhestand in Donaueschingen-Aasen, Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Donaueschingen-Pföhren; gest. 20. 6. 2010 in Donaueschingen-Aasen; beerd. 25. 6. 2010 in Donaueschingen-Aufen.

Die Pfarrei St. Marien in Donaueschingen und weitere Pfarreien um Donaueschingen waren Pfarrer Hanno Selzers Lebensaufgabe. Die 37 Jahre als Pfarrer von St. Marien und die beinahe acht Jahre als Subsidiar in Pfarreien in und um Donaueschingen waren geprägt von gesellschaftlichen und kirchlichen Umbrüchen. Der Anfang von Selzers Wirken in Donaueschingen fiel mit dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils zusammen, dessen Beschlüsse er umsetzen und dessen Geist er in die Gemeinde tragen sollte. Es gelang ihm, das Engagement der Laien zu fördern und eine lebendige Gemeinde aufzubauen. Geboren wurde Hanno Selzer am 5. Mai 1933 als Sohn des Diplom-Handelslehrers Jacob Selzer und seiner Ehefrau Anna Barbara, geb. Volk, in Vacha an der Röhn. Wenige Tage später wurde er auf den Namen Hanno Erich Heinrich Eduard getauft. Die Eltern stammten aus Heidelberg, mussten aber in das thüringische Vacha ziehen, da der Vater aus politischen Gründen in seiner Heimat keine Stelle fand. Hanno Selzer wuchs mit seinen vier Geschwistern in einer katholischen und kirchentreuen Familie auf. Im Jahre 1940 zog die Familie nach Gotha, wo Selzer die Volksschule und das humanistische Gymnasium besuchte. Nach der sowjetischen Besetzung Thüringens kehrte die Familie nach Heidelberg zurück. Hier legte Selzer am humanistischen Gymnasium zu Ostern 1953 die Reifeprüfung ab. Er bewarb sich erfolgreich um die Aufnahme in das Collegium Borromaeum und studierte in Freiburg und München Theologie.

Am 18. Mai 1958 wurde Hanno Selzer mit 35 weiteren Diakonen durch Kapitelsvikar Weihbischof Hermann Schäufele im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Nach einer Vertretung in Ilvesheim im Dekanat Mannheim wurde der Neupriester als Vikar nach Meßkirch angewiesen. Es folgten Vikarsstellen in Buchen und Pforzheim (Herz Jesu), und schließlich eine Stelle als Pfarrvikar in Kippenheim. Hier lernte Selzer das breite Spektrum pastoraler Arbeit kennen. Seine offene und frohe Art, seine echte Frömmigkeit und sein Arbeitswille fielen seinen Prinzipalen auf. Zum 15. Dezember 1965 wurde Hanno Selzer als Pfarrer auf die Pfarrei Donaueschingen (St. Marien) angewiesen. Nach der Präsentation durch die Fürstlich Fürstenbergische Kammer wurde er am 30. März 1966 auf die Pfarrei investiert. Wenn Not am Mann war, übernahm er bereitwillig immer wieder die Mitpastoration benachbarter Pfarreien. Auch über die Grenzen einzelner Pfarreien hinausreichende Aufgaben erfüllte er mit großem Einsatz: Zweimal wurde Hanno Selzer zum Dekan für das Kapitel Donaueschingen gewählt und ließ sich ferner als Präses des katholischen Sportverbandes Deutsche Jugendkraft (DJK) sowie als Vorsitzender der Katholischen Gesamtkirchengemeinde Donaueschingen in die Pflicht nehmen. Als er im Jahre 2002 nach mehr als vierzig Jahren priesterlichen Dienstes in den Ruhestand trat, zog er in das Pfarrhaus der benachbarten Pfarrei Donaueschingen-Aasen und stellte sich dort sowie in weiteren benachbarten Pfarreien als Subsidiar für priesterliche Dienste zur Verfügung. Pfarrer Hanno Selzer starb am 20. Juni 2010 in der Sakristei der Pfarrei St. Hilarius in Heidenhofen, als er eine Messe vorbereitete. Er wurde am 25. Juni 2010 auf dem Friedhof in Donaueschingen-Aufen beigesetzt. Jürgen Brüstle

Servatius Bruno

Geb. 31. 5. 1933 in Elsenz; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 26. 6. 1957 Vikar in Lauf; 17. 4. 1958 Vikar in Mannheim (St. Sebastian); 21. 4. 1961 Vikar in Rheinfelden; 26. 6. 1962 Pfarrverweser in Stetten bei Engen mit Filiale Zimmerholz; 28. 6. 1964 Pfarrer in Stetten bei Engen; 28. 11. 1973 Pfarrer in Inzlingen; 11. 7. 1985 Pfarrer in Karlsruhe-Grünwinkel; 1. 1. 1998 Ruhestand in Karlsruhe; gest. 1. 10. 2010 in Karlsruhe; beerd. 12. 10. 2010 in Karlsruhe (Hauptfriedhof).

Bruno Servatius wuchs in einem tiefgläubigen Elternhaus auf, und aus seiner Verwandtschaft waren schon einige Berufungen hervorgegangen. Er selbst dachte bereits im Alter von zwölf Jahren, als er in das Privatgymnasium St. Paulusheim in Bruchsal eintrat, daran, Priester zu werden. Die Eltern, Karl Servatius, Bäckermeister und Bürgermeister in Elsenz, und seine Frau Frieda, geb. Herrmann, unterstützten den Jungen bei seinem Vorhaben. Sein Heimatpfarrer konnte ihn für den Priesterberuf empfehlen, bemerkte aber einschränkend, es sei *„ins Auge zu fassen, ob er seine Vorliebe für den Fußball-Sport den kommenden Pflichten des Studiums und der späteren Berufstätigkeit unterzuordnen“* verstehe. Seine philosophisch-theologischen Studien absolvierte Servatius in Freiburg und Tübingen. Nach Abschluss der pastoralpraktischen Ausbildung in St. Peter wurde er in der dortigen Pfarr- und Seminarirche am 2. Juni 1957 mit 40 weiteren Diakonen, unter ihnen der spätere Erzbischof Oskar Sailer, durch Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht.

Es folgten Vikarstellen in Lauf bei Bühl, Mannheim (St. Sebastian) und Rheinfelden. Im Juni 1962 trat er seine erste eigenständige Stelle an, als er zum Administrator

der Pfarrei Stetten bei Engen ernannt wurde. Nach der Präsentation durch den Fürsten von Fürstenberg und der Bestätigung durch Erzbischof Hermann Schäufler wurde er am 28. Juni 1964 auf die Pfarrei investiert. In den mehr als elf Jahren in Stetten mit der Filiale Zimmerholz sorgte Pfarrer Servatius für den Erhalt des religiösen Lebens und war über die Pfarrei hinaus für seine guten und volksnahen Predigten bekannt. Engagiert und mit Sachverstand kümmerte er sich um die Renovation und Erweiterung der Pfarrkirche. Außer in seiner Pfarrei engagierte er sich bereitwillig als Dekanatsseelsorger für die männliche Jugend und durch Aushilfen in der großen Pfarrei Engen, besonders in der Filiale Bergen. Als Bruno Servatius im Jahre 1973 neue Herausforderungen suchte und sich um eine Pfarrei bewarb, schrieb sein Dekan an das Ordinariat, Servatius erfreue sich großer Beliebtheit und sei Grund dafür, dass *„man in Stetten und Zimmerholz noch ein gesundes katholisches Brauchtum vorfindet“*. Man ließ ihn nur ungern ziehen.

Im November 1973 wechselte Pfarrer Servatius auf die Pfarrei Inzlingen, wo er am 30. Dezember desselben Jahres investiert wurde. In Inzlingen arbeitete Pfarrer Servatius zunächst ebenso erfolgreich wie in Stetten. Unter seiner Regie wurde ein Pfarrheim errichtet, und wieder engagierte er sich über seine Pfarrei hinaus, war Präses der Kolpingsfamilie im Bezirk Wiesental, Vorsitzender des Caritas-Kreisverbandes und hielt Vorträge an der Universität Basel. Dann aber kam es zu „Unstimmigkeiten“ zwischen einer Gruppe von Gemeindemitgliedern und dem Pfarrer, dem ein anonymer Briefeschreiber eine Affäre mit einer verwitweten Frau nachsagte. Aber auch unter den Gemeindemitgliedern selbst gab es Streit. Im Verlauf der Auseinandersetzung kam es zu anonymen Beschimpfungen in Briefen und auf Postkarten, sogar offene Drohungen wurden ausgesprochen. Gemäß der Devise, dass, wenn man nur lange genug mit Dreck schmeißt, immer etwas hängen bleibt, war Pfarrer Servatius als Seelsorger in Inzlingen nicht mehr tragbar. Auch er selbst wollte die Pfarrei verlassen, und nicht einmal eine Bürgerinitiative, die ihn zum Bleiben bewegen wollte, konnte mehr etwas ausrichten. In der Gemeinde war die Atmosphäre so vergiftet, dass vorerst kein neuer Seelsorger in die Pfarrei gesandt wurde. Die Stelle blieb vakant; es könne einem neuen Pfarrer vorerst nicht zugemutet werden, dass man ihn dort hinschicke, schrieb Dekan Oskar Kopp. Die Pfarrei wurde fortan von der Lörracher Pfarrei St. Bonifatius aus mitversorgt.

Pfarrer Bruno Servatius bewarb sich erfolgreich um eine andere Pfarrei und ging im Sommer 1985 nach St. Joseph in Karlsruhe-Grünwinkel. Die Investitur erfolgte am 3. November 1985. Er hatte bereits zu dieser Zeit mit gesundheitlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, stellte sich aber den anstehenden Aufgaben, ließ Pfarrhaus und Pfarrkirche renovieren. Viele Jahre war er Bezirkspräses der KAB. Neben den seelsorgerlichen Verpflichtungen, die eine Pfarrei mit 4500 Katholiken mit sich bringt, war das keine leichte Aufgabe. Im Herbst 1997 sah sich Pfarrer Servatius aus gesundheitlichen Gründen endgültig gezwungen, auf seine Pfarrei zu verzichten. Erzbischof Oskar Saier entsprach diesem Wunsch zum 1. Januar 1998. Servatius blieb in Karlsruhe wohnen und half weiterhin in der Seelsorge mit. Im Alten- und Pflegeheim St. Bernhard zelebrierte er noch lange regelmäßig die Messe. Pfarrer Bruno Servatius starb am 1. Oktober 2010 in Karlsruhe und wurde am 12. Oktober 2010 auf dem dortigen Hauptfriedhof beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Siegel Bernhard

Geb. 15. 10. 1938 in Niederhöchstadt im Taunus; ord. 27. 5. 1965 in Freiburg; 25. 6. 1965 Vikar in Eutingen; 1. 8. 1965 Vikar in Boxberg; 20. 9. 1966 Vikar in Walldorf; 16. 11. 1971 Pfarrkurat in Graben; 12. 10. 1977 Pfarrverweser in Edingen-Neckarhausen; 7. 9. 1978 Pfarrer in Edingen-Neckarhausen; 7. 9. 1981 Pfarrer in Bad Säckingen (Heilig Kreuz), Mitpastoration von Bad Säckingen-Wallbach (invest. 12. 9. 1982); 1. 8. 1991 einstweiliger Ruhestand in Achern-Waghurst; 24. 11. 1994 Pfarradministrator in Sasbachwalden; 11. 2. 1997 Pfarrer in Sasbachwalden; 1. 11. 1999 Ruhestand in Sasbachwalden; 23. 5. 2000 Ruhestand in Lauf; gest. 15. 4. 2010 in Offenburg; beerd. 21. 4. 2010 in Sasbachwalden.

Bernhard Siegel wurde am 15. Oktober 1938 als Sohn des Angestellten Alfred Siegel und seiner Ehefrau Alice, geb. Lebermann, in Niederhöchstadt im Taunus geboren. Er wuchs in einer gut katholischen Familie auf: Die Mutter hatte die „Missio canonica“, zwei Schwestern waren als Pfarrhelferinnen ausgebildet. Der Krieg verzögerte seine Schulausbildung, aber zu Ostern 1959 konnte er am humanistischen Gymnasium in Karlsruhe, wohin es die Familie inzwischen verschlagen hatte, die Reifeprüfung ablegen. Er studierte in Freiburg und Luzern Theologie, und am 27. Mai 1965 wurden er und 17 Mitbrüder, unter ihnen der spätere Erzbischof Robert Zollitsch, durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht. Nach einer kurzen Vertretung in Eutingen an der Enz wurde der Neupriester im August 1965 als Vikar nach Boxberg im Dekanat Lauda angewiesen. Ein Jahr später ging er nach Walldorf im Dekanat Wiesloch. Hier arbeitete er sich in die verschiedenen Bereiche der pastoralen Arbeit ein und erwies sich als einfühlsamer Seelsorger und guter Katechet. Aufgrund seiner Erfahrung vertraute man ihm zum 16. November 1971 die Kuratie St. Nikolaus in Graben an.

Nach sechs Jahren bemühte sich Bernhard Siegel um eine eigene Pfarrei. Er wurde im August 1977 als Pfarrverweser auf die Pfarrei Bruder Klaus in Edingen-Neckarhausen angewiesen, am 4. Oktober 1978 zum Pfarrer ernannt und am 4. Februar 1979 investiert. Als die Pfarrei Heilig Kreuz in Bad Säckingen im Jahre 1981 neu besetzt wurde, bewarb sich Pfarrer Siegel erfolgreich darum. Der Aufzug erfolgte am 7. September 1981, die Investitur am 12. September 1982. Zugleich oblag ihm die Mitpastoration der Pfarrei St. Maria in Bad Säckingen-Wallbach. In Bad Säckingen konnte Pfarrer Siegel mit seiner Gemeinde sein silbernes Priesterjubiläum mit festlicher musikalischer Umrahmung feiern. Pfarrer Siegel hatte seit seiner Kindheit gesundheitliche Probleme. Im Jahre 1991 ging es ihm gesundheitlich so schlecht, dass er auf dringenden ärztlichen Rat in den einstweiligen Ruhestand versetzt werden musste. Er zog in das Pfarrhaus der Pfarrei St. Johann in Achern-Waghurst. Nach etwas mehr als drei Jahren hatte sich Siegels Gesundheitszustand stabilisiert und er bat darum, ihm wieder eine Pfarrei zu überlassen. Mit Wirkung vom 24. November 1994 wurde ihm als Pfarradministrator die Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit in Sasbachwalden anvertraut. Am 11. Februar 1997 wurde er auf die Pfarrei investiert. Doch nach nur zwei Jahren zwang ihn seine Gesundheit, auf die Pfarrei zu verzichten und um seine endgültige Zuruhesetzung zu bitten. Er verbrachte seinen Ruhestand zunächst in Sasbachwalden, zog aber im Mai 2000 nach Lauf. Er half bei den Erlenbader Schwestern und in den umliegenden Gemeinden aus, so lange es sein Gesundheitszustand erlaubte. Pfarrer Bernhard Siegel starb nach langer Krankheit am 15. April 2010 und wurde am 21. April 2010 auf dem Friedhof in Sasbachwalden beerdigt. Jürgen Brüstle

Stoll Fridolin

Geb. 4. 3. 1926 in Erzingen; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Zell i. W.; 23. 7. 1952 Vikar in Herrischried; 15. 10. 1952 Vikar in Oberkirch; 27. 5. 1955 Vikar in Mannheim (Liebfrauen), und Religionslehrer an der Gewerbeschule II; 8. 4. 1959 Vikar in Konstanz (St. Stephan); 1. 8. 1959 Pfarrer in Stetten a. k. M.; 10. 12. 1968 Pfarrer in Wehr-Öflingen; 5. 7. 1976 Pfarrer in Herrischried; 2. 4. 1985 Pfarrer in Hambrücken; 1. 9. 1992 Altenseelsorger im Altenzentrum Sancta Maria in Plankstadt; 1. 12. 2000 Ruhestand in Neuhausen auf den Fildern; 1. 4. 2003 Ruhestand in Plankstadt; 2004 Ruhestand in Mannheim; gest. 3. 3. 2010 in Mannheim; beerd. 11. 3. 2010 in Plankstadt.

Fridolin Stoll war ein Sohn des Landwirts Josef Stoll und der Mathilde, geb. Schiessel. Er wuchs im Kreis seiner vier Brüder und seiner Schwester im heimischen Erzingen auf und besuchte dort die Volksschule. Von seinem Pfarrer vorbereitet, trat der Junge nach vier Jahren Volksschule in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt (Konradhaus) in Konstanz ein. Er wollte Priester werden, wurde aber noch vor dem Abitur zum Reichsarbeitsdienst eingezogen und im Anschluss daran, im Juni 1944, zur Wehrmacht. Acht Monate kämpfte er an der Front in Frankreich und Deutschland und geriet am 8. Mai 1945 in französische Gefangenschaft. Er musste 18 Monate in einem Minenräumkommando arbeiten, das beinahe 40 Prozent Verluste zu verzeichnen hatte. Anschließend kam er in das Gefangenenlager für katholische kriegsgefangene Theologiestudenten in Chartres, wo er in der „Außenstelle“ der propädeutischen Abteilung der Universität Freiburg i. Br. im März 1947 eine behördlich anerkannte Reifeprüfung ablegte. Er kehrte im Mai 1947 in die Heimat zurück und nahm zum Wintersemester 1947/48 in Freiburg das Studium der Theologie auf. Bereits hier zeigte sich seine musikalische Begabung. Er war im Collegium Borromaeum zwei Semester Choralmagister und zwei Semester Organist. Auch im Priesterseminar St. Peter fiel er als sehr guter Organist auf.

Am 25. Mai 1952 wurden Fridolin Stoll und 51 Mitbrüder durch Erzbischof Wendelin Rauch im Freiburger Münster zu Priestern geweiht. Nach zwei Vertretungen in Zell im Wiesental und in Herrischried wurde Stoll im Oktober 1952 als Vikar nach Oberkirch angewiesen. Im Mai 1955 wechselte er nach Mannheim (Liebfrauen), wobei er zugleich an der Gewerbeschule II Religion unterrichtete. Sein Prinzipal hob in den Jahresberichten Stolls musikalisches Talent ebenso hervor wie sein wissenschaftliches Interesse und seine Begabung für die Pfarrseelsorge. Nach einer kurzen Vertretung in Konstanz (St. Stephan) im Jahre 1959 erhielt Fridolin Stoll im August 1959 in Stetten a. k. M. seine erste eigene Pfarrei verliehen. Die Investitur erfolgte am 27. September 1959. Die Gemeinde in Stetten wuchs schnell und war geprägt von der dort stationierten Bundeswehr. Neun Jahre wirkte Pfarrer Stoll auf der Alb, dann, im Dezember 1968, wechselte er nach Wehr-Öflingen, nicht allzu weit von Erzingen entfernt. Es war ihm hier ein Anliegen, dass die Pfarrkirche eine neue Orgel erhielt. Über die Pfarrei hinaus engagierte er sich als Dekanatsfrauenseelsorger und als Definitor. Beinahe acht Jahre wirkte Fridolin Stoll seelsorgerlich in Wehr-Öflingen, arbeitete umsichtig und eifrig, dann suchte er eine neue Herausforderung.

Im Oktober 1976 wurde er auf die Pfarrei Herrischried im Hotzenwald investiert. Die Innenrenovation der Pfarrkirche und die Erneuerung der Orgel waren ihm hier ein besonderes Anliegen. Zugleich forderte die ausgedehnte Pfarrei seinen ganzen

Einsatz. Im April 1985 wurde Fridolin Stoll auf die Pfarrei St. Remigius im nordbadischen Hambrücken angewiesen und dort am 6. Oktober desselben Jahres investiert. Schon bald machte ihm eine zunehmende Sehbehinderung zu schaffen, und im Jahre 1992 musste er um Entpflichtung von der Verantwortung für diese Pfarrei bitten. Er übernahm die Aufgabe des Altenseelsorgers im Caritas-Altenzentrum Sancta Maria in Plankstadt, Dekanat Wiesloch, und erhielt selbst eine Dienstwohnung im Altenzentrum. Acht Jahre betreute Pfarrer Stoll die alten Menschen seelsorgerlich und konnte viel Gutes tun. Als sein Sehvermögen sich weiter erheblich verschlechterte und er zugleich immer schlechter hörte, bat er im Herbst 2000 um seine Zurruhesetzung, die ihm zum 30. November 2000 bewilligt wurde. Er verbrachte seinen Ruhestand zunächst in Neuhausen auf den Fildern und zog 2004 in das Maria-Scherer-Haus in Mannheim. Dort starb Pfarrer Fridolin Stoll am 3. März 2010, einen Tag vor seinem 84. Geburtstag. Er wurde am 11. März 2010 auf dem Friedhof in Plankstadt beigesetzt. Jürgen Brüstle

Sum Karl

Geb. 17. 10. 1939 in Oberwolfach; ord. 7. 6. 1964 in Freiburg; 30. 6. 1964 Vikar in Lahr-Reichenbach; 3. 8. 1964 Vikar in Pforzheim-Brötzingen; 5. 9. 1967 Vikar in Hechingen; 7. 9. 1971 Vikar in Freiburg (St. Johann); 12. 11. 1971 Kaplaneiverweser in Waldkirch; 25. 10. 1972 Pfarrverweser in Hüfingen; 28. 4. 1974 Pfarrer in Hüfingen; 1. 9. 1988 Pfarradministrator in Hüfingen-Hausen; 5. 11. 1989 Pfarrer in Bietenheim; 16. 1. 2002 Pfarrer in Elchesheim-Illingen; 1. 2. 2009 Ruhestand in Winden im Elztal; gest. 15. 2. 2010 bei Furtwangen; beerd. 22. 2. 2010 in Oberwolfach.

Als Karl Sum dreizehn Jahre alt war, starb sein Vater bei Waldarbeiten. Die Mutter musste ihn und seine sechs Geschwister, drei Brüder und drei Schwestern, allein großziehen und hatte dabei, wie der Gemeindepfarrer Anton Rapp berichtete, „*die Zügel fest in der Hand*“. Die Familie galt als gut katholisch, fleißig und zuverlässig. Karl Sum besuchte in Oberwolfach die Volksschule und danach das Gymnasium in Hausach. Dort legte er 1958 die Reifeprüfung ab. Im Frühjahr 1959 bestand er an der Heimschule Lender in Sasbach die Ergänzungsprüfungen in Hebräisch und Griechisch und nahm im Sommer seine philosophisch-theologischen Studien in Freiburg auf. Er wurde mit 27 weiteren Diakonen am 7. Juni 1964 durch Erzbischof Hermann Schäufele im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Vertretungsweise wurde der Neupriester zum 30. Juni 1964 nach Reichenbach im Dekanat Lahr geschickt. Am 3. August 1964 trat er seine erste Vikarsstelle in der Pfarrei St. Antonius in Pforzheim-Brötzingen an. Hier wurde ihm neben seinen Aufgaben in der Gemeinde die Seelsorge am Krankenhaus Siloah anvertraut. Drei Jahre später wurde er nach Hechingen angewiesen. Seine ruhige Art und sein fester Charakter erleichterten Vikar Sum den Zugang zu den Menschen. In Pforzheim-Brötzingen und in Hechingen bedauerte man seinen Weggang und sein Prinzipal in Hechingen, Pfarrer Theodor Seeger, schrieb im Jahresbericht von 1971: „*Die Jahre der Zusammenarbeit mit Kaplan Sum betrachte ich als ein kostbares Geschenk.*“ Von September bis Oktober 1971 wurde Vikar Sum nach Freiburg gerufen, um während einer Übergangszeit die Pfarrei St. Johann zu seelsorgerlich zu betreuen. Auch dort arbeitete er „*gut und überlegt*“, meisterte „*mit Takt und Einfühlungsvermögen [...] die schwierige Lage*“.

Von November 1971 bis Oktober 1972 war Karl Sum als Kaplaneiverweser in Waldkirch eingesetzt, bevor er als Pfarrverweser nach Hüfingen angewiesen wurde. Am 28. April 1974 wurde er auf die dortige Pfarrei St. Verena und Gallus investiert; zum 1. März 1988 wurde er zusätzlich mit der Seelsorge für die Pfarrei St. Peter und Paul in Hüfingen-Hausen betraut. Mit dem gewohnten großen Eifer und persönlichen Einsatz machte er sich in Hüfingen an die Arbeit und verstand es, Gemeindemitglieder für die Mitarbeit zu gewinnen. Pfarrer Sum genoss das Vertrauen seiner Mitbrüder und war bereits 1979 als Vertreter der Region Schwarzwald-Baar in den Priesterrat gewählt worden. Nach mehr als sechzehn Jahren segensreicher Arbeit in Hüfingen bewarb sich Karl Sum um Pfarrei Heilig Kreuz in Bietigheim und wurde am 5. November 1989 kanonisch investiert. Vorübergehend musste er die Pfarreien Ötigheim und Steinmauern mitpastorisieren, ab Januar 2002 auch die Pfarrei Hl. Geist in Elchesheim-Illingen. Als zum 23. November 2003 die Seelsorgeeinheit Bietigheim-Elchesheim-Illingen errichtet wurde, bestellte ihn Erzbischof Robert Zollitsch zu deren Leiter. Nach mehr als fünfundvierzigjähriger priesterlicher Tätigkeit wurde Pfarrer Karl Sum auf eigenen Wunsch zum 20. September 2009 in den Ruhestand versetzt. Er erklärte sich bereit, in der Seelsorgeeinheit Oberes Elztal mitzuarbeiten und wurde zum Subsidiar in den Pfarreien dieser Seelsorgeeinheit bestellt. Seinen Wohnsitz nahm er in Winden im Elztal. Beim Langlaufen, unweit von Furtwangen, erlitt Pfarrer Sum am 15. Februar 2010 einen Herzinfarkt und verstarb. Er wurde am 22. Februar 2010 in Oberwolfach beerdigt. Jürgen Brüstle

Utz Alfons Fridolin, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 13. 8. 1917 in Freiburg; ord. 27. 5. 1944 in Freiburg; 8. 8. 1944 Vikar in Karlsruhe, St. Bernhard; 1. 9. 1947 Präfekt am Gymnasialkonvikt in Rastatt; 8. 9. 1949 Vikar in Baden-Baden-Lichtental; 23. 6. 1954 Expositus in Hausen i. W.; 19. 9. 1956 Kurat in Hausen i. W.; 12. 2. 1959 Pfarrer in Lörrach-Stetten; 13. 12. 1979 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 9. 1982 Ruhestand in Freiburg; 20. 7. 1993 bis 5. 9. 1993 Pfarradministrator zur Vertretung in Freiburg (Hl. Familie), und Freiburg-Lehen; 16. 10. 1993 bis 31. 8. 1993 Pfarradministrator zur Vertretung in Bollschweil (St. Ulrich); gest. 25. 05. 2010 in Freiburg; beerd. 1. 6. 2010 in Freiburg (Hauptfriedhof).

Alfons Utz wurde die Gnade zuteil, 66 Jahre als Priester wirken zu können. Er war körperlich zäh, geistig wach und in seinem Glauben unbeirrbar stark. In seinem langen Priesterleben widmete er sich besonders den Schwachen und Kranken. Geboren wurde Alfons Utz als drittes von sieben Kindern des Freiburger Wagnermeisters Fridolin Utz und seiner Ehefrau Frida, geb. Baumann. Wenige Tage später wurde er in der Herz-Jesu-Kirche im Stadtteil Stühlinger auf den Namen Alfons Fridolin getauft. Der Junge besuchte die Hansjakob-Schule und wechselte nach der vierten Klasse auf das Bertholdgymnasium in Freiburg. Aufgewachsen in einer gut katholischen Familie, entschloss er sich in der Zeit des Nationalsozialismus, nach dem Abitur an Ostern 1937 Theologie zu studieren. Seine Externitas verbrachte er in Fulda. Bevor er jedoch zum Priester geweiht werden konnte, wurde Alfons Utz am 1. Dezember 1939 zum Kriegsdienst herangezogen. Zu Beginn des Russlandfeldzuges wurde er am 1. August 1941, östlich von Uman in der Ukraine, von einem gepanzerten Fahrzeug überrollt und schwer verletzt. Unter großen Schmerzen wurde Utz mit der Bahn in die Heimat

transportiert, wo ihn seine Familie pflegte. Mit einem Stützkorsett, das er noch lange benötigte, lernte er wieder zu laufen. Er war schwer kriegsbeschädigt, aber an seinem Wunsch, Priester zu werden, hatte sich nichts geändert. Er nahm sein Studium wieder auf und wurde am 27. Mai 1944 mit zwei weiteren Diakonen durch Erzbischof Conrad Gröber in der Seminarkirche des Collegium Borromaeum zum Priester geweiht.

Der Krieg und seine Folgen bestimmten die ersten Jahre des Neupriesters Utz. Seine Primizpredigt wurde durch einen Fliegerangriff unterbrochen, in Karlsruhe, St. Bernhard, seiner ersten Vikarsstelle, wurde das Pfarrhaus durch einen Bombentreffer zerstört, die Kirche beschädigt. Er nahm sich in Karlsruhe erfolgreich der Jugend an und wurde auch aus diesem Grunde mit Wirkung vom 1. September 1947 zum Präfekten des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts in Rastatt bestellt. Nach zwei Jahren erfolgreicher Arbeit versetzte ihn das Erzbischöfliche Ordinariat nach Baden-Baden-Lichtental, wo er Pfarrer Friedrich Heusler eine große Hilfe war. Fünf Jahre bewährte er sich als gewissenhafter Seelsorger und fand mit seiner gutmütigen, offenen und hilfsbereiten Art schnell Zugang zu den Menschen. Im Juni 1954 wurde Vikar Utz als Expositus nach Hausen im Wiesental angewiesen. Er betrat damit, was die Seelsorge anbetraf, Neuland. In den ersten beiden Jahren musste er als Untermieter in einer Kammer wohnen und im Gasthaus essen. Mit einigen Jungmännern renovierte er im ersten Jahr die verwahrloste Kirche innen und baute im zweiten Jahr ein neues Pfarrhaus. Er bewährte sich und wurde im September 1956 zum Kurat der neu errichteten Kuratie Hausen i. W. ernannt. Nun, im dritten Jahre, errichtete er mit seiner Gemeinde in einem freiwilligen Arbeitsdienst ein Pfarrheim, das dann auch als Schülerhort diente. Er führte eine Fronleichnamsprozession in Hausen ein, gründete einen Mütterverein, engagierte sich als Dekanatsjugendseelsorger und erteilte Religionsunterricht an der Gewerbeschule sowie an der Höheren Handelsschule.

Im Februar 1959 übernahm Alfons Utz mit Lörrach-Stetten seine erste eigene Pfarrei, auf die er am 8. März 1959 investiert wurde. Auch hier kümmerte er sich sogleich um die notwendigen Baumaßnahmen, ließ die Pfarrkirche renovieren, eine neue Orgel anschaffen, im Bereich Neumatt eine Fialkirche errichten und ein Alten- sowie ein Kranken- und Pflegeheim bauen. Die Seelsorge und die sozial-caritative Arbeit standen für ihn jedoch im Mittelpunkt seines Wirkens. Erzbischof Oskar Saier würdigte das Engagement von Pfarrer Utz, indem er ihn 1979 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte. Im Jahre 1983 wurde Utz das Bundesverdienstkreuz verliehen. Pfarrer Alfons Utz trat zum 1. September 1982 in den Ruhestand, den er in Freiburg verbrachte. Er übernahm bereitwillig als Subsidiar die seelsorgerliche und gottesdienstliche Betreuung des Alten- und Pflegeheims St. Laurentius in Freiburg-Haslach und half auch sonst aus, wenn Not am Mann war. Mehrfach sprang er als Pfarradministrator ein. Im Altenheim St. Laurentius, wo er zuletzt selbst wohnte, feierte Pfarrer Utz noch mit 90 Jahren täglich Gottesdienst. Er starb am 25. Mai 2010, zwei Tage vor seinem sechsendschzigsten Priesterjubiläum, in Freiburg. Nach einer Eucharistiefeyer in der Herz-Jesu-Kirche wurde er am 1. Juni 2010 auf dem Freiburger Hauptfriedhof beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Namensregister zum Nekrolog

- Amann, Berthold 265
 Bächle, Otto Alois 137
 Ballweg, Robert 235
 Bauer, Hans 203
 Beck, P. Robert (Alois) 236
 Berle, Kurt 139
 Beutter, Friedrich 267
 Blank, Albrecht Maximilian 237
 Bretón-Arenas, Tomás 269
 Buhl, Hubert Franz 140

 Daum, Alfred 270
 Deger, Hubert 143
 Desogus, Antonio 271
 Dilzer, Kurt 204

 Eger, Karl 272
 Enderle, Karl 238

 Farrenkopf, Rudolf 170
 Fehr, Johannes 206
 Franz, Meinrad 239
 Fuchs, Konrad 144

 Ganter, Joseph Wilhelm 146
 Geiger, Polykarp (Hermann) 148
 Geißler, Karlheinz 207
 Göpfert, Dieter 171
 Göz, Karl 209
 Grein, Wolfgang 210
 Gumbel, Roman 149
 Guttmann, Alfons 274

 Halder, P. Meinold (Walter) 275
 Hamming, Robert 149

 Hansmann, Karl 172
 Hertweck, Norbert 174
 Hoch, Josef 240
 Hoffkamp, Ludger (Josef R.) 276
 Huber, Erwin 241
 Huber, Karl Lorenz 278
 Hügel, Julius 151
 Hummel, Albert 175

 Jauch, Karl 153

 Kallenbach, Paul Ludwig 212
 Kalt, Edgar 243
 Kampa, P. Christian 176
 Kauß, Paul 154
 Kempf, Leonhard 155
 Kiehnle, Franz 214
 Kirchgäßner, Bruno 177
 Kölbl, Hans 178
 König, Hans Gustav
 Friedrich 244
 Krotz, Elmar Josef 279
 Kurz, Rudolf Jakob 156

 Landwehr, Elmar 245
 Lerch, Heinrich 158
 Lizdiks, Michael 281

 Machura, Wilhelm 215
 Mackert, Walter 282
 Mall, Albert 283
 Marbach, Heinz 217
 Maurer, Bernhard 284
 Mayr, P. Hyazinth Peter 218
 Müller, Leonhard 179
 Müßle, Josef Hermann 219

- Nock, Josef Anton 160
 Noe, Eduard 221

 Opitz, Friedrich Karl 246

 Plewnia, Josef 222
 Popp, Friedrich 286

 Reinholdt, Günter 161
 Riedlinger, Helmut 181
 Rothermel, Walter 186
 Ruby, Johannes 223
 Ruby, Josef 249
 Rudolf, Oskar 187

 Saier, Oskar 225
 Salzmann, Hans-Georg 225
 Sauer, Heinz Erwin Anton 226
 Schaft, Wolfgang 289
 Scherer, Leopold 250
 Schlegel, P. Norbert Klaus 251
 Schlosser, Hanspeter Hugo 228
 Schmiederer, Josef 162
 Schmitt, Franz 188
 Schmitz-Valckenberg, Klaus 291
 Schoisengeyer, Peter Anton 253
 Schot van der, Gerard 254
 Schönit, Rudolf 255
 Schulz, Theodor 291
 Schuster, Nobert 163
 Schwalke, Johannes 189
 Schwarz, Albert Philipp 257
 Seiberlich, Alfred 229
 Seifermann, Otto 191
 Seiler, Theobald 293
 Selzer, Hanno 294
 Servatius, Bruno 295
 Siegel, Bernhard 297

 Spath, Emil Benedikt 230
 Stadelmann, Karl-Heinz 192
 Stangier, Guntram (Werner) 259
 Stoll, Fridolin 298
 Stolz, Bernhard 260
 Sum, Karl 299

 Utz, Alfons Fridolin 300

 Velten, Karl Anton 261
 Vögele, Siegfried 195
 Völker, Franz Anton 196

 Wagenbrenner, Amandus
 Gerhard 166
 Wannemacher, Sebastian 199
 Weber, Alois 263
 Weber, Anton sen. 200
 Weber, Herbert Alois 202
 Weinschenk, Kurt 167
 Wellinger, Wilhelm 233
 Wik, Paul Joseph 169

 Zimmermann, Erich 264

Jahresbericht 2011

Die Jahresversammlung 2011 des Kirchengeschichtlichen Vereins (KGV) fand statt am 9. Mai 2012 im Erzbischöflichen Priesterseminar Collegium Borromaeum in Freiburg.

Den historischen Vortrag zum Thema „*Der heilige Gallus, Mönch und Einsiedler – Neues zu seiner Herkunft und Persönlichkeit*“ hielt der Stiftsbibliothekar von St. Gallen, Prof. Dr. Ernst Tresp. Damit richtete der KGV, seinem Namen und seiner Satzung gemäß, wieder einmal den Blick über das Erzbistum Freiburg hinaus auf eines „*der angrenzenden Bistümer*“. Freilich hat die Gallus-Verehrung auch in unserem Bistum eine weit zurückreichende Tradition, was sich beispielsweise an den teilweise sehr alten Gallus-Patrozinien in Merzhausen, Kirchzarten, Ladenburg oder Rangendingen zeigt. Auch das nach dem Heiligen benannte Kloster St. Gallen war schon im Früh- und Hochmittelalter im heutigen Erzbistum Freiburg präsent, insbesondere als Grundbesitzer und Patronatsherr für verschiedene Pfarreien und Benefizien.

Professor Tresp stellte in seinem Referat die Vita des heiligen Gallus ins Zentrum. Hierzu ging er zunächst auf die Quellenbasis ein – die er anhand einiger Auszüge aus den diversen Viten eingehend behandelte – und widmete sich anschließend intensiv Gallus' Verhältnis zu seinem Lehrer Kolumban. Auch die Frage der Herkunft spielte naturgemäß eine wesentliche Rolle in dem Vortrag, wobei Tresp eingehende Überlegungen dazu anstellte, ob Gallus, entgegen der geläufigen Sichtweise, und im Gegensatz zu Kolumban, möglicherweise nicht aus Irland kam, sondern kontinentaler Herkunft war. Dem interessanten und informativen Vortrag schloss sich eine lebhaft Diskussions an; als thematische Ergänzung stellte der Verleger Josef Fink das neu erschienene Werk „*Der Stiftsbezirk St. Gallen – ein kulturhistorischer Führer*“ vor.

Die Aktivitäten des KGV spielten sich im Berichtsjahr 2011 eher im Stillen ab. Zu nennen wäre die – teilweise sehr intensive – Mitarbeit mehrerer Vereinsmitglieder an landesgeschichtlichen Projekten wie einer ökumenischen und grenzüberschreitenden Kirchengeschichte des Oberrheins, bei der Frau Dr. Henze als Mitherausgeberin engagiert mitwirkt. Die Arbeit an der Fortsetzung der „Geschichte der Erzdiözese Freiburg“ geht intensiv weiter, ebenso wie jene an der Drucklegung der Vorträge, die bei der gemeinsam mit der Katholischen Akademie 2010 in Konstanz veranstalteten „Wessenberg-Tagung“. Das diözesane Heiligsprechungs-

verfahren für den seligen Bernhard von Baden, bei dem mehrere Vereinsmitglieder durch ihre Mitarbeit stark gefordert sind, konnte im Jahr 2011 wesentlich vorangebracht werden, und auch das diözesane Seligsprechungsverfahren für Max Josef Metzger, das ebenfalls von der im KGV versammelten historischen Kompetenz profitiert, näherte sich seinem Abschluss.

Als größeres Projekt steht für das Kalenderjahr 2013 das Jubiläum „150 Jahre Erzabtei St. Martin in Beuron“ auf der Agenda, zu dem der KGV gemeinsam mit der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg in den Tagen nach Christi Himmelfahrt eine wissenschaftliche Tagung in Beuron veranstalten wird. Auch auf der Jahresversammlung für 2012 wird Beuron im Mittelpunkt stehen.

Im Kalenderjahr 2010 sind sieben Vereinsmitglieder verstorben; hinzu kommt ein Sterbefall aus dem Jahr 2008, der dem KGV erst deutlich verspätet bekannt geworden ist. Im Einzelnen sind es:

Herr Prof. Dr. Xaver Fiederle aus Freiburg († 2008). Er war Professor an der Pädagogischen Hochschule in Freiburg und hat über mehrere Jahrzehnte als Fachberater des Bildungswerkes die katholische Erwachsenenbildung in selbstverständlicher Kirchentreue als Repräsentant eines kritischen Katholizismus inhaltlich und methodisch geprägt.

Herr Apostolischer Protonotar Prof. Dr. Erwin Gatz aus Rom. Zu seinem enorm umfangreichen wissenschaftlichen Œuvre, das er neben seinen Tätigkeiten als Rektor des Campo Santo Teutonico und als Geschäftsführender Direktor des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft geschaffen hat, gehören auch Beiträge zur Erforschung der Geschichte des Erzbistums Freiburg.

Herr Dipl.-Ing. Hermann Glaser aus Freiburg-Herdern ist zwar nicht durch historische Forschungen oder Publikationen hervorgetreten, hat aber den KGV durch seine Mitgliedschaft unterstützt.

Herr Pfarrer Manfred Hermann von Ebringen. Er war einer der tiefsten Kenner der südwestdeutschen – insbesondere hohenzollerischen – Kunstgeschichte und ist durch zahlreiche Kunst- und Kirchenführer sowie durch Arbeiten über den bedeutenden Barockbildhauer Mathias Faller (1707–1791) hervorgetreten. Seine letzte Heimat, Ebringen, verdankt ihm eine vorzügliche Renovierung der prächtigen Galluskirche.

Herr Dr. Dieter Kauß aus Offenburg. Bis heute von Bedeutung ist die hervorragende Arbeit über die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau. Als Archivar des Ortenaukreises, als wissenschaftlicher Leiter des Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach sowie als langjähriger Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden hat er sich zeitlebens intensiv für die Erforschung und Vermittlung der mittelbadischen Regional- und Kirchengeschichte eingesetzt.

Herr Prälat Domkapitular Dr. Joseph Sauer aus Freiburg. In seinen diversen Funktionen – unter anderem als Direktor der Katholischen Akademie – hat er immer wieder beachtenswerte Impulse gegeben und einer breiteren Öffentlichkeit vermittelt. Beiträge zur Erforschung der Bistumsgeschichte hat er als Mitherausgeber mehrerer zum 150-jährigen Bestehen der Erzdiözese erschienener Publikationen geleistet. Einige Jahre lang gehörte er auch als Vertreter des Erzbischofs dem Vorstand unseres Vereins an.

Herr Berthold Weindel aus Bruchsal. Der langjährige Vorsitzende der Historischen Kommission der Stadt Bruchsal hat sich in zahlreichen Vorträgen und Publikationen mit der Geschichte seiner Heimatstadt auseinandergesetzt; sein Bildband „Bruchsal in alten Bildern“ gibt „*das Erscheinungsbild des alten, unzerstörten Bruchsal umfassend wieder*“.

Herr Oberstudienleiter Dr. Elmar Weiß aus Osterburken. Aus seiner Feder stammen gewichtige historische Arbeiten über den fränkischen Teil unseres Erzbistums, von denen mehrere im FDA publiziert wurden. Insbesondere mit der Geschichte von Osterburken und der Thematik „Das Judentum im Taubertal“ hat er sich zeitlebens intensiv auseinandergesetzt.

Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, der Protektor des Kirchengeschichtlichen Vereins, ging in seinem Grußwort noch einmal auf die reiche und bis in die Gegenwart ausstrahlende Wirkungsgeschichte des heiligen Gallus ein. Abschließend dankte er allen Mitgliedern des Vereins, vor allem jenen, die sich durch ihre Tätigkeit im Vorstand besonders für die Erfüllung des Vereinszwecks einsetzen, für ihr Engagement, artikulierte seine Hoffnung auf ein baldiges Erscheinen der Fortsetzung der Bistumsgeschichte und wünschte dem Verein und allen seinen Mitgliedern für das künftige Wirken reiche Erträge und Gottes Segen.

Prof. Dr. Karl-Heinz Braun

Kassenbericht für das Jahr 2011

Einnahmen:

Beiträge der Mitglieder	8 348,00
Beiträge der Kirchengemeinden / Pfarreien	23 518,00
Mitgliedsbeiträge Gesamt	31 866,00
Erlös aus dem Verkauf von Einzelbänden.....	736,00
Zinserträge Geldmarktkonto	445,09
Zuschuss Ordinariat	0,00
Spenden und Ersatzbeträge.....	484,59
Summe der Einnahmen	33 531,68

Ausgaben:

Herstellung und Versand des Jahresbandes Nr. 131/2011 .	20 435,16
Honorare für den Jahresband Nr. 131/2011	731,25
Vergütung für die Schriftleitung.....	2 800,00
Vergütung für die Rechnungsführung	0,00
Vergütung für die Betreuung der Bibliothek.....	196,16
Vergütung für die Kassenprüfung	80,00
Bankgebühren	157,55
Sonstige Ausgaben (Steuern, Gebühren, Jahresvers. u. a.).	481,80
Summe der Ausgaben	24 881,92
Kassenbestand zu Beginn des Zeitraumes 2011	15 461,88
Einnahmen 2011.....	33 531,68
Gesamtbetrag der verfügbaren Mittel	48 993,56
Ausgaben 2011	24 881,92
Kassenbestand zum Abschluss 2011	24 111,64

Die Mitgliederzahlen zu Beginn des Jahres 2012 betragen:

Privatmitglieder und Bezieher des FDA	409
Beitragsfreie Mitglieder.....	7
zusammen	416

Im Geschäftsjahr 2011 gab es 4 Neuzugänge, 8 Abgänge durch Tod und 7 Abgänge durch Austritt.

Die Mitgliederzahl der Kirchengemeinden beträgt	1 059
die Anzahl der Tauschpartner	99

Manfred Barth

